

Preis 1,80 Fig.

Ernst Elias Niebergall's

(E. Streff)

Gesammelte Erzählungen.

Herausgegeben

von

Franz Harres.

Darmstadt.

Verlag von L. Vogelsberger.

1896.

Prospect auf der Rückseite dieses Umschlags zu beachten.

zur Aufklärung des Järens Tugals.

L. Vogelsberger.

Prospect.

Als vor ungefähr Jahresfrist von dem Münchner Schriftsteller Georg Fuchs eine kritische Ausgabe der Werke unseres bedeutendsten Darmstädter Dialektdichters in einem hiesigen Verlage erschien, gab sich alsbald in den breitesten Volksschichten das lebhafteste Interesse für dieses Unternehmen kund. Leider jedoch wurden die Erwartungen des Publikums in der Art nicht voll erfüllt, als uns Fuchs nur die schon seit langem im Buchhandel erschienenen und leicht zugänglichen dramatischen Werke Niebergall's gab, während die

Erzählenden Dichtungen

einem größeren Leserkreise nach wie vor unbekannt geblieben sind. Liegt nun auch Niebergall's eigentliche Bedeutung unläugbar auf dem Gebiete der dramatischen Dialektpoesie, so ist es doch unsere Ueberzeugung, daß seine in der „Didaskalia“ erschienenen Erzählungen es, trotz gegenteiliger Ansichten, sehr wohl verdienen, der Vergessenheit entrissen und dem Publikum durch einen Neudruck zugänglich gemacht zu werden. Großartige Naturbeobachtung, treffliche Zeichnung der Charaktere, ein leichtflüssiger, eleganter, unterhaltender und von jeder

29
Ernst Elias Niebergall's

(E. ⁺Streff)

Gesammelte Erzählungen.



Herausgegeben

von

Franz ⁺Harres.



Darmstadt.

Verlag von L. Vogelsberger.

1896.

*Auct. Germ.
Niebergall*

18/3412

Inhalts-Übersicht.

	Seite
Der Herrgottsberg	1
Der Todtenmarkt	25
Das Griesheimer Haus	65
Der vermauerte Thurm	132
Die Mondscheinnacht in den Ruinen	151
Die Novelle	171
Der Wunderdoctor	203



Druck von Chr. Haun in Darmstadt.

48/512 x 14

V o r w o r t.

Der Wunsch unsern Ernst Elias Niebergall, der als Dramatiker durch seine klassischen Darmstädter Lokallustspiele sich einen hervorragenden Platz auf dem deutschen Parnass errungen und dem Georg Fuchs in seinem umfangreichen und verdienstvollen Buche Ernst Elias Niebergall: „Dramatische Werke“ ein schönes Denkmal gesetzt hat, in seinen hervorragendsten und besten Novellen auch als Meister auf dem Gebiete der Erzählung vorzuführen, hat den Unterzeichneten zur Herausgabe von Niebergall's „Gesammelten Erzählungen“ veranlaßt.

Zu der leider nur mit wenigen, kurzen Strichen zu zeichnenden Lebensgeschichte unseres Dichters vermag ich in sofern einen kleinen Beitrag zu liefern, als es mir gelungen ist, das Geburtshaus Niebergalls aufzufinden. Auf der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt befindet sich eine Handschrift: „Eintheilung Darmstadt's in neun Distrikte“, die im Distrikt E. als Besitzer des Hauses, Baustraße (jetzt Elisabethenstraße) 88 den Kammermusiker Georg Niebergall anführt. Dies ist der Vater unseres Ernst Elias und da die Handschrift vom 1. Januar 1815 datirt ist und der Dichter am 13. Januar desselben Jahres das Licht der Welt erblickte, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß wir in diesem Hause sein Geburtshaus vor uns haben. Bis zu Ende der dreißiger Jahre befindet sich, laut Adressbuch, das Haus, das jetzt die Nummer 50 trägt im Besitze der Kinder des verstorbenen Kammermusikers Georg Niebergall. Dasselbe ging dann in den Besitz des Schuhmachermeisters Haslinger über, 1850 erwarb es der Lackirer Müller und

1860 Metzgermeister Rummel, der es in den 70er Jahren baulich vergrößerte und dessen Wittwe es heute noch besitzt.

Da der Umfang dieses Büchleins ohnedies durch die nothwendige Herausgabe einer 6. Lieferung bereits überschritten wurde, so vermag ich nur der unstreitig bedeutendsten Novelle Niebergalls „Dem Griesheimer Haus“ einige Erläuterungen mit auf den Weg zu geben und sehe mich gezwungen für die übrigen Erzählungen auf Fuchsens Bemerkungen zu denselben zu verweisen. Ueber seine Hauptquelle zum „Griesheimer Haus“ sagt Niebergall im Anfang seiner Erzählung folgendes:

„Ueber das Haus sowohl, als dessen Umgebung existiren noch jetzt allerlei Erzählungen deren Kenntniß wir theils mündlichen Mittheilungen, theils einem Manuskripte verdanken, in dessen Besitze wir uns befinden. Der Verfasser desselben, vor einigen Jahren dahier verstorben, ein sehr angesehener, als Mensch und Gelehrter gleich achtbarer Mann, war hohen Ortes aufgefordert worden, das auf die Geschichte dieses Hauses Bezug Habende sowie die darüber umlaufenden Erzählungen zu sammeln!“ —

Es ist mir nun gelungen, vorerwähntes Manuskript auf der Großherzoglichen Cabinetsbibliothek aufzufinden, das im Jahre 1834 von dem Oberforstrat Dr. Bekker auf Wunsch des damaligen Großherzogs verfaßt wurde. Bekker wurde am 22. September 1770 zu Darmstadt, in welcher Stadt sein Vater das Amt eines Senators und Mehlwaag-Inspektors bekleidete, geboren. Durch Selbststudium erwarb er sich so bedeutende Kenntniße auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Forstwissenschaft, daß ihm im Jahre 1804 die Universität Jena die philosophische Doktormürde ertheilte. Seit 1797 war er Inspektor des damaligen Landgräflichen Naturalien-Kabinetts und wurde im Jahre 1806 als Rath im Großherzoglichen Oberforstcolleg angestellt. Vom 23. Dezember 1830 an befand er sich im Pensionsstand. Er starb am 24. August 1836 zu Darmstadt. Da Niebergall mit dem alten Oberforstrath verwandt war, so war es für

ihn nicht schwer in den Besitz des Manuscriptes zu gelangen. Er schloß sich der Handschrift ziemlich eng an, nur hie und da augenfällige Fehler oder die etwas sehr schwulstig gerathene Sprache des alten Herrn verbessernd.

Da er besonders bei der Erzählung der Belagerung des Griesheimer Hauses durch die tapferen Dragoner unter Führung ihres Rittmeisters Fuchs sich ganz abhängig von dem Manuscripte zeigt, so können wir wohl die prächtige Figur des alten Rittmeisters als eine Schöpfung des Oberforstraths Bekker ansehen, im Gegensatze zu Georg Fuchs, der die Einführung des alten Haudegens unserem Niebergall zuschrieb.

Die Arbeit des alten Bekker wurde von der Forstbehörde mit folgender Glosse versehen: „Den Verfasser der anliegenden „Novelle“ hatte der Unterzeichnete um Nachrichten über das Griesheimer Haus ersucht. Was den geschichtlichen Theil seiner Viefierung und die darin angeführte Beschaffenheit des Hauses betrifft, so widersprechen denselben theilweise die Acten und Zeichnungen. Die schauerlichen Erzählungen über Spuckereien scheinen mit einiger Phantasie wiedergegeben worden sein. Richtig steht, daß unter Einwohnern von Bessungen davon noch die Sage geht, richtig wohl aber auch, daß man sich dieses Mittels bediente, die Anlage gegen unberufenen Besuch sicher zu stellen.

Darmstadt, den 6. März 1854.

Klipstein.“

Auf die Schilderung der Belagerung des Griesheimer Hauses läßt Niebergall noch zwei Erzählungen folgen, welche in dem Bekker'schen Manuscript nicht enthalten sind.

Bei der ersten wollen wir seine Behauptung, daß er sie der Nachfrage bei glaubwürdigen Einwohnern der benachbarten Ortschaften verdanke, noch gelten lassen, obwohl einzelne Züge, wie die Einführung des biederer Pfungstädter Nachtwächters, mindestens auf eine gehörige Uebersarbeitung durch den Dichter schließen lassen. Ganz Nieber-

gall's geistiges Eigenthum ist, wie schon Georg Fuchs betonte, die Schatzgräbergeschichte, die als eine wahre Perle der Erzählungskunst bezeichnet werden muß. Noch einmal wurde Bekker's Manuscript benutzt und zwar durch den lebenswürdigen Erzähler Ernst Pasqué, der das Griesheimer Haus zum Gegenstande eines Romanes machte, in dem er in köstlicher Weise die wunderbaren Spuckgeschichten als Streiche eines schlauen Wilddiebes entlarvt. Einige Uebereinstimmungen zwischen dem Roman und der Schatzgräbergeschichte lassen jedoch darauf schließen, daß Pasqué auch Niebergall's Aufsatz nicht unbekannt war. Bei beiden Dichtern schöpfen die Helden ihre Weisheit über die Kunst des Schatzgrabens aus einem Buche: nur ist es bei dem alten Husaren des Thesaururgus „Curioser Unterricht“, den ihm seine Wirthin vom Jahrmarkte mitbringt, bei Pasqué's Kantor Stoffel aber der „clavicula Salomonis“. Auch der Bruder Stoffel's, Nachtwächter Georg weist einige Verwandtschaft mit seinem Pfungstädter Collegen auf. Auch in der Schilderung der Belagerung des Griesheimer Hauses folgte Pasqué ziemlich genau dem Bekker-Niebergall'schen Bericht. So ist zum Beispiel Hauptmann Walther, der früher in österreichischen Diensten stand, niemand anderes als unser Rittmeister Fuchs, der sich schon im schlesischen Kriege ausgezeichnet hatte. Unerklärlich ist, warum Pasqué die tapferen Dragoner in natürlich ebenso tapfer — davonlaufende Leibgrenadiere umwandelte.

Als Anhang zum „Griesheimer Haus“ gebe ich noch zwei Manuscripte der Großherzoglichen Cabinetsbibliothek, die beide ihre Entstehung ebenfalls der Anregung des kunstsinnigen Fürsten verdanken, der schon die Abfassung der Bekker'schen Novelle veranlaßt hatte und die Anlagen um das Griesheimer Haus herstellen ließ. Der Verfasser beider Handschriften ist Friedrich Christoph Reinhard Hild. Geboren am 13. Oktober 1780 zu Darmstadt, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1799—1803 zu Gießen die Rechte, machte im Jahre 1814 im Hessen-

Darmstädtischen freiwilligen Jägerkorps den Feldzug gegen Frankreich mit und privatisirte dann in Darmstadt. Er machte sich durch eine ganze Reihe geschichtlicher und militärischer Abhandlungen um die Geschichte unseres engeren Vaterlandes verdient.

Besonderes Interesse erwecken die beiden Sagen, die er von dem Griesheimer Haus berichtet. Merkwürdig ist dabei nur, daß er sich über das Pathos der Bekkerischen Erzählung lustig macht, während doch seine eigene mit mythologischen Reminiscenzen gespickte Darstellungsweise ebenfalls das Menschenmögliche an Schwulst und Unnatur leistet.

Sollten Niebergalls „Gesammelte Erzählungen“ in den Leserkreisen Anklang finden, so gedenke ich ihnen bald die noch fehlenden historischen Erzählungen unseres Dichters folgen zu lassen, unter denen sich auch noch manches Interessante findet.

Zum Schlusse erübrigt es mir nur noch, den drei Bibliotheken, die mich bei meiner Arbeit auf das Bereitwilligste unterstützt haben, meinen Dank zu sagen. Es sind dies die Großherzogliche Cabinetsbibliothek und Hofbibliothek zu Darmstadt und die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., welche letztere mir die Didaskalia, in welchem Blatte sämtliche Novellen Niebergall's erschienen sind, auf der hiesigen Hofbibliothek in liebenswürdigster Weise zugänglich machte.

Darmstadt, im November 1895.

Der Herausgeber.

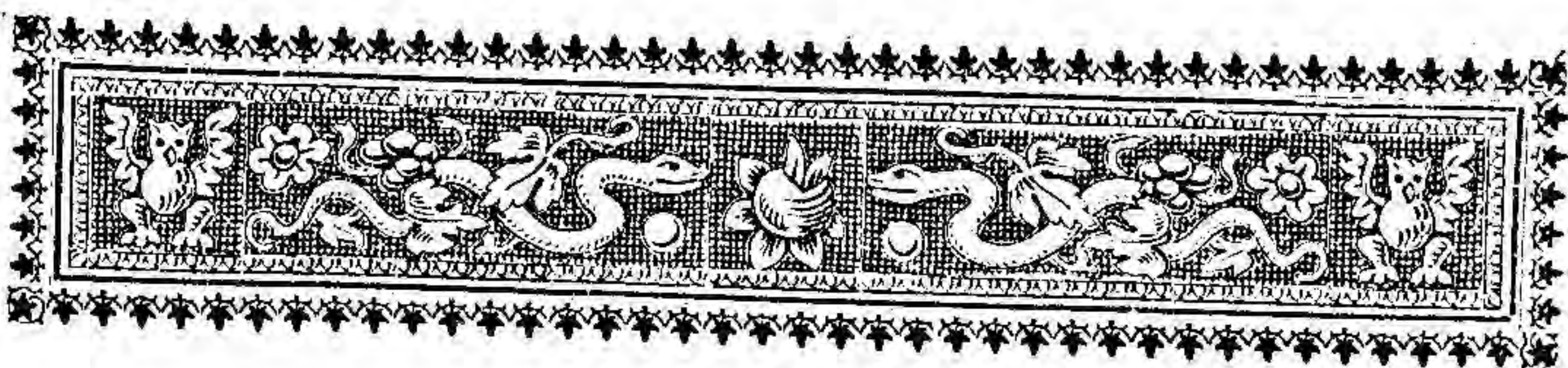
Der Herrgottsberg.



Eine Sage,

erzählt von E. Streff.





Wie mancher Lenz schwebte schon liebathmend auf die Erde herab! Sie treibt neue Blüthen, und sie verwelken nach kurzem Dasein; sie sieht, ihnen gleich, immer junge Geschlechter der Sterblichen entstehen; doch nach einem kurzen Leben voll Freuden und Thränen sinken sie wieder in ihren dunklen Schooß zurück — ihr Name verweht, wie der Staub ihrer Gebeine, und der Frühling streut seine Blüthen nur auf Gräber. So kreiset der Wechsel fort und fort, ein ewiges Einerlei in tausendfältigen Gestalten.

O könntet ihr reden, ihr Eichen, über deren Wipfel ein Jahrtausend hingezogen ist! Könntet ihr anheben von der grauen Vergangenheit, ihr ewigen Felsen, ihr nie versiegenden Quellen und Ströme. Ihr wart Zeugen längst entschwundener Tage, öffnet euren stummen Mund! Aber die Eichenwipfel rauschen fort; und die Felsen schweigen und die Quellen und Ströme ziehen leise weiter. Nur die Sage, diese träumerische, ältere Schwester der ernstesten Geschichte flüstert noch manchmal von vergessenen Kämpfen, von Liebeslust und Liebes-

leid; aber was sie flüstert, weht wie ein ferner verhallender Glockenton durch verfallenes Gemäuer, wie säuselnde Abendwinde durch Aeolsharfsaiten; nicht jedes Ohr vernimmt, oder vermag es zu deuten.

Wo sich die liebliche Bergstraße nach Norden zu in die sandige Ebene Darmstadt's verliert, erheben sich noch einige Waldhöhen, unter ihnen der Herrgottsberg. Durch schattige Buchen führen trauliche Pfade auf seinen Gipfel; droben sieht man auf frische Waldung herab und die rings verbreitete Stille übt ihren Zauber auf empfindende Seelen.

Vor Alters stand hier, wie die Sage berichtet, eine Kapelle; wann und von wem sie gegründet wurde, beantwortet die Geschichte ebenso wenig, als, wann sie unterging. Doch die dunkle Sage findet Bestätigung in einem verschütteten unterirdischen Gange, der nach dem Glauben Vieler sich bis zu dem Heiligenkreuzberge, eine Viertelstunde nordöstlich von der Stadt, hinziehen soll und in den Spuren zerbröckelnden Mauerwerks in dem Boden. Noch ehe aber die Kapelle den Berggipfel zur Andachtsstätte weihte, hatte ein Klausner seine einfache Hütte hier aufgebaut. Ein rohes, hölzernes Kreuz, auf dem Felsen errichtet, welcher noch jetzt an dem Abhange emporragt, und den sonderbaren Namen die Teufelsklaue führt, sah den frommen Eremiten im brünstigen Gebet. Hier kniete er den größten Theil des Tages, bis der Mond hinter den Bergen heraufstieg.

Noch war Bruder Lienhard nicht von den Jahren niedergebeugt. Zwar barg die härene Rutte den edelkräftigen Bau seiner Glieder, und die Kapuze deckte das fahlgeschorene

Haupt, aber um Rinn und Wangen kräufelte sich die braune Lockenfülle des Bartes, und noch zog sich keine Falte über seine Stirne. Sein gebräuntes Antlitz war das eines Mannes in der schönsten Blüthe des Lebens.

Eines Mittags, als vor dem glühenden Brande der Hundstagssonne alle Säger des Haines verstummt, und sich in den tiefsten Laubschatten verborgen, lag Lienhard, seiner Gewohnheit gemäß, vor dem Felsenaltar mit dem ragenden Kreuze. Die glühenden Strahlen versengten seinen fahlen Scheitel: — er achtete es nicht und blickte in heißem Gebet sehnend zu dem Zeichen des Heils hinauf. Dann löste er den knotigen Strick von den Lenden und begann sich zu zergeißeln, daß der Schall der Hiebe weithin durch die stille Dede drang, dabei seufzte er aus schwerer Brust wie in tiefster Berknirschung und sein müder Arm schwang die grausame Geißel rastlos mit unbarmherziger Gewalt. Endlich ruhte er erschöpft und sank in's Gras auf sein Angesicht.

Flüchtige Schritte rauschten durch den Wald, näher und näher; sie weckten den Hingesunkenen. Er wandte sich um: eine wunderliebliche Jungfrau stand vor ihm, bittend die zarten Hände ausgestreckt. Ihre Blicke sprachen die höchste Angst aus und die Blässe ihres Antlitzes übertraf noch das weiße Gewand, welches von Dornen zerrissen, in weiten Falten um ihre herrliche Gestalt wallte.

Ihre Locken wehten aufgelöst um die Schultern, rosige Blutstropfen thauten perlend von ihren nackten Füßen in das Gras: so stand sie, wortlos mit bebenden Lippen und verstörten Augen, aber es bedurfte auch nicht erst der Worte um Bruder Lienhard's Mitgefühl zu erregen.

Ohne lange zu fragen, geleitete er die Erschöpfte auf

eine Bank vor der Hütte und schickte sich an, sie mit den Nahrungsmitteln, die er der frommen Mildthätigkeit umwohnender Landleute verdankte, und mit einem frischen Trunk aus der nahen Quelle zu erquicken. Aber sie hielt ihn angstvoll zurück.

„Sie kommen!“ rief sie mit dem Tone des Entsetzens. „Rettet mich!“

Sie sank zu den Füßen des erstaunten Eremiten und umfaßte flehend seine Kniee.

Gellender Waffenklang und Stimmen drangen durch die Waldung. Mit schnellem Entschluß hob er die halb Bewußtlose auf und führte sie in seine enge Zelle, wo sie wenigstens den ersten Blicken verborgen und nachdem er sie bedeuget hatte ruhig und unbesorgt zu sein, trat er hinaus, um zu erkunden, welche Gefahr der Schutzflehenden drohe. Es dauerte nicht lange, so erschienen drei bewaffnete Knechte. Anfangs warfen sie forschend und im eifrigen Gespräche untereinander die Blicke umher, doch als sie den Klausner erblickten, der ihnen ernst und würdevoll zuschaute, eilten sie auf ihn zu, beugten die Knie und baten um seinen Segen, den er ihnen willig ertheilte. So groß war die Scheu, welche in jenen Zeiten die rohesten Gemüther vor den Dienern des Himmels erfüllte, daß sie nicht wagten, nach dem Gegenstand ihres Suchens zu fragen, und sich mit ehrerbietigem Gruß nach der entgegengesetzten Richtung entfernten. Als ihre eiligen Schritte nicht mehr im rauschenden Laube gehört wurden, kehrte Lienhard, mit frohem Bewußtsein in die Zelle zurück. Die Jungfrau betete über ihre Rettung; er störte sie nicht, und erst als sie geendet hatte, trug er einfache Speisen auf, grobes Brod, Beeren und Wurzeln, die er selbst gesucht hatte.

„Eßet und seid getrost“, sagte er wohlwollend, „Eure Dränger sind ferne“. Sie antwortete ihrem Retter mit einem dankbaren Blick und genoß etwas Weniges der dargebotenen Nahrung. Allmählig verschwanden die Spuren der Angst aus ihren Mienen und ihre Wangen fingen an, sich leise zu röthen: „Frommer Klausner,“ sprach sie, „wie soll ich Euch danken? Soll ich zu Gott für Euch beten? Ach, Euer Gebet steigt heiliger auf zu Gottes Thron und gilt mehr vor ihm, als das einer schwachen, sündigen Magd. Doch um die Größe Eurer Wohlthat zu ermessen, erlaubet, daß ich Euch erzähle, was mich flüchtig wie ein gescheuchtes Reh, an diese heilige Stätte getrieben hat. Ich heiße Adalgunde und bin das einzige Kind des greisen Ritters von Tannenberg. Wohl hatte ich ehemals noch einen geliebten Bruder, aber laßet mich von ihm schweigen. — Die Erinnerung an ihn erstickt meine Worte mit Thränen. Die theure Sorge, die späten Tage meines Vaters durch kindlich-treue Pflege zu versüßen, war die Aufgabe meines Lebens und ich legte mir das heilige Gelöbniß auf, keiner Bewerbung um meine Hand Gehör zu schenken, um ihn nicht in seiner Schwachheit einsam zurück lassen zu müssen. Vor Kurzem erschien der Burgherr von Rodenstein mit einem zahlreichen, prunkenden Dienertroß auf der Burg meines Vaters. Seine Blicke ließen mich ahnen, weshalb er gekommen, und ich hatte mich nicht getäuscht, — er warb um meine Hand. Aber, wenn es auch nicht mein unverbrechliches Gelübde gewesen wäre, nur meinem Vater zu leben, so hätte mich die schlecht verhehlte Wildheit in den übermüthigen Mienen des Ritters zurück geschreckt. Meine feste Weigerung jagte dunkle Röthe in sein Gesicht und rachebrütend, mit der Drohung, daß er die erlittene Schmach nimmer vergessen

werde, verließ er sogleich mit seinem Gefolge das Schloß. Wohl hat er sie nicht vergessen!

Mein Herz schlug leichter als er mich von seinem Anblick befreit hatte. Ich fühlte mich glücklich an der Seite meines Vaters! Er sah so liebevoll auf seine Tochter herab!

Aber unser friedliches Glück sollte schrecklich enden!

Vergangene Nacht flog mich der Schummer. Eine unerklärliche Angst hielt mich wach und das Herz war mir so beengt, ohne daß ich wußte, worüber ich mich beunruhigte. Da höre ich plötzlich einen furchtbaren Lärm und eile erschrocken an's Fenster. Himmel, was erblickte ich! Rothflammende Fackeln im Schloßhof wandelten die Finsterniß zum fürchterlichen Tage. — Waffengeklirr und wildes Geschrei tost zu mir herauf. Entsetzt will ich in das Schlafgemach meines Vaters eilen, die schreckliche Stimme des Rodensteiners tönt mir durch die Gänge entgegen, ich höre meinen Namen aus seinem verhaßten Munde und sinnlos stürze ich durch die hallenden Gemächer zurück. Der Himmel beschützte meine Flucht, ich befand mich im Freien, und ohne zu wissen, wohin, riß mich die Angst durch das rauhe Gebirg. Die Stimmen der Verfolger, die ich Anfangs hinter mir hörte, gaben mir übernatürliche Kräfte, und Gott lenkte meine ungewissen Schritte hierher, wo ich meinen Retter fand. Aber mein Vater, mein armer Vater, mit seinem Silberhaar! Er ist in der Gewalt des Ruchlosen, der vielleicht des ehrwürdigen Greises nicht schont! O, wäre ich bei ihm geblieben, dann wäre mir doch wenigstens vergönnt, mit ihm zu sterben!"

Sie rang die Hände und Thränen quollen unaufhaltsam aus ihren schönen Augen.

Bruder Lienhard, selbst sichtbar erschüttert, tröstete mit

mildem Zuspruch, und seine Worte träufelten Ruhe in ihr Gemüth.

„Wo der armen Menschen Kräfte nicht zureichen, da übernimmt der gütige Himmel das Erbarmungswerk, er wird auch ferner helfen. — Aber Ihr spracht vorhin von einem Bruder, dessen Gedächtniß Euer Auge mit Thränen füllt.“
„Ihr sollt hören, wonach Ihr verlangt, denn mein Schmerz kann nicht größer werden, als er ist. — Mein Bruder Gunthobald war geschickt in den Waffenübungen jeglicher Art, wie es dem Sohne eines kampfergrauenden Ritters geziemt, und wo es galt, den gewaltigen Ur zu fällen oder den schäumen- den Keuler in die vorgehaltene Wehr rennen zu lassen, war er vor Allen der Erste. Er war der Stolz meines Vaters, der seine Jugendtage wieder in ihm aufleben sah; ich hing mit inniger Zärtlichkeit an ihm und er vergalt mit treuer Bruder- liebe. Einst zog er wieder hinaus auf das kriegerische Maid- werk, nur von einem Knechte begleitet. Der Abend kam, aber Gunthobald nicht. In später Nacht kehrte sein Begleiter zurück, wir bestürmten ihn mit angstvollen Fragen über das Ausbleiben seines Herrn — er hatte vermeint, ihn schon auf der Burg zu finden. Im Dickicht des Waldes war er von ihm abgeirrt und war vergeblich mit lautem Rufen bis in die Nacht umhergestreift.

Noch blieb uns der schwache Trost, er könnte vielleicht, wie es manchmal zu geschehen pflegte, bei einem benachbarten Freunde die Nacht zugebracht haben. Aber als am andern Tage die Sonne schon gen Westen neigte, da verbargen wir uns vergeblich unsere Besorgniß und mein Vater trieb das ganze Schloßgesinde in den Forst, wo der Vermißte gewöhn- lich jagte. Sie brachten ihn wieder — auf einer Bahre, als

Zeiche. Nach langem Umherstreifen hatten sie ihn am Abhang eines Berges entseelt neben einem Felsen gefunden. In seiner Brust stach ein Dolch, eine Strecke davon lag ein getödteter Auerochs von seiner Waffe durchbohrt. Er war gemordet, gemordet in der Blüthe seiner Jugend. Gott möge den Mörder nicht richten“.

„Er hat ihn gerichtet“, murmelte der Eremit dumpf und wankte hinaus an den Felsen. Vor dem Kreuz warf er sich nieder, und abermals fauste die Geißel und stöhnend krümmte er sich unter ihren Hieben. Und als er das Peinigungsgeschäft vollbracht, als sein Arm ermüdet die Geißel sinken ließ, kehrte er langsam in die Hütte zurück. Die Spuren des Grames waren wunderbar verschwunden, und er begann mit sanfter Freundesstimme: „Ihr habt Schutz bei dem gesucht, der selbst der Hülfe bedürftig ist, doch die Heiligen verleihen Dem ihren mächtigen Beistand, den sie zu ihrem Werkzeug auserkoren. Euch wird mehr werden, als Ihr hoffet — Ihr sollt Euren Vater wieder in die Arme schließen. Betet, daß mein Vorhaben gelinge“. Bei diesen Worten ergriff er den Wanderstab.

„Was ist Euer Vorhaben, frommer Bruder?“ fragte Adelgunde schüchtern und zweifelhaft. „In zweimal sechs Tagen werdet Ihr es erfahren, dann seht Ihr mich wieder“, antwortete Lienhard, „bis dahin verharret in gläubigem Gebet in dieser Zelle. Ihr werdet hier sicher sein: die Thiere des Waldes ziehen friedlich an dieser Hütte vorüber und der Fuß des Frevlers flieht den geweihten Raum. An Nahrung ist noch Vorrath genug, bis zu meiner Wiederkehr. Harret und betet!“

Er machte andachtsvoll das Zeichen des Kreuzes und

schied. Adelgunde sah ihm mit innigem Danke nach, bis er hinter den Eichenstämmen verschwunden war, und obgleich sie nicht begreifen konnte, wie er seine Verheißung in's Werk setzen würde, zog doch eine feste Zuversicht in ihrer Seele ein. Gehorsam folgte sie seinem Gebot und flehte inbrünstig zum Himmel für den todten Bruder, für den bedräueten Vater, für den Hülfe verheißenden Gottesmann.

So schwand ein Tag nach dem andern dahin, und jeder stärkte sie in ihrer stillen Ergebung und ihrem kindlichen Vertrauen. Zwar zagte sie, wenn eine Heerde troztaugiger Auersstiere durch das Gebüsch brach und junge Bäume mit ehernen Klauen niederstampfte, um unten im sumpfigen Thalgrund die zottige Brust zu fühlen; wohl bebt sie zusammen, wenn bei nächtlicher Weile ein Hirsch, den tückischen Luchs im Nacken, stöhnend in mächtigen Säzen sich zu befreien strebt, wenn Blitze die aufgethürmte Wolkennacht zerrissen, und die Waldeshöhen umher hundertfach den Donner nachbrüllten: doch, wenn der rosige Morgen hold verjüngt herauf kam und die Schrecknisse der Nacht verscheuchte, stiegen ihre Dankgebete heißer und inniger an dem Felsenkreuz nach Oben, und der Himmel belohnte sie mit neuer Hoffnung.

Beim Scheiden des elften Tages hatte sie glühender als je, vor dem Gnadenzeichen gebetet, denn morgen sollte ja der wiederkehren, in dessen Hände sie so vertrauensvoll ihr Schicksal befohlen hatte.

Sie erhob sich wie von göttlicher Gnade neu belebt, um in der Klause die Augen zur Ruhe zu schließen. Aber warum hemmt sie plötzlich ihre Schritte? Was klingt in ihr erschrockenes Ohr? Das ist nicht das Stampfen des vorübertobenden Urs, nicht das Aechzen des verendenden Edel-

hirsches, nicht der Donner, der durch die Bergschluchten rollt.

Horch! ein Klirren, wie wenn das Schwert an der gepanzerten Hüfte klirrt, ein Tönen, wie Rossenwiehern und menschliche Rede!

„Barmherziger Gott! — laß mich nicht in ihre Hände fallen!“ jammerte sie in Verzweiflung und flog in die Hütte. Hier sank sie nieder und bedeckte mit gefalteten Händen das Antlitz.

Horch! Die Schritte klirren näher — gewappnete Männer nahen ihrem Zufluchtsort! Die Thüre öffnet sich — sie wagt nicht aufzublicken, sie zittert, den entsetzlichen Rodensteiner zu sehen.

„Fürchtet Euch nicht! Eure Retter sind da“, tönte die sanfte Stimme des Einsiedlers, hinter ihr her.

Adelgunde bebte auf. Der plötzliche Uebergang von der unsäglichsten Angst zu der freudigsten Ueberraschung lähmte ihr die Zunge.

Ein hoher Ritter, in schimmernder Stahlrüstung, stand vor ihr: aus dem geöffneten Visir schaute Lienhard's Antlitz. Eine Anzahl gerüsteter Knechte erfüllte den freien Raum oberhalb der Hütte. „Habe ich nicht verheißen, Hülfe zu bringen?“ lächelte freundlich der Gottesmann in dem Kriegerschmuck. „Gott hat Wohlgefallen gefunden an dem Flehen der Unschuld, aber noch sind wir nicht zu Ende: — noch bleibt Schweres zu vollbringen übrig. Auf! Jeder Augenblick den Euer Vater in der Ruchlosen Gewalt länger schmachtet, belastet uns mit schwerer Schuld. Kommt, die Stunde ist erschienen!“

Er unterstützte die Jungfrau, welcher ob der wunderbaren

Umgestaltung ihres Beschützers ganz wirr zu Sinne wurde, und geleitete sie den Berg hinab. Die Reifigen folgten.

Unten im Thal hielten die harrenden Gefährten zwei Rosse am Zügel. Auf das eine hob Lienhard Adelgunde, das andere bestieg er selbst und rasch wand sich der reifige Zug durch dämmernde Waldpfade dem Tannenberg zu. Die schweigenden Föhren warfen schon ungewisse Schatten im blassen Mondesglanz als sie am Fuße der Bergfeste anlangten. Die Fenster des Schlosses waren erleuchtet und wankende Schatten bewegten sich dahinter. Auf Lienhard's leises Gebot hielt der kriegerische Zug.

„Wollen wir abwarten, Herr, bis sich die Burgleute droben zur Ruhe begeben haben?“ fragte ein bejahrter Knappe an Lienhard's Seite.

„Sollen wir den Greis noch länger nach Erlösung schmachten lassen?“ fragte der kriegerische Eremit zurück. „Die Strafe soll sie mitten in ihrem Lustgelage ereilen!“ Er neigte seinen Mund zu des Knappen Ohr: „Dir Konrad, vertraue ich den Schutz der Dame an; ihr bleibt hier, denn der Anblick des Kampfgetümmels schreckt ein zartes Weib. Kehre ich binnen einer Stunde nicht wieder,“ fügte er leise hinzu, „so bete für meine Seele und geleite deine Schutzbefohlene in mein väterliches Schloß, wie ich Dir befahl“.

Aber Adelgunde hatte gehört, was er ihr in zartem Gefühl verbergen wollte und als er vom Rosse sprang und ihr die Hand zum Abschiedsgruß bot, fielen ihre Thränen darauf. Ehe sie noch dem Drang ihrer Empfindung durch Worte Lust machen konnte, war er schon mit den Seinigen leisen, vorsichtigen Schrittes davon geeilt. —

Der Rittersaal des Schlosses Tannenberg hallte von wildem Lustgeschrei und hellem Becherklang wieder. Der Rodensteiner schwelgte trunkenen Muthes mit seinen Spießgesellen von dem geraubten Gute. Und unter der ausgelassenen Rotte saß Adalgundens Vater mit bleichem Kummergesicht und verschmächte den funkelnden Wein, den ihm der wüste Räuber mit grinsendem Lachen darbot.

„Schafft Euer Töchterlein herbei!“ schrie er. „Morgen ist die Frist um; dann sollt Ihr vergebens den tauben Verließwänden Euer Herzeleid zuwinmern!“

Der mißhandelte Greis schwieg.

„Sagt, wo die Dirne steckt: Ihr wißt's. Braucht Euch beim Teufel, eines Eidams, wie ich, nicht zu schämen“.

„Mein armes Kind irrt verlassen umher: vielleicht steht schon seine Seele vor dem ewigen Richter und klagt Euch an“.

„Wenn er sie nur erhört“, höhnte der Ritter.

„Er hat sie erhört!“ donnerte Lienhard, der an der Spitze seiner Gewaffneten hereinstürmte.

Bleiche Angst, die Begleiterin des Verbrechens, scheuchte die Becher von ihren Stühlen. Nur Wenige versuchten Widerstand, die Meisten flehten feig um Gnade.

Der Ritter von Rodenstein war aufgesprungen und riß den Stahl von der Seite.

„Feige Schurken!“ brüllte er den Seinigen zu und vertheidigte sich wüthend gegen Lienhard, der sein schweres Schlachtschwert mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihn niederschmetterte. Sein schwächerer, obwohl kampfgeübter Gegner merkte bald, daß er den furchtbaren Streichen unterliegen müsse, und mit arger List bückte er sich, wie das schleichende Tigerthier, daß das feindliche Schwert über seinem Haupt

wegschwirrte, er warf sein Schwert weg, ein rascher Sprung und er umflammerte mit der Linken den Leib des überraschten Lienhard, während seine Rechte mit tückischer Besonnenheit ihm den Dolch durch die Fugen des Harnischs zu bohren suchte.

Vergeblich strebte Lienhard, sich von seinen engen Umschlingungen zu befreien. Seine Genossen stürzten herbei, um ihm beizustehen.

„Zurück“, rief er, obwohl schon eine tiefe Wunde in seiner Seite brannte und schleuderte das jetzt unnütze Schwert von sich — „Mann gegen Mann!“ Und mit eisernen Armen packte er den Feind an den Schultern, daß er sich bog und keuchte, und wie man ein giftiges Gewürm von sich wirft, schmetterte er ihn auf den dröhnenden Boden. Blikesschnell riß er ein Schwert aus der Hand des nächsten Knappen, schwang es in feurigen Kreisen um sein Haupt und den Fuß auf die Brust des Ueberwundenen setzend rief er mit schrecklicher Stimme:

„Schwöre, nimmer wieder zu kehren, nimmer Rache zu üben oder Du fährst zur Hölle!“

Der Rodensteiner krümmte sich fluchend unter seinem Sieger.

„Schwöre oder Du stirbst“.

Der Besiegte sah den rächenden Stahl über seinem Haupte schweben und knirschte: „Ich schwöre! — Bei Gott und allen Heiligen!“ — stammelte er vernichtet nach.

Lienhard zog den Fuß zurück und kehrte ihm verachtungsvoll den Rücken.

„Schafft sie in sicheren Gewahrsam“, befahl er seinen Knechten, „morgen bei Tagesanbruch laßt sie frei“.

Es geschah, wie er gebot.

Nun trat er auf Adalgunden's Vater zu, der kaum glauben konnte, was seine Augen sahen, und reichte ihm die Hand: der erzürnte Krieger hatte sich wieder in den sanften Jüngling verwandelt. „Gott hat uns den Sieg verliehen“ sprach er, „es ist kein Blut geflossen, als das meine: ich preise ihn dafür. Aber noch fehlt Euch die Wonne Eures Alters: Ihr sollt sie wieder haben“. Der Greis streckte segnend nach dem Davoneilenden die Arme aus.

Indeß harrete Adalgunde im Thale mit Zagen und Bangen. Bald glaubte sie, das Getöse der Kämpfer zu hören, bald schlug es wie Todesröcheln an ihr Ohr, bald vermeinte sie, das Geräusch kommender Tritte zu vernehmen — sie empfand alle Qualen eine Erwartung, die über Leben und Tod entscheiden soll.

Die Arme bebte nicht nur für ihren Vater, sie bebte auch für ihren muthigen Kämpfer. Ein dunkles, süßes Gefühl war mächtig in ihr erwacht, als sie ihn heute in jugendlicher Kraft und Schöne, wie den Racheengel mit dem flammenden Schwert vor sich stehen sah, sie erblickte in ihm nicht mehr den stillen dem Leben entsagenden Eremiten: sie sah in ihm den ritterlichen Verfechter der niedergedrückten Unschuld, und die Regungen, welche von diesem Augenblick an, in ihr aufstiegen, waren mehr als Vertrauen und Dankbarkeit — was sie fühlte war das Erblühen der ersten Liebe. Eine Gestalt kam eilend durch die Nacht heran. — Er war es, es war Lienhard.

„Sieg!“ verkündete sein freudiger Mund.“

„Und mein Vater?“ rief ihm Adalgunde entgegen.

„Er lebt! — Er sehnt sich, seine Tochter in die Vater-

arme zu schließen!“ Da vermochte sie sich nicht länger zu halten. Im Drange des liebenden Gefühls flog sie an seine Brust und schlang ihre weichen Arme schluchzend um seinen Hals. Aber sanft entwand er sich.

„Danket dem Helfer in der Höhe, nicht mir“, sprach er bewegt. „Laßt uns zu Eurem Vater eilen“.

Der gütige Schleier der Nacht verbarg die glühende Schamröthe, womit sich das Antlitz der Jungfrau überzog. Stumm folgte sie dem ernstesten Führer. Auf der ersten Stufe der Treppe stand der alte Ritter von Tannenberg und breitete mit Freudenthränen die hageren Arme gegen die verlorne, die wiedergeschenkte Tochter aus; und als sie sich an's Herz sanken, als die Wonne des Wiedersehens jedes Wort erstickte, trat Lienhard bei Seite und zerdrückte eine Thräne im Auge.

Der Trunkenheit der Wiedervereinigung folgten die wärmsten Ergüsse des Dankes gegen den bescheidenen Helden.

„Nennt mir Euren Namen“, bat der Greis, „daß ich ihn fortan im Gebet einschließen kann“.

„Mein Name ist in Vergessenheit begraben — betet für den büßenden Lienhard. Und nun lebt wohl!“

Sein scheidender Blick fiel auf Adelgunde — die jungfräuliche Schüchternheit wich ihrer Liebe — sie hing an seinem Arm.

„Nimmer“, rief sie aus, — „Ihr bleibt oder“ — setzte sie leise stammelnd hinzu, „Ihr brecht ein Herz“.

Lienhard wendete sich ab. Der feuchte Glanz in Adelgunden's Augen drang tief in seine Seele; auch er fühlte die Flammen seinen Busen mit verzehrender Gluth durchzucken. Mit männlicher Kraft unterdrückte er die weichliche Regung.

„Ihr vergeßt, wer ich bin“, sagte er mit düstrem Lächeln. Adelgunden's süße Täuschung floh.

„Aber ich will bleiben, noch eine kurze Zeit, denn ich habe Euch beiden eine gar seltsame Mähr zu erzählen“.

Sie setzten sich nieder, Vater und Tochter, betroffen von der Weise des Gastes.

Die Diener brachten auf des Burgherrn Wink Wein und füllten die Becher bis zum Rande. Lienhard verschmähte ihn und begann mit eintöniger Stimme:

„Bald sind es fünf Jahre, da kam ein fremder Rittersmann auf seiner ersten Waffenfahrt in diese Berge; hieß Archimbald vom Stein. Der Herr von Frankenstein nahm ihn gastlich auf in seiner Burg, denn er war ja ein Freund seines Vaters gewesen, und dem Fremdling behagte es wohl. Er ergözte sich am Jagen in den Forsten und gedachte dann weiter zu ziehen in ferne Lande.

So erlegte er manch' wildes Raubthier in feckem Spiel; der grimmige Wolf, der tobende Ur erlagen seiner geübten Lanze. Da trug es sich einstmals zu, daß er in tollem Uebermuth seinen Spieß nach einem mächtigen Auerochsen schleuderte. Das verwundete Thier raste in brüllender Wuth auf ihn heran und warf mit wühlendem Horne die Erde hoch zu den Baumwipfeln empor — und der Berwegene hatte nichts mehr als seinen Dolch. Schon hatte ihn das Unthier erreicht, schon fühlt er den Dampf aus den schnaubenden Rüstern, schon senkt es das Haupt zum vernichtenden Stoße; da wirft er in ohnmächtiger Wehr den Dolch — und das Ungethüm erschüttert die Erde mit seinem Falle.

Der Ritter Archimbald gedachte in seinem Sinne nicht

andere, als daß der Himmel durch ein Wunder seine schwache Waffe gelenkt hätte und trat staunend näher; aber siehe da, ein mächtiger Wurfspeer stach wohlgezielt bis an den Schaft in dem Herzen des Thieres.

Mit frohem Danke sah er sich nach Dem um, der ihn aus so großer Gefahr befreit hatte — aber was gewährte sein erstarrender Blick? — Am Fuß eines Felsens rang ein edler Jüngling mit dem Tode. — Der Dolch Archimbald's hatte seine Brust durchbohrt und gräßlich schienen es ihm seine brechenden Augen vorzumerken.

Er schwieg und schöpfte tief Athem.

Eine grause Ahnung stieg mitternächtlich in der Seele der Hörer auf, und fesselte Athem und Lippen.

Lienhard fuhr fort: „Archimbald flehte den Blitz des Himmels auf sein Haupt herab, als er sah, daß sich die fliehende Seele seines Lebensretters nicht aufhalten ließ. Die Verzweiflung trieb ihn weg von dem Entseelten, aber der Fluch rastete nicht und begleitete ihn übers Meer ins gelobte Land, wo er Ruhe zu finden hoffte; aber stets sah er das Jünglingsantlitz mit dem Sterbeblick und stets flüsterte es ihm in das betäubte Ohr: der dir das Leben erhielt, dem hast du es geraubt. Da zog er elend vom heiligen Grabe weg und bestieg ein heimkehrendes Schiff, aber der Fluch stieg mit ihm ein, und verließ ihn nicht, als er das feste Land wieder betrat; der zürnende Himmel erhörte sein Flehen nicht, und ließ ihn fortleben zu ewig neuer Qual. Und siehe, es trieb ihn wieder willenlos an die blutige Stätte, zu dem Felsen, der des Jünglings letzten Seufzer hörte. Drauf schor Archimbald sich das Haupt und hüllte sich in ein

Büßergewand; an den Felsen lehnte er seine Hütte und oben errichtete er ein Kreuz“.

Der Ritter von Tannenberg sank in den Sessel zurück, Adelgunde ward todtenbleich. Lienhard fühlte heißes Blut aus seiner Wunde rieseln, aber er achtete es nicht.

„Habt Ihr den Archimbold errathen?“ fragte er dumpf. „Ja, ich bin es, unglücklicher Vater, ich bin der Mörder Deines Sohnes! Weib, ich bin der Mörder deines Bruders“.

Er stürzte aus dem Zimmer, aus dem Schlosse. Draußen empfing ihn die schweigende Waldesnacht.

Auf dem harten Lager in seiner Zelle ruhte Bruder Lienhard. Harnisch und Schwert lagen vergessen in einem Winkel: sie waren fortan unnütz. Der graue Konrad, der einzige Gefellschaster des wunden Herrn, schaute ihm gar trüb in's Antlitz, denn es war bleich und eingefallen, und ein verklärtes Lächeln, der Vorbote des Jenseits, schwebte um seinen Mund. Als Ritter Archimbold vom Stein in jener verhängnißvollen Nacht aus dem Schlosse Tannenberg geflohen war, hatte sich Konrad sogleich aufgemacht und erreichte mit der Morgendämmerung den Berg, wo die Hütte seines büßenden Herrn stand. Er lag in voller Rüstung, dem Anscheine nach betend, vor dem Felsenkreuz, der Thau glitzerte auf Helmbusch und Panzer. Konrad trat ehrerbietig näher und wagte nach einer Weile ihn leise bei Namen zu rufen: Er erhielt keine Antwort; er schlug ihm das Visir auf und erblickte die starren Züge eines Entseelten. Da trug er ihn weinend auf das Lager in der Zelle, ihn, den er als Knaben so oft auf seinen treuen Armen getragen hatte, entledigte ihn der Rüstung, zog ihm das Büßergewand an und entdeckte die Wunde, die der Dolch des Rodensteiner's geschla-

gen hatte. Mit erfahrener Hand verband er sie und sein Bemühen ward belohnt, denn sein Herr schlug endlich die matten Augen wieder auf.

Am Mittag kamen die übrigen Knechte vom Tannenberg zurück.

Lienhard, — wir wollen ihn künftig wieder so nennen — hatte sich so weit erholt, daß er reden konnte. Sein Befehl sandte sie in das heimische Schwabenland zurück; sie gingen mit gesenkten Häuption, aber Konrad blieb und wich nicht von der Seite des geliebten Gebieters.

Einige Tage nachher, war es, als der Knappe den Verband erneuert hatte und fand, daß die Wunde auf dem Weg zur Heilung war.

„Ihr werdet bald genesen sein“, sagte er freudig.

Lienhard schüttelte das Haupt. „Kannst du auch die Wunde im Innern heilen? Ich fühl's, mein Werk ist vollbracht, und mein Name wird bald vergehen, wie das Laub verweht ist, welches bei meiner Ankunft hier von der Eiche säufelte; damals grünte es — wo ist es jetzt? Es verdorrte und zerfiel in Staub. Jetzt höre meine letzte Bitte. In deine Hände, Du treuer Pfleger meiner Kindheit, lege ich sie vertrauend nieder. — Doch was höre ich hämmern und schaukeln über mir? — Gräbt man mir endlich das ersehnte Grab?“ „Der Ritter von Tannenberg läßt den Grundstein zu der Kapelle legen, die er gelobt“, war das Altes Antwort.

Lienhard richtete sich mühsam auf. Seine Augen strahlten verklärt — und er blickte hinüber nach dem Kreuz auf dem Felsen.

„Allgütiger“, betete er, „friste mir nur noch so lange das Dasein, bis ich den geweihten Bau vollendet in die blauen

Lüfte steigen sehe! Dann nimm' mich auf in deinen gnaden-
vollen Schooß!"

Der Knappe faltete die Hände. Nur Lienhard's schwere
Athemzüge waren in der feierlichen Stille hörbar.

„Höre nun meine Bitte“, hob er wieder an. „Wenn Du
zurückgekehrt bist in die Heimath, so verkaufst Du das Schloß
meiner Väter — ich bin ja der Letzte meines Stammes und sein
Name geht mit mir unter. Dir behältst Du so viel zurück, daß
Deine letzten Tage durch keine Sorgen getrübt werden; das
Uebrige bringst Du hierher, damit soll die Kapelle begabt
sein!“ Der Knappe verhüllte sein Angesicht und versprach es
weinend, und als ein sanfter Schlaf seines Herrn müde
Augenlider zugeedrückt hatte, setzte er sich sorgend neben das
Lager.

Ein helles Glöckchen tönte nicht lange nachher von dem
Berge herab und rief die Schaaren der Gläubigen hinauf.
Da stand die Kapelle vollendet, einfach und schön, und an
ihrer Pforte harrte der Ritter von Tannenberg mit seinem
Töchterlein des büßenden Klausners.

Und er erschien, er wankte aus seiner Zelle hervor, auf
den getreuen Konrad gestützt. Seine Blicke leuchteten, wie
der Morgensonnenschein auf der Kuppel des Gotteshauses.
— Der Ritter ging ihm entgegen mit freundlichem Gruß und
Händedruck. — Adelgunde blieb mit verhülltem Antlitz
in der Ferne stehen. Ach, sie sah ihn, den ihre Seele liebte,
schon an den geöffneten Pforten des Jenseits, in der Strahlen-
glorie der Verklärung — und sie ließ er zurück in der
Erdenmacht mit sehndem, brechendem Herzen. Von dem

Ritter und dem Knappen Konrad geführt, trat Lienhard in das Innere der Kapelle. Weihrauchduft wallte ihm entgegen, Laubgewinde umzogen die heiligen Wände und gestreute Blumen starben am Boden.

An den Stufen des Altars sank er nieder, ein stilles Gebet bewegte seinen blassen Mund. Und wie Verzückung der Seligen kam es auf ihn herab. Die Decke schien sich zu öffnen und der blaue Aether schaute herein. Und wie er anbetend die Hände emporhielt, sah er den Jüngling, dem er ohne Willen den Tod gegeben, lächelnd hernieder schweben, den Palmzweig in der Linken, mit der Rechten nach Oben winkend.

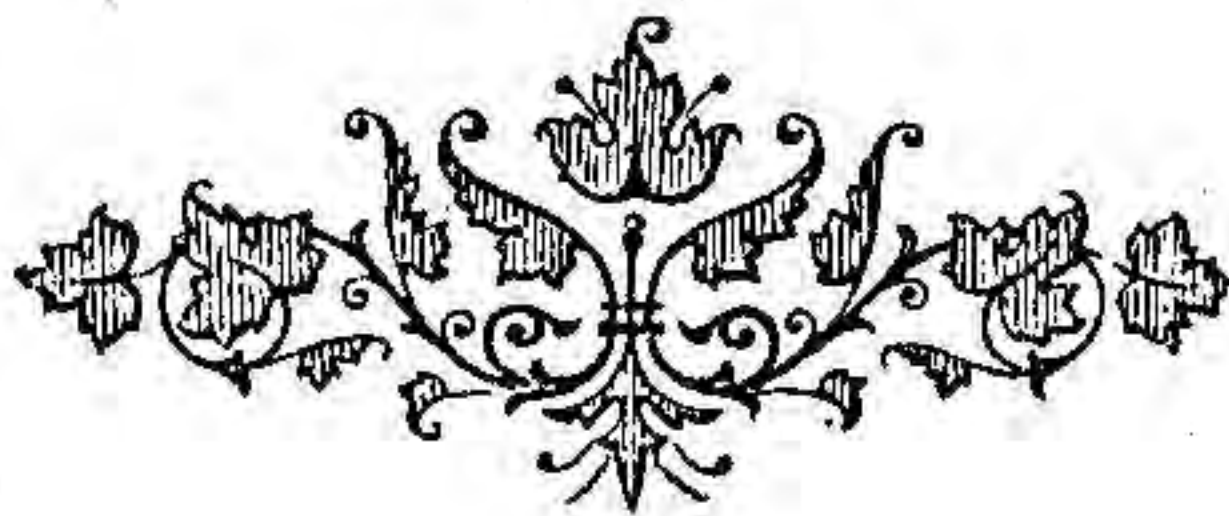
„Du bist gesühnt!“ rief der Büßende und sank auf sein Antlitz; seine Seele war entflohen!

Neben dem Felsen ward Lienhard begraben, wie er es gewünscht hatte. Seine Rüstung hing der Knappe mit heißen Thränen in der Kapelle auf; dann zog er in die Heimath und erfüllte den letzten Willen des Entschlafenen.

Adelgunden's erste Liebe war auch die letzte gewesen. Sie weinte nicht, aber auch kein Lächeln erheiterte ihre Mienen. Fortan lebte sie nur der Pflege ihres Vaters und pilgerte alljährlich im Trauerkleide, mit nackten Füßen nach dem Berge, der von dem Heiligthum auf seinem Gipfel, der Herrgottsberg genannt wurde; und dort auf dem Grabe betete sie für die Seele des Bruders und des Geliebten, der unter der grünen Rasendecke schlummerte.

Nach mehreren Jahren segnete auch der alte Ritter das Zeitliche; seine Gruft verließ Adelgunde nur, um in dem be-

nachbarten Kloster zu Jugenheim den Schleier zu nehmen. Dort übte sie in Demuth die frommen Pflichten, zu welchen sie ihr Gelübde verband, und ward wegen ihrer Mildthätigkeit von allen Bewohnern der Umgegend gesegnet. In hohem Alter, als Aebtissin, ward sie endlich durch einen sanften Tod mit denen vereinigt, nach welchen sich ihr Herz so lange gesehnt hatte.



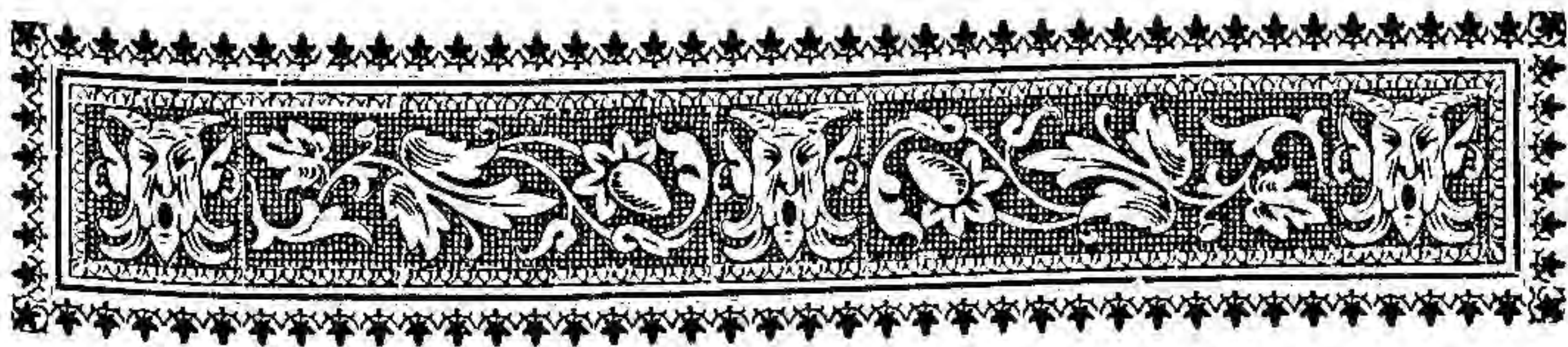
Der Todtenmarkt. *)



Waterländische Volksage,

erzählt von C. Streff.

*) Ganz nahe bei der Stadt Dieburg, dem Groschlagischen Schloßgarten gegenüber, liegt eine Wiese, welche seit alten Zeiten den sonderbaren Namen: „Todtenmarkt“, führt. Was Alterthumsforschern schwerlich gelingen dürfte, den Ursprung dieses Namens zu enträthseln, löst eine Sage auf ihre eigene Weise.



„Lieb' wohl, Du ewig theures Lieb'“, endete der schmucke Junker Diethelm, und drückte einen langen, innigen Abschiedskuß auf Trudchen's frische Lippen. „So Gott will, komme ich wieder über Jahr und Tag, dann giebt uns der Priester zusammen“. Er sah ihr in die schwimmenden Augen, deren Thränen im sanften Mondesstrahl zitterten und hing ihr eine reiche goldene Kette um den weißen Hals. „Das nimm zum Angedenken, und wenn Du die reinen Goldperlen betrachtest und das zierliche Kreuzlein daran, so denke dabei an Deinen Diethelm, dessen Liebe treu und rein ist, wie Gold und der auch in der Ferne Deiner nicht vergessen wird“.

Trudchen fuhr mit dem Zipfel ihrer schneeweißen Schürze über die Augen und entgegnete traurig: „O weh mir, daß Du scheiden mußt und mich Ärmste einsam zurücklassen! Ach, es ahnt mir, Diethelm, wir sehen uns nimmer wieder! Und was soll aus mir werden?“

„Sei still, lieb' Trudchen! Siehst Du den Mond durch

die Zweige scheinen? So gewiß er morgen Nacht wieder da stehen wird in ruhiger Klarheit, so gewiß komme ich wieder und dann soll uns Niemand mehr trennen!"

"O Gott, Diethelm, siehst Du, der Mond hört auf zu scheinen, die Wolken sind über ihn hingezogen, als Du ihn zum Zeugen Deiner Wiederkehr anriefest. Und vom Kapellenturm schlägt es Neun. Leb' wohl, Diethelm!"

"Ich geleite Dich. Morgen siehst Du mich wieder hier!"

"Und dann nimmer, nimmer wieder!" schluchzte das Mädchen.

Sie traten aus den Bäumen hervor. Diethelm blieb stehen, und streckte die Hand nach der ragenden Bergveste, dem starken Oßberg, aus und rief: „O, du harter Vater! Dein Sinn ist streng und unerschütterlich, wie die Mauern deines Schlosses, daß du dein eigenes Kind losreißest von seinem Glück und in die öde Ferne treibst".

„Zürne Deinem Vater nicht", bat Trudchen. „Meint er nicht väterlich zu handeln, wenn er seinen reichen Sohn von der armen Bauerndirne trennt?"

Sie hatten die Vorstadt Mönfeld erreicht, und befanden sich an dem Gärtchen, welches hinter Trudchen's mütterlicher Hütte lag. Nach langem Abschied trennten sie sich. „Morgen Abend, wenn der Türmer zu Nacht läutet," flüsterte Diethelm, und lenkte seine Schritte nach dem väterlichen Schlosse. Trudchen aber schlich langsam und mit gesenktem Haupte in die niedere Wohnung ihrer Mutter.

Die graue Margareth saß auf dem Steinsitz vor dem Haus, und rief, als sie ihr betrübtes Töchterlein ansichtig ward, mit gellender Stimme: „Du wirst uns noch beide verderben, mich und Dich, durch Dein thörichtes Benehmen!"

Ich hab' an Dir gethan, als rechtschaffene Mutter und dafür machst Du mir jetzt eitel Noth und Kümmerniß, das ist der Dank!"

"Ich bitt' Euch Mutter, laßt Eure Vorwürfe", flehte Trudchen.

"Ruhig soll ich sein, wenn mir das Dach über dem Kopfe brennen will, Du verblendetes Kind? Nun so höre denn: der gestrenge Herr hat vom Dyberg einen Knecht heruntergeschickt und meinst Du wohl, er habe Dir zur Hochzeit mit dem Junker Glück wünschen wollen?" Trudchen's Herz pochte in ängstlicher Erwartung. „Hat Dir Dein Diethelm nichts davon gesagt?" fuhr die Alte in ihrem vorigen Tone fort. „Der Besuch galt eigentlich Dir, weil Du aber nicht daheim warst, so ist die Botschaft an mich ausgerichtet worden. Der gütige Herr läßt Dir sagen, daß er Dich, als die Verführerin seines Sohnes, will einsperren lassen, wenn Du Deinen hochmüthigen Plänen nicht entsagst, und mir, Deiner alten Mutter, lieb' Trudchen, hat er noch Besseres zgedacht, mich will er mit Ruthen stäuben lassen! Ist das nicht eine fröhliche Botschaft?"

Das Mädchen vermochte nicht zu antworten; die rohe Kränkung preßte Thränen in ihre schönen Augen.

"Ja, mein Kind, drum folge mir und laß den Diethelm fahren, der ist doch nicht für Dich bestimmt, denn sein Vater schickt ihn weit, weit übers Meer in den Kampf mit den Ungläubigen, von wannen er wohl nie mehr heimkehren wird. Der Pfeifer-Martin ist ein Mann für Dich, auch sieht er Dich gern, und Du wirst als seine Frau keine Noth leiden, wenn er auch nicht so gerade aufgeschossen ist, wie der Junker, aber er weiß gar fröhliche Lieder, und sein

Seckel wird nimmer leer durch sein kunstvolles Spiel. Aber was trägst Du da um den Hals?“ Sie griff nach der Goldkette, welche Diethelm um Trudchen's Hals geschlungen hatte, und rief furchtsam: „Hat Dich der Junfer durch Gold bethört? Thue den Schmuck aus, ehe Jemand es gewahr wird, sonst können wir von Haus und Hof kommen“. Sie hatte bei diesen Worten selbst die Kette losgebunden und mit zitternden Händen unter die Schürze verborgen. Trudchen ließ es willig geschehen, und weinte still vor sich hin.

„Guten Abend, Mutter Margareth! guten Abend, schön Trudchen!“ schallte es über die Hecke des Nachbargartens, und eine unförmliche Mannesgestalt schaute herüber. „Ihr sitzt da so schön auf der Bank im Röhlen, daß ich wohl eine Weile zu Euch hinüber kommen möchte, wenn Ihr's erlaubt“.

„Immer herbei in Gottes Namen!“ entgegnete Frau Margareth „und habt Ihr auch ein schön Stücklein mitgebracht, desto besser“.

Der Pfeifermartin — denn es war Niemand Anderes — drängte sich durch die Schlehenhecke und setzte sich dreist neben das zurückweichende Trudchen. Seine Gestalt, so viel sie sich im Mondlicht erkennen ließ, war gedrungen und plump; eine gemein aufgeworfene Nase und ein breitgeschlitzter Mund machten sein Gesicht häßlich und so sehr er auch das rechte Bein in den Schatten der Bank zurückziehen bemüht war, so verrieth doch der Krückenstock hinlänglich sein Gebrechen.

„Ihr kommt aus dem lustigen Bachgau“, sagte Margareth neugierig zum Pfeifermartin, „und habt gewiß ein neues Liedlein mitgebracht; spielt und singt uns Eins, wenn Ihr wollt, ich hör's gerne und die Reihe kommt selten an Einen“.

„Vieder die Hülle und Fülle“, lachte der Pfeifer, „traurige und lustige durcheinander, wie Kraut und Rüben!“ Dabei zog er eine kurze Pfeife aus dem Gürtel, spielte einen lustigen Tanz, und begann hierauf, während sein Blick beständig auf Trudchen ruhte, mit wohlklingender Stimme folgenden Gesang:

„Vom Bergschloß der Ritter schaut nieder in's Thal,
Die Schönste der Schönen erschaut er zumal;
Feinsliebchen, geh mit mir, ich schwöre Dir fest,
Meine Liebe Dich selber im Grabe nicht läßt.

Das Kettlein verknüpft die Liebe und Tren,
Doch lieg' ich im Grabe, so geh ich Dich frei.
Und zieh ich von hinnen in Schlachten und Noth,
So bleib' ich Dir treu bis zum blutigen Tod!“

„Was fehlt dem Trudchen?“ unterbrach sich der Sänger, in seiner schwermüthigen Weise. Das Mädchen war mit dem Haupt rückwärts gegen die Mauer gesunken, und fuhr bei Martin's Frage, wie aus tiefem Schlummer geweckt, empor.

„Fahrt fort — mir fehlt nichts — ich bin nur müde — fahrt fort Martin, das Lied ist so traurig und doch so schön.“ —

„S' ist mir lieb, wenn Dir's gefällt“, sprach der Pfeifer in einem seltsamlichen Tone, welcher fast wie Spott klang, und sang dann weiter:

„Drauf ziehet der Buhle wohl fern über's Meer:
Das Mägdelein sieht ihn im Leben nicht mehr.
Die Thränen, sie fließen ohn' allen Gewinn:
Laß ab, Dich zu grämen, Dein Buhle ist hin!“

Trudchen drückte mit einem tiefen Seufzer die Hände vor das Gesicht. Ach, des Pfeifers Lied mahnte sie schrecklich an ihr eigenes Schicksal! —

„Geh' in's Haus Kind“, ermahnte sorgsam die Mutter, „die kalte Nachtlust möchte Dir schaden. Sie ist krank“, wandte sie sich gleichsam entschuldigend, zu dem Spielmann, während Trudchen wankenden Trittes in der Hausthüre verschwand; „sie sieht schon die ganze Woche blaß aus, so daß ich fast in Sorgen bin“.

„Schickt auf den Döberg, da ist einer, der vermag sie zu heilen“, rieth höhnisch der Lahme.

„Ihr meint den alten Kaplan?“ fragte die schlaue Alte, welche den Rath geflissentlich nicht verstehen wollte. „Der kommt zu selten herunter in die Stadt, als daß wir uns auf den getrösten könnten.“

„Gute Nacht, Frau Margareth,“ sprach Martin kurz und ärgerlich, erhob sich von der Bank und hinkte an seiner Krücke zu seiner benachbarten Wohnung.

Ein fernes Gewitter grollte am westlichen Horizonte. Gigantische Wolkenballen zogen der untergehenden Sonne entgegen, sie sank und sandte durch das Nachtgewölk bleiche, Wetter verkündende Strahlen. Eine schwüle Hitze brütete, durch keinen Lusthauch gemildert, über dem abendlich dämmernden Thale. — Die Natur lag in einem erwartungsvollen Schweigen, als zage sie vor dem nahendem Wetter. Eilenden Fußes schritt Junker Diethelm den schmalen Pfad entlang, welcher ihn zu dem traulichen Orte führte, wo er die Innig-

geliebte vielleicht zum letzten Male sehen sollte. Sein Angesicht glühte, das dicke blonde Lockenhaar wogte stürmisch unter dem Federbaretlein hervor, und als jetzt die abendlichen Glockenflänge melodisch herüberhallten, stand er am Fuß der uralten Eiche, deren Zweige so oft die stummen Zuhörer seines tändelnden Gefoszes mit Trudchen gewesen waren. Der Platz war zu der Zusammenkunft Liebender ganz geeignet. Rings von düsteren Tannen bekränzt, dehnte sich eine grasige Ebene von mäßigem Umfange aus, hie und da von Gruppen ehrwürdiger Eichen beschattet. Mancherlei wunderliche Gerüchte erzählte man sich von dieser Waldwiese, wie man sie füglich benennen konnte, und nicht leicht verirrte sich eines Menschen Fuß nach Sonnenuntergang hierher. Doch die Liebe baut schwindelnde Stege über Abgründe und zertheilt brausende Ströme; ihr himmlischer Strahl zaubert die Nacht zum Tage, und sie bebt vor keinem anderen Schrecken zurück, als vor den Qualen der Trennung.

Der Junker schaute sich allenthalben um, aber sein spähes Auge schweifte umsonst nach Trudchen. Dann blickte er wieder nach Westen, und Besorgniß malte sich in seinen Mienen, denn die Dunkelheit brach zu jählings herein als daß man sie dem Abend zuschreiben konnte. Die schwarzen Wolken waren schon hoch herauf gestiegen und verhüllten eben auch den tröstlichen Abendstern; ihre mächtigen Schatten flogen weithin über die Gegend und ein lang verhaltener Donner rollte vernehmlicher durch die Lüfte. Die Wipfel der Bäume begannen sich zu regen und zu brausen vor dem erwachenden Winde, dem Vorboten des Sturmes; das Zirpen der einsamen Grille, erstarb im säuselnden Grase und die Glockentöne verhallten. Diethelm setzte sich unter eine Eiche,

und sah unverwandt nach der Gegend, woher Trudchen kommen mußte. Wie oft täuschte ihn sein Ohr, wenn der Wind raschelnd durch das dürre Laub am Boden fuhr, oder ein abgestorbener Zweig aus den Baumwipfeln brach. Sollte sie nicht kommen zum letzten Lebenswohl? oder fürchtete sie das nahende Wetter? Ach, schon lange schweigt das Abendgeläute, und die Zeit verrinnt auf schnellen Flügeln! Wieder rauscht es im Gebüsch, aber diesmal war es nicht der trügende Wind, sondern Trudchen's helles Kleid schimmerte durch die Bäume, und sie lag an dem Herzen des entgegen-eilenden Jünglings.

„Warum kommst Du erst jetzt, Trudchen?“ fragte der Junfer mit sanftem Vorwurf. „Die Zeit ist uns karglich zugemessen und mit jedem Athemzuge kommen wir der Scheidestunde näher. Als es zu Nacht läutete, konnte ich noch genau das Grün der Bäume und den schmalen Pfad erkennen, der sich durch das Eichengebüsch windet, jetzt ist Alles grau und in Schatten gehüllt. — Hast Du erst eben an Deinen Diethelm gedacht?“

„Der Pfeifer war bei der Mutter und ist vorhin erst weggegangen,“ entgegnete das Mädchen traurig bei dem unverdienten Vorwurf. „O, er hat mich grausam gequält, er weiß um Alles! Die Mutter wollte mich auch nicht fortlassen, weil ein schweres Wetter vom Rhein herzüge, aber als sie zu Bett war, hab' ich mich heimlich zur Hinterthür hinausgeschlichen, denn es zog mich unaufhaltsam zu Dir. Und jetzt ist es so dunkel, daß ich Dein Angesicht nicht sehe; gieb mir Deine Hand — hier ist's heute so schaurig, und die Luft preßt mir den Athem. Morgen also?“

„Tröst' Dich Gott, Du treues Kind! Ehe ein Jahr

vergeht, bin ich wieder da und hab' mir die goldnen Sporen verdient, und dann bin ich ewig Dein!"

„Und ist's wahr, daß Du über's Meer ziehst?“ fragte Trudchen den Junker mit tiefer Bekümmerniß.

Sein Stillschweigen galt ihr für eine bejahende Antwort. „Blick' über Dich Diethelm“, fuhr sie leidmüthig fort, wo steht der Mond, den Du gestern zum Zeugen nahmst? Ach, Alles ist schwarz und öde um und über uns, wie das Grab!"

„Der Mond steht immer noch hinter den Wolken“; antwortet Diethelm mit einer Stimme, welche wenig zu seinen Trostesworten paßte, „er wird schöner und glänzender hervorkommen, so wird sich auch unser Leben aufhellen!“ „Ach, wer das glauben könnte!“ seufzte die Jungfrau. „Dein Vater hat heruntergeschickt und harte Worte sagen lassen. O, er hat schwere Drohungen ausgestoßen, wenn ich Dich nicht vergesse, und das kann ich doch nimmermehr, die Heiligen sind meine Zeugen!"

„Der Vater ist rauh, und seine Worte klingen schlimmer, als es sein Gemüth meint, er wird Euch nichts zu Leide thun, so wahr er mich lieb hat. Und dem Burgpfaffen Lupold habe ich Dich auf die Seele gebunden, der wird Dich schützen und sich Deiner annehmen, denn er meint es treu mit mir.“

„Horch, Diethelm, was rauscht in dem Eichenforst?“

„Bleib unbesorgt, lieb Trudchen, es ist nur der Wind!"

Er faßte die Angstvolle um den schlanken Leib. Ein greller Blitzstrahl fuhr über den Himmel, und die tiefe Dunkelheit wich für einen Augenblick einem blendenden Lichte. Ein leiser Schrei entbebt Trudchen's Lippen und schauernd an den Liebsten geschmiegt, flüsterte sie: „Wir sind nicht allein, Diethelm, — unter dem Eichbaum sitzt Jemand — schütze mich!"

Der Junker blickte nach der bezeichneten Stelle, doch in dem undurchdringlichen Dunkel verschwammen alle Gegenstände in eine gehaltlose Masse.

„Der Blitz hat Deine Augen geblendet“, ermutigte er. „Wer sollte sich um diese Zeit heraus wagen?“

„Blick' hin, wenn es wieder blitzt; meine Augen sind scharf. — Und abermals zuckte ein heller Lichtstrom aus dem Schooße der Wolkennacht: am Fuße der alten Eiche kauerte ein altes Weib mit flatterndem Haar und zerfetztem Gewand.

„Es ist die Kräuterfrau“, flüsterte Trudchen, als die Nacht wieder alle Gegenstände verschlungen hatte und drängte sich fester an den Junker.

Der aber rief mit einer Stimme, welche das Heulen des Windes und das Krachen des Donners durchdrang: „Weiche von uns, unglücksinnes Weib! Mußt Du mit Deiner unheimlichen Gegenwart unsere Abschiedsstunde verderben?“

„Wo der Sturm tobt, der Donner kracht und der Blitz zündet, da bin ich, wollt ihr mir's wehren? krächzte die keuchende Stimme der Alten, dicht hinter ihnen. „Hab' ich Euch doch nicht gestört und nur Kräuter gesucht am gefeierten Ort in wirksamer Stunde. Was hat mein Treiben mit Euch zu schaffen? die euer Gutes schafft, fürchtet Ihr; Hütet Euch vor Anderen, die im Dunkel umherschleichen!“

Die mit einer Grabesstimme, wie aus der Unterwelt hervorgehauchten Worte machten einen schauerlichen Eindruck auf das liebende Paar.

Selbst der furchtlose Diethelm konnte ein unerklärliches Schauergefühl nicht bemeistern. Wohl kannte er das geheimnißvolle Kräuterweib der Sage nach, er hatte manch' sonderbare Mähr über sie schon als Knabe vernommen, doch stets

hatte er an ihrem wirklichen Vorhandensein gezweifelt, weil er noch nie ihrer ansichtig geworden war. Und jetzt in dieser grauenvollen Nacht, zeigte ihm der Blitzstrahl in unheilfündender Nähe dies gespenstige Wesen zum erstenmale, dessen Aufenthalt Niemand kannte; eine verderbliche, finstere Gewalt schien sich zwischen ihn und Trudchen für immer drängen zu wollen, daß zeugte der grollende Himmel und die Nähe des Zauberweibes. Noch stand er unschlüssig und hörte das rasche, angstvolle Athmen der Geliebten an seiner Wange und hörte das Pochen ihres Herzens an seiner Brust, als die Alte weiter raunte:

„Dürst Euch nicht fürchten, Kinder, ich thue Niemand ein Leid, suche nur das wundersame Kräutlein, das beim Gewitter aus dem Boden sproßt und um Mitternacht seine Blüthen treibt. Laß die Thränen, seines Mägdelein, Du siehst ihn wieder, Deinen schmucken Buhlen, und dann führt er Dich zum Hochzeitsreigen. Aber horcht, wie der Hagel die Nester schlägt! Fort ehe Euch die Windsbraut ereilt und von dannen rafft!“

Da öffnete der Himmel seinen nächtlichen Schooß; ein Feuermeer schuf aus der Rabennacht Tageslicht und ein Brasseln und Krachen, als stürze der Himmel auf die erschrockene Erde, drang schrecklich in Trudchens Ohr. Die benachbarte Eiche, vom Strahl gezündet, stand ihres Wipfels beraubt und bis in die Tiefe ihrer knorrigen Wurzeln geborsten und Wolkenbrüche rauschten mit betäubendem Getöse herab; da faßte der rasch besonnene Jüngling das sinkende Trudchen und trug die Entseelte mit angstbeflügelten Schritten hinweg von dem Orte des Schreckens.

Der Morgenstrahl fiel in Margareth's ärmliche Hütte und beschämte das bleiche Flämmlein der düsteren Ampel. Auf dem harten Lager wand sich die Alte im Todeskampf; Trudchen saß auf einem niedrigen Schemel daneben und weinte heiße Thränen und schluchzte innige Gebete. Ach, das Herz des Kindes schwoll in unendlichem Jammer! Schon seit Wochen war Diethelm hinweggezogen und der Pfeifer hatte seitdem seine Bewerbungen offen und zudringlicher erneuert, bis er nach einer bestimmt ausgesprochenen Weigerung Trudchen's, schon längere Zeit grollend ihre Wohnung mied. Niemand war, der sich der Armen annahm und soeben hatte sich der Priester entfernt, welcher Margarethe mit den heiligen Sterbesakramenten zur Reise für das unbekannte Jenseits gerüstet hatte. Die Sterbende stierte mit einem Auge, dessen starrer Blick schon dem Grabe anzugehören schien, auf die blühende Jugend zu ihren Füßen, ihr Athem drängte sich schwer und schwerer aus der mühsam gehobenen Brust, und ein Zucken, welches über die Runzeln ihres Antlitzes flog, kündigte die baldige Nähe des Todes an. Ein Geheimniß schien ihr das Scheiden von dem Leben zu erschweren und die fliehende Seele aufzuhalten, darauf deuteten die angestregten Bewegungen ihrer Lippen, welche sie umsonst zum Sprechen zwang; nur unzusammenhängende Laute stieß sie hervor, welche die unglückliche Tochter vergebens zu verstehen sich abmühte.

Gellende Klänge schallten aus dem Nachbarhause herüber in die grauliche Todesstille. Die Pfeife des lahmen Martin jubelte, als gelte es einem fröhlichen Kirchweih Tanz und ihr Jubel bildete eine höhnische Begleitung zu den röchelnden Athemzügen der verscheidenden Margarethe. O, du armes

Trudchen! Deine Mutter stirbt und Pfeifenklang lustig nebenan! Doch horch! Die Töne scheinen zu ersterben und langsam hinschleichend lösen sich die schreienden Klänge in die wehmüthige Weise auf:

„Drauf zieht der Buhle wohl fern über's Meer,
Das Mägdlein sieht ihn im Leben nicht mehr!
Die Thränen sie fließen ohn' allen Gewinn,
Laß' ab, Dich zu grämen, Dein Buhle ist hin!“

Wie ebenso viele brennende Pfeile durchschnitt diese bekannte Weise Trudchen's Herz. Sie warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder und betete mit überströmenden Augen zu der Schmerzensreichen, sie flehte um Kraft, um Festigkeit das Schwerste zu extragen. Während Trudchen so in inbrünstigem Gebete die Hände rang, ward es draußen in der engen Gasse lebendig und rasche Schritte dröhnten auf dem Steinpflaster. Das betende Mädchen hörte es nicht. Gleich darauf ward heftig die Thür aufgerissen, und als Trudchen umblickte, sah sie die Stube sich mit gewaffneten Knechten füllen, welche jedoch von dem rührenden Anblick der schönen Beterin überrascht, betroffen zurückwichen und in scheuem Erstaunen den Zweck ihres Erscheinens vergessen mochten.

Starke Seelen werden von dem Unglück nie ganz zu Boden gedrückt, und unterliegen nur bis zu einem gewissen Grade der lastenden Wucht des Jammers: stürmt aber Unheil auf Unheil herein, mehr als hinreichend, den Schwachen zu vernichten, dann erheben sie sich groß und herrlich und feiern einen glorreichen Triumph über das ohnmächtige Schicksal. Die unglückliche Jungfrau hatte mit einem Blick ihres thränenumschleierten Auges die Eingetretenen als Knechte des Obberger's erkannt und ihre Absicht hinreichend durchschaut;

sie erhob sich, und aus dem sonst schüchternen Auge des einfachen Mädchens strahlte jetzt eine Hoheit und Würde, die sie vielleicht selbst nicht kannte.

„Störet die letzten Athemzüge einer Sterbenden nicht! Die ihr suchet ist bereit, euch zu folgen, doch vergönnt ihr zuvor noch das brechende Auge ihrer Mutter zuzudrücken!“

Die tiefe, ehrfurchtsvolle Stille, welche die Leute des Burgherrn beobachteten, zeugte von dem Eindruck, den ihre einfachen, ergreifenden Worte nicht verfehlen konnten. Die alte Margareth schien nichts mehr davon zu begreifen, was um sie her vorging; ihre Züge wurden immer starrer, ihr Athem langsamer, ihre Augen erloschener. Nach einer Weile, während die Knappen wie berathschlagend unter einander geflüstert hatten, trat einer unter ihnen hervor, ein wüster Gesell und Liebling des Herrn vom Oberg. Er packte Trudchen unsanft an der Hand und herrschte den Andern mit gebietenden Worten zu:

„Was steht ihr und zieht einfältige Fragen? Seid mir keine Kämpen, zittert vor Weibern! Seht ihr nicht, daß das Alles Spiegelfechtereie ist? Die Alte war noch gestern gesund und frisch, das hat uns Einer gesagt, der's wissen kann, und heute liegt sie auf dem Todtbette, weil sie dem Büttel entgehen will. Laßt sie meinethalben liegen, an ihr liegt nichts und greift die saubere Dirne, oder fürchtet den Zorn unseres gestrengen Ritters.“

Diese schnöden Worte aus dem Munde des begünstigten Dieners wirkten. Mit frevelnder Gewalt rissen die gehorsamen Knechte das zarte Kind von der Mutter, nicht achtend ihr Jammergeschrei und ihre flehend aufgehobenen Hände. Sie schleppten sie, die fruchtlos Kämpfende, fort zur hintern

Pforte hinaus in das dämmernde Gärtchen. Ueber die Hecke sah der lahme Spielmann und sang eben: „Das Mägdlein sieht ihn im Leben nicht mehr!“ Er verstummte bei dem seltsamen Anblick. Auch Trudchen's hülfesuchender Blick traf ihn; sie glaubte Mitleid in seinen Mienen zu lesen und rief mit der Stimme einer Verzweifelnden: „Martin! Martin! helfst mir — sie reißen mich fort und drinnen stirbt verlassen und hilflos die Mutter! Duldet's nicht, um Christi Wunden, rettet mich!“

Auf den Zuruf des Pfeifers standen die Knechte. Doch der, ohne sich von der Stelle zu rühren, entgegnete mit gleichmüthigem Tone:

„Wer kann da helfen? Das Sterben ist ein Ding, mit dem kann eins allein fertig werden, drum bist du drinnen nicht von Nothen. Und, was klagst Du? Droben auf dem Berge ist's schöner, als im Thal, und wenn der Junfer Diethelm auch jetzt nicht da ist, so wird er doch sicherlich bald wieder heimkehren.“

„Gott! Gott!“ schrie die grausam Verhöhnnte, und kaum wissend, was sie that, rief sie jetzt dem lauernden Martin zu: „Ich will die Cure sein, so Ihr mir helfet!“ Der Pfeifer trat näher. Er schien diesen Ausgang erwartet zu haben, denn seine Gleichgültigkeit verließ ihn nicht, und seine Finger spielten mit dem silbernen Kettlein am Gürtel, woran seine Pfeife befestigt war. „Aha! wenn der Buhle geschieden ist zum Nimmerwiedersehen, dann ist der einsältige Martin gut genug. Doch, mag's d'rum sein! Laßt sie los Freunde — die Alte wird's nicht lang machen, ihr werdet darauf warten können, und dem strengen Herrn Ritter

meldet ihr, was ihr gehört habt, auf daß mein Bräutlein nicht zu lange eingesperrt bleibe."

„Was hab' ich gethan!" schrie Trudchen, welche durch diese Rede wieder ihre volle Besinnung erlangt hatte, und zeraufte sich das blonde Lockenhaar. „Nein! nimmer, nimmer die Eure, eher das Grab!"

„Meinst Du auch es sei mein Ernst gewesen?" lachte der Lahme, mühsam den Zorn über seine getäuschte Hoffnung bemeisternd. „Dummes Ding, der Martin hat ein zu leckeres Maul, als daß er mit dem fürlieb nehmen möchte, was Andere übrig gelassen haben. Was säumt ihr noch länger?" rief er den Knechten zu, und kehrte mit zornrothem Gesichte den Rücken. Das Mädchen hatte die Festigkeit wieder gewonnen, welche sie nur auf Augenblicke verlassen hatte. Ein scheidender Blick streifte über das Strohdach ihrer Hütte, ein anderer haftete an dem blauen Himmelsgewölbe, und ohne Widerstreben ließ sie sich die Hände auf den Rücken fesseln, und schritt in der Mitte der Knappen voran. Doch als sie an das Gehölz kamen, welches ihr durch Diethelm's Abschied so schmerzlich theuer geworden war, sah sie die Kräuterfrau durch die Büsche streichen, und lebendig traten ihr jene Worte derselben vor die Seele: „Du siehst ihn wieder, Deinen Buhlen und dann führt er Dich zum Hochzeitsreigen."

Der Ritter Hartwig Gans vom Oßberg schaute vom Söller herab in das blüthenbeschneite Thal und verzog finsterrer sein hartes Antlitz. Groß und gewaltig, von mächtigem Gliederbau, konnte er für einen ächten Sohn seiner rauhen Zeit gelten; doch sein Sinn war hart und feindselig gegen die Menschen, daher er auch Niemanden leiden mochte, als seinen erstgeborenen Sohn Diether, weil dieser an Körper

und Sinnesart sein verjüngtes Ebenbild getreu darstellte. Der sanfte Diethelm dagegen war ihm zuwider und dessen Liebe zu Trudchen hatte ihn völlig aus dem Vaterherzen verdrängt. Hinter Herrn Hartwig stand seine Hauswirthin Irmengard, eine würdevolle Matrone, in leisem Gespräch mit dem hochbetagten Burgpfaffen Lupold, dem Lehrer und Freund des verstoßenen Diethelm, welcher trüb und ernst vor sich hinblickte und nur bisweilen sein Auge, wie bekümmert, auf dem Burgherrn ruhen ließ.

„Sie kommen!“ rief jetzt Hartwig hastig und fehrte sich zu den Anderen um, welche nach wie vor in ihrem Schweigen beharrten. Durch die Thalebene zog ein Reiterhäuflein munter fürbaß den Weg nach dem Berge, und verschwand in dem Buchenwald, welcher den Fuß desselben umsäumte. Frau Irmengard hatte auch hingesehen, und begann jetzt schüchtern, als fürchte sie sich zu reden:

„Ihr habt Euch getäuscht, mein gütiger Herr! Euer Sohn Diether ist's, der mit seinen Waidgenossen vom Jagen heimkehrt. Ich kenne ihn an der hohen Reiherfeder und der kräftigen Gestalt, und das Auge der Mutter kennt den Sohn in der Ferne. O könnte es auch den armen Diethelm herbeischauen.“

„Denkt an Diethelm, edler Herr“, sprach der Mönch bewegt, und ergriff die Hand des Ritters; „noch ist es Zeit — sendet einen eilenden Boten ab — laßt das Mädchen in Frieden?“

„Schweigt!“ zürnte der Unbeugsame mit einem zornigen Blick auf den bescheidenen Sprecher. „Soll ich meinen Sohn an eine Bettelbirne wegwerfen, meinem adligen Stamm zum

Schandmahl? Nimmermehr! eher soll er im fremdem Lande sterben!"

"Gott siehet in die Herzen der Väter!" fuhr Rupold fort, nicht abgeschreckt durch die raue Gegenrede, „und glaubt Ihr, daß er wohlgefällig auf Eure Handlungsweise blicken werde?"

"Hab' ich die Dirne nicht warnen lassen!" fragte Hartwig, betroffen von dem Einwurfe des Burgpfaffen; „Hab' ich den Diethelm nicht deßhalb fortgesendet in ruhmvollen Krieg, auf daß sein Herz die Thorheit vergessen lerne? Und bin ich nicht von Beiden betrogen worden? Denn die Thörin trägt noch immer ihren hochfahrenden Sinn, deß zeugt die goldene Kette, die ihr mein unwürdiges Kind vor'm Abschied geschenkt. Aber ich will sie trennen, so wahr mir Gott helfe!"

Vom Wartthurm tönte das Horn des Wächters. Herr Hartwig stieß sein Ehegemahl zurück, die ihn flehend umschlingen wollte, verließ mit flirrenden Schritten das Gemach und ging hinunter in den Schloßhof. Durch die weitgeöffneten Thore trabte zuerst der müßte Diether auf ungeberdigem Rapphengst, feck den Arm in die Seite gestemmt und den krausen Nacken in die Höhe geworfen; hinter ihm reihte sich in ehrerbietigem Abstand eine kleine Zahl seiner Jagdgesellen.

"He Vater!" schrie er schon von Weitem mit einer Stimme, welche wenig Ehrfurcht an den Tag legte; „gleich werden sie die Meße des sauberen Diethelm bringen. Ob's dem Burschen jetzt nicht im Ohr klingelt?"

"Junfer! was hat Euch Euer Bruder gethan, daß Ihr Euch seiner Beschimpfung freut?" fragte Rupold vorwurfsvoll.

„Sieh' da“, antwortete Diether mit frechem Lachen, „wer hätte gedacht, daß der Vater in seinem Alter der Minne das Wort reden würde!“

„Junfer! Junfer! Ihr verschonet das Greisenhaupt nicht mit Eurem Spott, der Allgütige gebe, daß Eure Haare sich in Ehren grau färben!“ Der ausgelassene Spötter blieb die Antwort schuldig, denn soeben wandten sich alle Blicke nach der Thorhalle, durch welche die Knechte das verfolgte Trudchen brachten. Frei und offen begegnete sie dem stechenden Auge Ritter Hartwig's; vor dem frechen, begehrliehen Blick des zügellosen Junkers aber erröthete sie leicht und senkte die Wimpern. Demüthig, doch furchtlos schien sie des Urtheilspruches zu harren, dessen Strenge sie in den Mienen ihres Richters lesen konnte. Ihr einziger Gedanke war Diethelm, und duldete sie doch seinethalben Hohn und Verfolgung! Der alte Ritter winkte die neugierig gaffenden Knechte hinweg, so daß er allein nebst seinem Sohne und dem Mönch bei Trudchen blieb, und nach dem er eine geringe Anwandlung von Mitleid in seiner eisernen Brust zurückgedrängt hatte, begann er:

„Warum ich Dich habe heraufholen lassen, Du hochmüthige Magd, wirst Du wohl wissen. Meine Warnungen waren verschwendet; jetzt ist die Stunde der Barmherzigkeit verronnen. Nur eine Bedingung ist, unter welcher Du, Deiner Bande ledig, frei zurückkehren kannst; gieb mir die goldene Kette zurück, die Dir mein Sohn gegeben und folge heute noch einem Anderen als Gattin!“

Trudchen's Auge irrte an den düstern Mauern umher, gleich als erwarte sie, Diethelm sollte erscheinen, und sie aus ihrer peinlichen Lage befreien.

„Heraus mit dem Kettlein!“ schrie Hartwig mit kochendem Ingrimm und als er das goldene Kleinod wie ver= stohlen zwischen dem Brusttuch des Mädchens hervorschimmern sah, riß er es ungestüm hervor, daß es in zwei Stücke zer= brach und die goldenen Perlen weithin in den Sand rollten. „So zerreiße ich Euren Liebesbund auf immerdar!“

Wehmüthig sah Trudchen dem grausam vernichteten Liebespfand ihres Diethelm nach. Die harten Worte seines Vaters hörte sie nicht. Diether's hämische Miene sah sie nicht, sie hatte nur Augen für die zerstreut im Staub lie= genden Perlen, und es war ihr, als sei jetzt alles dahin.

„Laßt ihr die langen Haare abschneiden, wie sich's ge= bührt“, rieth der herzlose Junker, „und jagt sie hinunter zu dem lahmen Pfeifer, der nimmt sie doch.“

Noch einmal trat der Mönch Eupold hervor, und rich= tete mahnende Worte an den verhärteten Burgherrn: „Fürchtet Ihr den gerechten Richter im Himmel nicht, so ehret wenig= stens das Recht und irdisches Herkommen, welches Euch ver= beut, über diejenigen zu schalten, die nicht Eurer Gewalt untergeben sind!“

„Der Dirne Vater war mein Eigenthum mit Leib und Leben“, war des Ritters kurze Antwort. „Und jetzt sprich, ich frage Dich zum letztenmale, Verführerin, reichst Du dem Pfeifer die Hand?“

Da hob Trudchen das tiefe schwarze Auge wie schwär= merisch gen Himmel und schüttelte verneinend das Haupt. Der fromme Mönch legte segnend seine Hand auf ihre bleiche Stirne. Herr Hartwig aber winkte die Knechte herbei, welche die treue Dulderin in die öden Kerfermauern schleppten. Der Junker Diether wiegte sich behaglich im Sattel und

lachte: „Fahre hin, Du meines Bruders Braut und harre geduldig seiner Ankunft; der Pfaff wird Dich trösten in Deiner Einsamkeit.“

Der Sommer reifte die goldenen Aehren und beugte die Aeste der fruchtbeladenen Bäume. — Der Herbst färbte die purpurne Traube und leerte sein Füllhorn in den Schooß des harrenden Landmanns aus, und der Winter war wieder herangezogen mit seiner eisigen Herrschaft; doch das arme Trudchen gewahrte nichts von diesem wohlthätigen Wechsel der Jahreszeiten, denn sie athmete dumpfige Kerkerluft; beständige Nacht umhüllte sie, und das liebe Sonnenlicht war ihr fremd geworden. Aber in die öde Finsterniß strahlte ein Bild, welches ihr die ewig langen Stunden verkürzte und sie mit Hoffnung und Freude belebte. Das war das Bild des fernen Geliebten. Denn fester und immer fester gab sie sich dem Glauben hin, daß Diethelm wiederkehren werde nach Ablauf des Trennungsjahres, und war er nur nahe, so war sie auch in den Kerkermauern glücklich! Viel tausendmal tröstete sie das goldene Kreuzchen, das letzte Andenken Diethelm's, welches damals, als Ritter Hartwig ihr die Kette mit Gewalt vom Nacken gerissen, durch einen wunderbaren Zufall in den Falten des Busentuches zurückgeblieben war. Und sie küßte das Kreuzchen und wiederholte leise und gläubig Diethelm's Verheißungsworte: „Meine Liebe ist treu und rein wie Gold, und auch in der Ferne vergesse ich Deiner nicht.“

Nur einer war, welcher Antheil an dem Schicksal der Gefangenen nahm; es war der ehrwürdige Rupold. Oftmals stieg er hinab in das unterirdische Gewölbe, wenn der Ritter

mit seinem rohen Lieblingssohn auf Fehdezügen oder dem Waidwerk begriffen war und staunend nahm er die ruhige Ergebung Trudchen's wahr. Nur dann war sie traurig, wenn auf ihre jedesmalige Frage nach Diethelm der Mönch keine Kunde zu geben vermochte; doch wich ihre Betrübniß stets wieder, indem sie sich tröstete: Das Jahr ist noch nicht vorüber, und so lange will ich fröhlich seiner harren. Von Rupold hatte sie auch den Tod ihrer Mutter erfahren, und die kindlichen Thränen, welche sie der Geschiedenen nach geweint hatte, waren nur bei dem Gedanken getrocknet, daß der Himmel ihr also den Gram über das Schicksal ihres einzigen Kindes erspart habe.

So saß das Mädchen lange in dem tiefen Verließthurme allein mit ihrer nie welkenden Hoffnung. Da öffnete sich eines Tages wiederum die schwere Kerkerthüre, und das Mägdlein erkannte beim zitternden Scheine der Laterne den treuen Burgpfaffen. Er war alt geworden in der kurzen Zeit, daß sie ihn nicht gesehen, und die Furchen in seinem Gesicht hatten sich vermehrt. Mit dem Ausdruck kummervoller Sorge weilte sein, sonst heiteres Auge, auf der Geliebten seines theuren Diethelm.

„Ehrwürdiger Vater“, fragte Trudchen, nachdem sie andächtig den Segen empfangen hatte, „die Lüfte wehen so lau und lind durch das enge Gitterfensterlein, ist der Winter von den Bergen gewichen, und sproßt das Grün wieder aus der Erde?“

— „O Du arme Unschuld!“ seufzte der Mönch, und reichte der Duldenden einen einfachen Strauß sunniger Schneeglöckchen, welchen sie mit kindlicher Freude empfing. „Wohl hat der Frühling den Schnee von Berg und Thal getrieben, und

die Böglein begrüßen ihn wieder in den freien Lüften, und Du sollst den Frühling Deines Lebens hier unten vertrauern!"

„Der Frühling ist da!“ rief Trudchen in sanfter Freude; „dann ist auch Diethelm nicht mehr ferne!“

Der Greis setzte sich auf einen hervorragenden Stein des kalten Gemäuers und legte seine Hand auf die Schulter des Mädchens, welches kindlich fromm vor ihm niedergekniet war. „Meine Tochter“, begann er herzlich, „ich habe ein Mittel eronnen, Dich aus diesen Mauern zu erlösen. Wirst Du mir folgen?“

„Gott redet durch Euren Mund zu seiner Magd, ehrwürdiger Vater; warum sollte ich Euch nicht gerne gehorchen?“

„So höre mich denn an“, fuhr Rupold fort. „Von Diethelm, meinem geliebten Schüler, habe ich zwar noch keine Kunde, doch hat mir der Herr auf mein eifriges Flehen einen Gedanken eingegeben, wie ich Dir die Freiheit verschaffen, und Dich ihm erhalten kann!“

Trudchen senkte schmerzlich das Haupt, wie eine Rose, welche, eben noch vom Strahl der Frühsonne erquickt, von einem plötzlichen Gewitterregen zu Boden gebeugt wird. Sie hatte so sicher auf Nachricht von Diethelm gehofft!

„Die einzige Bedingung Deiner Freiheit“, redete Jener weiter, „ist Deine Verlobung mit dem verabscheuungswürdigen Pseifer. Der Ritter hat es ausgesprochen, und leider weiß ich nur allzugut, daß sein Sinn unbeugsamer ist, als die älteste Eiche seines Forstes. Der Diethelm aber, hat Dir verheißen wieder zu kommen in Jahresfrist. Ich habe den Knaben gekannt und auch der Jüngling ist mir nicht fremd geworden, und daß er sein Versprechen halten wird, dafür leiste ich Bürgschaft. Meine Tochter, höre den Rath eines

Greises, der Dir wohl will. Erkläre Dich bereit, dem Martin die Hand zu reichen, wenn zwei Monde vollendet sind. Dies Wort öffnet die Thüren Deines Kerkers; Diethelm kommt ehe die Zeit verstrichen, und alles wird anders werden.“

Trudchen zerzupfte sinnend die zarten Blüthenglöckchen und das Verlangen ward mächtig rege in ihr, wieder einmal die freie Frühlingsluft zu trinken, und die blühenden Fluren in ihrem verjüngten Schmucke prangen zu sehen. „Aber was wird Diethelm sagen? wird er mir glauben, daß ich bloß aus Liebe zu ihm mich eines Andern Braut habe nennen lassen? Ach, wenn er mich für untreu hielte, viel lieber wollte ich nimmer das Sonnenlicht wieder schauen.“

„Dafür werde ich Sorge tragen“, sprach der Greis beruhigend, „denn glaube mir, Dein Geschick dringt mir zum Herzen, um Diethelm's willen. Setz gedulde Dich bis Ritter Hartwig vom Jagen heimgekehrt ist; dann sollst Du nicht lange der Befreiung harren.“

Sowohl das Ansehen des grauen Rathgebers, als auch der Gedanke, daß der Tag von Diethelm's Wiederkehr herannahe, bewirkte, daß Trudchen den wohlgemeinten Worten, wenn auch mit innerem Widerstreben, Folge zu leisten versprach; denn auf nur kurze Zeit des Pfeifers Braut zu heißen, drückte sie schmerzlich. Freudig über sein gelungenes Werk schied der Mönch.

Des andern Morgens rasselten abermals die Schlösser und Riegel. Der Henkersknecht erschien und führte Trudchen hinauf an das Tageslicht, dessen Helle ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen kaum zu ertragen vermochten. Die Oberwelt war ihr fast entfremdet worden, und sie mußte

sich an einen Pfeiler stützen, als ihr der Burgherr auf seine rauhe Art die Bedingungen ihrer Freilassung nochmals drohend einschärfte. Sie küßte die Hand des Vaters und eilte, so schnell es ihre des Gehen's entwöhnten Füße vermochten, den unseligen Berg hinab.

Die Landleute, welche ihr begegneten, blieben verwundert stehen, und sprachen spottend zu einander: „Das ist die Braut des Junkers vom Dzberg!“, aber sie vernahm es nicht, denn die wiedergewonnene Freiheit erfüllte ihr Herz und Sinne. Unwillkürlich schlug sie den gewohnten Pfad nach ihrer elterlichen Hütte ein, dort aber wiesen ihr fremde Gesichter hartherzig die Thür, und sie wandte sich nach dem Kirchhof um auf dem Grabe ihrer Mutter Hülfe zu erbeten. Doch den Grabhügel Margareth's fand sie nicht, denn Niemand hatte ihre Ruhestätte mit einem Kreuz und dem Namen der Erblichenen geehrt. Die Waise sank unter den schweigenden Denkmälern des Todes nieder, und betete laut für den Frieden der entschlafenen Mutter; da berührte eine sanfte Hand ihre Schulter und eine fromme Beguine faßte sie bei der Hand, mit den Worten: „Komm' mit mir, Du verlassenes Kind, Du sollst fortan nicht mehr verlassen sein.“ Fortan lebte Trudchen als dienende Magd in dem Beguinenhause, wo ihr die mitleidigen Nonnen, ein kleines Kämmerlein eingeräumt hatten. Ihr Dienst war nicht schwer, und jene Heiterkeit, welche die feste Hoffnung auf ein bald eintretendes freundliches Ereigniß den Sterblichen zu gewähren pflegt, war in ihre Brust eingezogen. Den Pfeifer hatte sie bisher nur einmal gesehen, als sie im Dienste der Nonnen ausgesendet war; er hatte ihr den Weg vertreten, und sie freundlich grüßend, an die Erfüllung ihres Versprechens er-

innert. Bei seinem Anblick fuhr Trudchen zusammen, wie Jemand, welcher unvermuthet eine giftige Schlange gewahrt und nicht gleich war sie im Stande dem heuchlerischen Freiersmann zu antworten. Denn das war ihrer Seele klar geworden, daß er es gewesen, welcher Diethelm's Geschenk dem Burgherrn verrathen, um desto sicherer ihre Liebe zu trennen; er und kein Anderer, den Ritter Hartwig zu dem grausamen Verfahren beredet, weil er ihren Sinn dadurch am Ersten beugen zu können glaubte. Deßhalb fürchtete und entsetzte sie sich vor ihm und entgegnete, daß die Zeit noch nicht vorüber, die sie sich ausbedungen habe. „Nun wohl“, hatte der Spielmann geantwortet, „über vier Wochen ist Himmelfahrt, dann sind die zwei Monde um, und mein holdes Bräutlein wird mich nicht länger schwächen lassen. Inzwischen Sorge ich, daß das Haus wohl eingerichtet sei, zu Deinem Empfang.“

Da hatte Trudchen schleunigst den Rücken gewendet und war aus der Nähe des Verfolgers geeilt; aber seine Worte gelsten ihr Tag und Nacht in den Ohren, und immer näher zeigte sich der schreckliche Hochzeitstag. Was hätte die Geängstigte trösten können, wäre es nicht der Gedanke an den Einen gewesen, der ihr ganzes Sein erfüllte, die Zuversicht, daß Diethelm vor Ablauf der Frist erscheinen, und sie vor dem schleichenden Martin schützen werde. Was es aus inniger Seele wünscht, glaubt das arme Menschenherz so gerne; und immer lebendiger wurde Trudchen's Hoffnung, je näher das Ende des zweiten Monats erschien. Es ist ein köstliches Geschenk des Himmels, daß der Bedrängte oft dann am gläubigsten hofft, wenn das Unglück sich am höchsten um ihn thürmt. —

Der Pfeifermartin indessen, hatte für jungfräuliche Schüchternheit gehalten, was Folge des tiefsten Abscheu's gewesen war, und hegte fortan die vergebliche Hoffnung, daß es ihm endlich noch gelingen werde, durch schmeichelndes Wesen diejenige zu rühren und sich geneigt zu machen, die er bloß durch tückische Ränke seine Braut nennen konnte. Manch' kühle Frühlingsnacht barg er sich in die Fliedersträucher, welche bis zu Trudchen's Kammerfensterlein ihre Zweige streckten und sang mit seiner klangvollen Stimme sehnsuchtathmende Minnelieder von dem liebeskranken Buhlen und der spröden Jungfrau; die schauerliche Weise von dem scheidenden Rittersmann schien er vergessen zu haben. Aber seinen Zweck erreichte er nimmer, denn bei seinem Gesang gedachte Trudchen nur heftiger des Treugeliebten. Als aber Tage und Wochen verrannen, ohne daß sie von Diethelm Kunde vernahm, da ward ihr weh und bange um's Herz, und als es nur noch drei Tage waren bis zu des Herrn Himmelfahrt, da sank dem Mägdlein völlig der Muth, und sie stahl sich bei sinkender Sonne unter die vom Blitze getroffene Eiche und begann zu weinen und zu klagen: „Dem Diethelm ist ein Leid geschehen im fernen Land, sonst wäre er da, wie er versprach — doch ich Vermiste habe vergebens gehofft und für mich bleibt kein Trost, als das kühle Grab!“ Und wie sie einsam ihren Schmerz dem rieselnden Bach und den säuselnden Bäumen klagte, stand urplötzlich die geheimnißvolle Kräuterfrau vor ihr.

„Was weinst Du und ringst Dir die zarten Hände wund?“ fragte sie theilnehmend. „Noch so jung und so lebensmüd! Bin lange nicht da gewesen, drum erzähl' mir, wie Dir's

ergangen ist, ob ich vielleicht ein Wörtlein des Trostes sprechen kann!“

In Trudchen's Seele ging eine wunderbare Veränderung vor. Hatte sie früher die Nähe des Kräuterweibes mit Grausen erfüllt, so wich jetzt dies bange Gefühl einem Zutrauen, wovon sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Sanfte Gutmüthigkeit, kein wahnsinniges Feuer schien aus dem eingesunkenen Auge der Alten zu ihr zu sprechen; nicht mehr unheimlich schienen ihre Züge, sondern bekümmert, und überdies war sie das einzige Wesen um sie, welches Theilnahme für sie hegte, denn der graue Vater Lupold hatte sich lebensmüde niedergelegt zur ewigen Ruhe. Vertrauensvoll erschloß daher Trudchen ihr Herz vor der Fragenden und erzählte ihr, was es presse und wie sie nimmer Genesung ihrer Schmerzen hoffen könne. Aufmerksam hatte die Alte der traurigen Erzählung zugehört, und als Trudchen mit einem tiefen Seufzer und hervorquellenden Thränen ihre Rede geendigt hatte, begann jene mit einer leisen halbsingenden Stimme, doch klar und vernehmlich:

„Heut' über drei Tage komme ich hierher, dann harre ich Dein.
Wenn die Sterne herauf an dem Himmel steigen,
Und die Blümlein träumend die Häupter neigen,
Dann will ich den trauten Buhlen Dir zeigen!“

Ehe noch Trudchen Zeit zu fragen hatte, war die Alte im Dunkel des Waldes verschwunden. Noch eine Weile saß sie träumend und dem eben Gehörten nachsinnend, am Fuße der Eiche und begab sich dann als die zunehmende Dunkelheit zum Heimgehen mahnte, froher Hoffnungen voll in ihr stilles Kämmerlein im Beguinenhause. Aber als das Geräusch ihrer Tritte nicht mehr gehört ward, rauschte es im dichten Gezweig

hinter der Eiche, und zähneknirschend hinkte der Pfeifermartin der tückische Lauscher, durch den düstern Waldesgrund.

Weißer Abendnebel wallte die Wiesen entlang und lagerte sich um den Saum des Waldes, in dessen schwankenden Wipfeln der kommende Nachtwind flüsterte. Am erbleichenden Himmel lächelte schon der freundliche Abendstern und spiegelte sein mildes Antlitz in den sanftgleitenden Wellen des Baches, welcher mit traulichem Murmeln durch das thauige Gras sich hinwand. Dieselbe Stille, welche über der Flur schwebte war auch über dem heimlichen Plätzchen verbreitet, wo der Leser den Abschied Diethelm's von Trudchen belauschte. Schon früher hatten sich die Schatten des Frühlingsabends hier niedergesenkt, und das Grün der Bäume ward allmählig düster und einfarbig; das Zirpen der abendlichen Grille schwirrte noch hier und da am Bachesufer und schwärmende Nachtfalter wiegten ihre trägen Schwingen im säuselnden Westwind.

Die Mißgestalt des lahmen Pfeifer's kauerte hinter der Eiche in einer buschigen Vertiefung des Bodens, lauernd wie der schleichende Luchs auf die sorglose Beute. Das vor drei Tagen behorschte Gespräch Trudchen's mit der Kräuterfrau hatte ihn herausgetrieben, damit er mit eigenen Augen den Junker sähe, den er im Sarazenenlande wohl schon begraben wähnte. Die Vorhersagungen der Alten hatten ihn mit banger Sorge erfüllt, der verhaßte Buhle seiner Verlobten möge vielleicht den strengen Vater getäuscht und sich bisher heimlich in einem sicheren Versteck aufgehalten haben. Darum wollte er versteckter Zeuge seiner Wiederkunft sein, um dann zu thun, was Eifersucht und Wuth über seine Täuschung ihm eingaben. So saß er Unheil brütend, ein schadengieriger

Dämon; das Gefrächze der Raben, die dem Neste zuflogen, klang ihm wie Rache! Rache! und er ballte grimmig die Fäuste und rief: „Rache! Rache! Du treulose Maid! ich schwör' Dir's; ja bei meinem Leben ich will mich rächen!“

Auf und ab wogten jetzt die Nebel, vor dem Glanze des aufsteigenden Vollmondes und wunderliche Gebilde zauberte sein Schein hervor bis sie flüchtig zerrannen und sich mit der erfrischenden Nachtlust vermischten. Ein magischer Schimmer beleuchtete die Landschaft fast mit Tageshelle und zeigte das Thal ausgebreitet unter dem weitschauenden Ozeberge. Es war eine jener lauterer Nächte, welche der Frühlingshimmel der Erde nur selten schenkt. Der Pfeifer kroch tiefer in's Strauchwerk, um dem verrätherischen Strahl des Mondes zu entgehen, als fast gleichzeitig Trudchen und die Kräuterfrau von verschiedenen Seiten auf dem freien Platze erschienen, welcher von den amphitheatralisch zurücktretenden Bäumen gebildet ward.

Am Ziele ihres treuen Harrens, süßer Hoffnungen trunken, hatte das Mädchen sich bräutlich geschmückt zum Empfange des Heißeersehten. Ihren Busen zierte ein Strauß der schönsten Kinder des Lenzes, ein grünes Band schlang sich um ihren Hals und daran hing das kleine Kreuzlein Diethelm's. Nach ihm war ihre erste Frage.

„Gedulde Dich, mein Kind“, entgegnete die Alte, ergriff das ungeduldige Mädchen an der Hand und zog es mit sich an die verdorrte Eiche. Sie setzte sich auf einen moosigen Hügel und bedeutete ihre junge Begleiterin, deßgleichen zu thun.

In ruhiger Klarheit schwamm der Mond durch silbernes Wellengewölk und lebhaft gedachte Trudchen der Verheißung

Diethelm's. Aber wo weilte er, daß er nicht herbeiflog an ihre Brust, die ihm in raschen Schlägen entgegen klopfte? Eben wollte sie ihre Lippen zu neuen Fragen öffnen, als die Kräuterfrau zu reden begann:

„Heute ist es ein Jahr, daß Du mich hier erblicktest und Du schracst ob meiner Nähe zusammen, wie die Turteltaube vor dem räuberischen Nachtvogel. Du wußtest nicht daß meine Liebe zu Dir mich hergeführt, daß Bande unser Schicksal zusammenknüpfen, welche sich wohl lange verläugnen, nie aber ganz zerreißen lassen. Die Zeit ist gekommen, den Schleier wegzuziehen, der auf der Vergangenheit ruht, so höre denn aufmerksam auf meine Rede:

„Auch mich schmückte einst der Reiz der Jugend, wie Dich; nicht immer runzelvoll waren meine Wangen und mein Haar ringelte sich eben so voll und so üppig um Schläfe und Stirne, wie das Deinige. Aber ich war nicht so niedrig geboren wie Du: edle Ritter und reichgeschmückte Frauen umstanden meine Wiege und mein Vater war der Herr des Schlosses, dessen Zinnen noch jetzt stolz auf uns niedersehen. Meine Jugend floß heiter und sorglos dahin, bis mein Auge unten im Thal einen Jüngling erblickte, dessen edle Gestalt und Miene mein Herz bethörte. Fortan war meine Ruhe verloren. Es irrte mich nicht, daß er in einer Bauernhütte wohnte und leibeigener Knecht meines Vaters war, war doch sein Gang ebenso fest und stolz, als der eines Ritters, und schlug doch unter dem groben Kleide, ein liebendes Herz! —

Mein Vater erfuhr unsere Liebe und sein Stolz ergrimmte noch schrecklicher, er wüthete noch grausamer, als Hartwig gegen Diethelm, er jagte mich fort in die weite

Welt, und gab mir nichts mit, als seinen Fluch und der begleitete mich treulich, und wich nimmer von meinem Haupte. Denn auch mein Buhle stieß mich von sich, da er mich arm und hilflos sah und den Zorn meines Vaters fürchtete, und ich irrte nun über Hügel und Thäler unstät umher, bis ich hier unter dieser, jetzt vom Blitz zerschlagenen Eiche, im Angesicht meiner väterlichen Burg, mit Thränen und Jammern ein Mägdlein zur Welt brachte, und das warst Du, Trudchen und Deine Mutter ist's die jetzt mit Dir redet."

Die Gefühle, welche Trudchen bei dieser Eröffnung bestürmten, waren so heftig, die Ueberraschung so gewaltsam, daß ihr die Worte fehlten, um das auszudrücken, was ihr Inneres bewegte. Die liebevolle Margareth, die sie mit kindlicher Zärtlichkeit noch im Grabe ehrte, sollte nicht ihre Mutter gewesen sein? sie sollte diesen theuren Namen einer Anderen geben, die sie nicht kannte, die sich nie um sie gekümmert hatte? Der Widerstreit wechselnder Gefühle raubte ihr die Sprache. Jene schien zu bemerken, was in der Seele des Mädchens vorging und fuhr wehmüthig fort:

„Wohl verdiene ich es, daß mein Kind säumt mir in die Arme zu sinken, denn ich habe nicht als Mutter an ihm gehandelt. Habe ich nicht das hilflose Kind auf die Schwelle des pflichtvergeffenen Mannes gelegt? Dein Vater hatte indessen eine Andere heimgeführt — so wollte es mein Vater — so wie mein Bruder Hartwig Dich jetzt zwingen will, dem Pfeifer zu folgen; aber sie hatte ein fühlendes Herz und nahm Dich auf und erzog Dich wie ihr eigenes Blut. Dein Vater ließ es schweigend geschehen; denn er mochte in Deinen Zügen wohl seine Schuld lesen. So wuchsest Du auf, doch ich war Dir immer nahe, denn heimathlos schweifte

ich in der Gegend umher, und die Kenntniß heilsamer Kräuter, die ich schon als Kind von einem alten Mönch erlernt hatte, schützte mich vor gänzlichem Mangel. Ich sah Dich als lallendes Kind und hörte zu meinem Grame, wie Du eine andere Mutter nanntest; ich erblickte Dich als Mädchen, doch Du flohst vor mir, denn das Herzeleid hat meine Stirne vor der Zeit durchfurcht, und der Jammer mein Bewußtsein getrübt. Auch Deine Liebe zu Diethelm blieb mir nicht unbekannt, denn gar manchmal belauschte ich Euch hier, im Gebüsch verborgen, und heftiger regte sich das lang unterdrückte Muttergefühl in dem versteinerten Busen. Der harte Hartwig hat Euch getrennt und der Mutter Schicksal sollte sich bei der Tochter erneuen; doch ich will's verhüten. Diethelm wird erscheinen, gezogen von dem mächtigen Zauber, welchen die Kräuter dem Eingeweihten nicht versagen können, und ist er gleich ferne, so wird ihn die innere Unruhe von dannen treiben, ohne Rast bis er Dich gefunden hat; und Dir wird ein Zeichen davon zu Theil, denn die Kräuter kennen keine Lüge, und sie habe ich gefragt in stiller Mitternacht. Und ist der Ersehnte gekommen, so treten wir zusammen vor den stolzen Hartwig, und er wird das Kind seiner Schwester nicht verschmähen, damit sie endlich ihr Haupt zufrieden niederlegen kann zur Ruh'. Sie hielt inne und schien eine Entgegnung zu erwarten, Trudchen aber, vermochte nicht zu reden, und traurig den Kopf schüttelnd, fuhr die Alte fort:

Du zweifelst noch an der Wahrheit meiner Worte und das betrübt mich tief. Doch jetzt ist nicht Zeit zu reden: an ihrem Thun sollst Du die Mutter erkennen; deren Unglück um so größer, je fremder ihr die Tochter begegnet."

Sie verließ bei diesen Worten ihren Sitz und legte mit geheimnißvollem Murmeln einen Kreis seltsamer, stark duftender Kräuter um sich und die unschlüssige Gefährtin. Wohl wandelte Trudchen ein Schauer an, wenn ihr Blick dem Treiben des gespenstigen Weibes folgte, welches sich ihre Mutter nannte, wohl zagte sie und es begann sie zu reuen, ihre Hand zu einem Beginnen geboten zu haben, dessen Geheimniß sie nicht durchdringen konnte. Gleich die Alte, wie sie sich jetzt mit aufgehobenen Armen nach den vier Weltgegenden wandte und zu der leblosen Natur redete, nicht einer Wahnsinnigen? — und bedurfte es der Bannsprüche, wenn Diethelm nahe war? und war er fern, so kam er zu spät, denn der neigende Tag sah sie als des Pfeifers's Gattin! oder — vor Entsetzen stockten ihre Pulse — galten die Sprüche nicht dem Lebenden? Es ward ihr wüß und wirr im Sinn, sie wollte Diethelm rufen und der Laut stockte in ihrer Kehle, und ihre Angstblicke suchten den Retter vergebens. Des Pfeifers's Herz schwoll indessen in wachsender Wuth, denn obwohl er nicht Alles verstand, was die Kräuterfrau gesprochen, so hatte er doch nur zu gut begriffen, daß es sich abermals darum handle, ihn zu hintergehen. Mehr als einmal suchte seine zitternde Faust den in seinem Busen verborgenen Dolch, um auf der Stelle blutige Rache zu nehmen; aber der Gedanke, daß er seinen Zweck auf eine gewissere Weise erreichen und zugleich den verhaßten Diethelm vernichten könne, bewirkte, daß er die Hand von der Waffe zurückzog und den Grimm in seiner Brust verschloß.

Die graue Schicksalsverkünderin war derweil auf ihren Plaze neben Trudchen zurückgekehrt. Des Mädchens Bangigkeit war bis zu einer unbeschreiblichen Höhe gestiegen, sie ver-

mochte ihre Gedanken nicht zu einem Gebet zu ordnen.

Der einsame Ort, in dessen Mitte sie sich befanden, verdunkelte sich plötzlich, obgleich der Mond noch immer in seiner vorigen Klarheit leuchtete und die entferntere Gegend beschien, das Flüstern der Zweige wich einer regungslosen Stille, welche die übernatürliche Finsterniß nur noch grauenvoller machte und nur das einförmige Murmeln des Baches, war noch hörbar. Während Trudchen mit zunehmender Seelenangst um sich blickte, schrak ihr Auge vor einer Gestalt zurück, welche wie ein trügerisches Nebelgebilde aus der leeren Luft zusammengefloßen zu sein schien. Kleidung, Gestalt und Miene waren ganz die ihrer entschlafenen Pflegemutter Margareth, wie sie in dem letzten Jahre ihres Lebens ausgesehen hatte. Die Erscheinung schwebte näher, doch wie von einem Zauber gebannt, blieb sie außerhalb des Kreises stehen und heftete die erloschenen Augen unverwandt auf die erbleichende Jungfrau. Und als hätten sich die Gräfte geöffnet und ihre stillen Bewohner zur Oberwelt gesendet, so füllte sich der Raum um den Kreis immer mehr mit Schatten gestalten an, welche das unverkennbare Ebenbild lange Verstorbener darstellten. Ueberall begegneten des Mädchens Augen bekannten Gestalten. Dort stand ihr längst verblichener Bruder und schaute über die Schulter der alten Margareth nach ihr herüber; der Burgpfaff Lupold fehlte eben so wenig wie ihr Vater, dessen halbvergessene Züge sie grausend wieder erkannte. Wie in einem Nebelmeer schwebten die Verstorbenen hin und her, auf und nieder, und zusehends mehrte sich ihre Zahl; doch Keiner überschritt den gefeierten Kreis, eine unsichtbare Gewalt schien sie zurückzutreiben, wenn sie sich in der Nähe desselben befanden.

Trudchen schwindelten die Sinne und sie mußte sich an ihrer Beschützerin halten, um nicht umzusinken. Da wankte noch ein Schatten bis an den Rand des Kreises und die andern wichen vor ihm zurück: es war der Junker Diethelm. Noch trug er das Wämslein und Federbaret, welches ihn am Abend vor seinem Weggehen geschmückt hatte, aber Alles war fahl und farbenlos und die rothe Farbe seiner Wangen war vor einer blassen Leichenfarbe verschwunden. Er streckte verlangend die Arme nach Trudchen aus, welches von den Schrecken der Geisterwelt übermannt, zu Boden sank. Der hagere Arm der Kräuterfrau aber, reichte über den Kreis hinaus und in den Fingern hielt sie das goldene Kreuz, des Junkers Liebespfand, der ergriff es rasch und verschwand unter der gespenstischen Menge. Die Alte umfaßte ihr ohnmächtiges Kind mit schützenden Armen, und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. „Wehe, das war meine Absicht nicht, Du armes getäushtes Kind“, ächzte sie, „mir haben die Kräuter tückisch gelogen, denn sie haben Dir zwar den Buhlen gezeigt, doch die kühle Erde deckt seine Gebeine!“

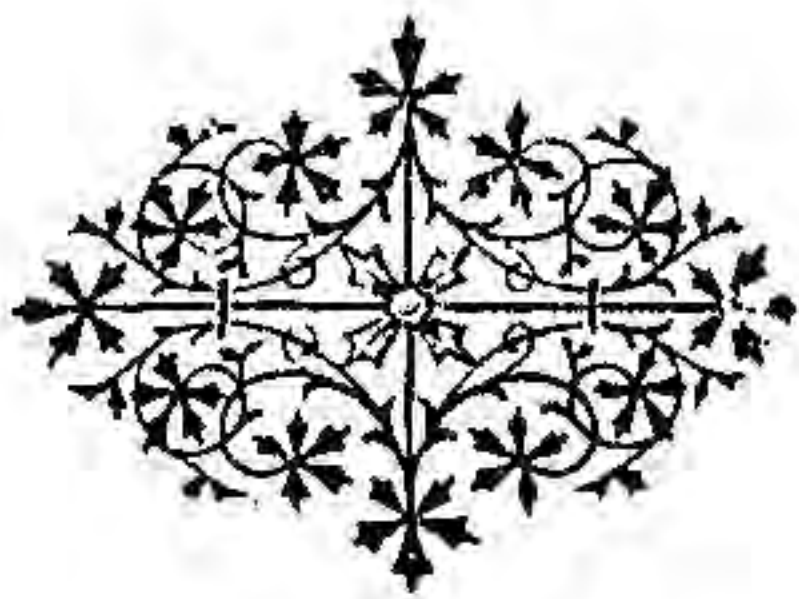
Ein gräßliches Geschrei, störte das lautlose Treiben. Mit gesträubten Haaren irrte der Pfeifer unter den Schatten herum, und suchte vergeblich einen Ausweg; denn wohin er sich wandte, rings traten ihm drohend die Todtengestalten entgegen, als wollten sie ihn züchtigen für seine Vermessenheit. Die Krücke entsank, bei seinen verzweiflungsvollen Versuchen zu entkommen, seinen Händen; er stürzte zur Erde nieder, umringt von den körperlosen Verfolgern und sein Geheul wandelte sich in ein stöhnendes Schluchzen. Da krähte von der Stadt her der tagverkündende Hahn und im Nu zerstoßen die Grabbewohner. Der Mondenschein lag wieder

auf der Wiese wie vorher, die Kräutersfrau richtete das erwachende Trudchen auf und führte sie schweigend weg. Der bräutliche Blumenstrauß aber war von des Mädchens Busen niedergefallen und lag trauernd neben dem sinnlosen Martin.

Trudchen erwachte am nächsten Morgen in ihrem Kämmerlein im Beguinenhause. Ihr Herz war durch die grausame Täuschung aller ihrer Hoffnungen gebrochen, und ihre über Nacht gebleichten Wangen zeigten, daß sie den Keim des Todes in sich trage. Stille und in sich gefehrt, diente sie nach wie vor den Nonnen als Magd, keine Klage kam über ihre Lippen, denn der tiefste Gram hat keine Worte. So welkte sie langsam hin, eine frühzeitig entblätterte Lilie, und als sie die Stunde ihres Todes herannahen fühlte im Frühjahr darauf, vertraute sie die Geschichte ihrer Vergangenheit einer der Nonnen an, welche stets durch Theilnahme ihren Schmerz geehrt hatte. Am Abend des Himmelfahrtstages fanden sie die Nonnen entseelt vor dem Bilde der schmerzreichen Jungfrau und weihten der treuen Magd ein stilles Grab neben Margarethen. Die Kräutersfrau, ihre wiedergefundene Mutter, hat kein menschliches Auge mehr erblickt. Vergebens harrete auch Frau Irmengard des verstoßenen Sohnes; er kehrte nimmer zurück.

Der Pfeifermartin lag noch am Morgen nach jener Schreckensnacht ohnmächtig am Boden ausgestreckt. Als man ihn aufhob, schien er aus einem tiefen Schlasse zu erwachen, seine Augen blickten verstört um sich, und seine Zunge lallte unverständliche Töne; das Entsetzen hatte ihm Verstand und Sprache geraubt. Noch lange Jahre trieb er sich bettelnd

vor den Thüren umher und seine Pfeife hing stumm am Gürtel. Nur manchmal schien er sich des Vergangenen zu erinnern und dann zwang er die Pfeife zu freischenden, widerlichen Tönen und verzerrte sein Gesicht zu wahnwitzigem Lachen. Von dieser Nacht hat der Wiesengrund, wo Trudchen nach langem Sehnen ihren todten Buhlen erblickte, den Namen des Todtenmarktes. Zwar hat sich dort Alles geändert: die vom Wetterstrahl getroffene Eiche und der angrenzende Wald ist verschwunden, doch der Bach durchrieselt noch immer die grüne Fläche und der graue Döberg schaut noch immer in das Thal herab. Und Mancher, den in schweigender Mitternacht sein Weg an dem Todtenmarkt vorbei führte, sah beim Mondenschein im schwebenden Nebel schattenhafte Gestalten und hörte klagende Töne, und flüchtiger eilte sein Fuß aus der Nähe des unheimlichen Ortes.



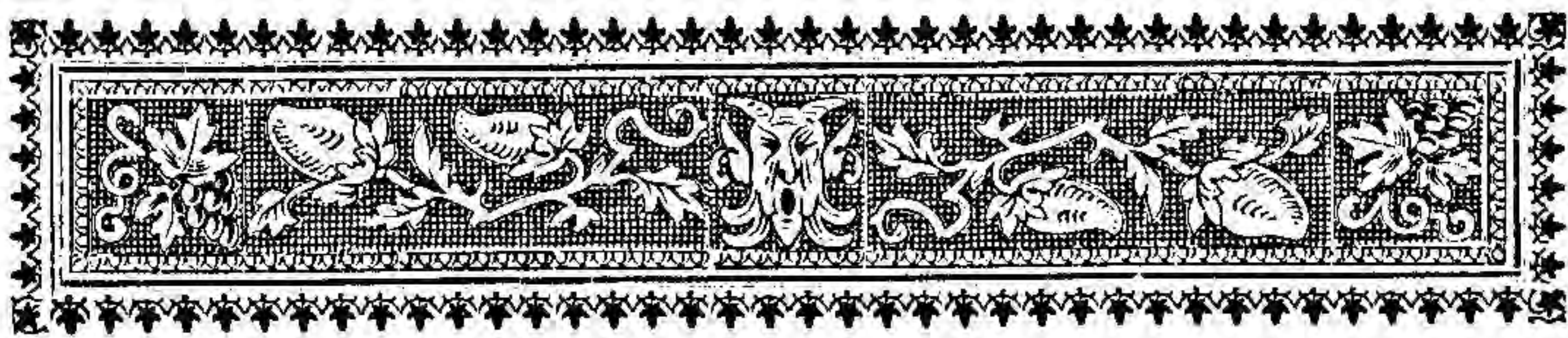
Das Griesheimer Haus.



Mitgetheilt von E. Streff.

30





Nicht leicht wird ein erwachsenes Darmstädter Kind gefunden werden, welches sich in seinen Knabenjahren nicht manch' liebes Mal auf den Tannen der sogenannten „scheppen Allee“ vor dem Neckarthor mit Klettern belustigt hätte. In der That laden die theils grüppelhaft nur wenig über den Boden hinfriechenden, theils in den wunderbarsten Windungen und Verschlingungen nach allen Weltgegenden hingestreckten Stämme und Verästelungen ein junges Gemüth so verführerisch zum Hinaufsteigen ein, daß Lockungen der fröhlichen Gegenwart meist den Sieg über die bangen Besorgnisse davon tragen, welche den am Abend müde ins älterliche Haus heimkehrenden Kletterer wegen der zerrissenen Feiertagshose nur allzu oft zu begleiten pflegten.

Wer nach Jahren diesen Tummelplatz seiner Jugendfreuden zum einsamen Spaziergang wählt und auf dem an das Ende der Allee in gerader Richtung sich anschließenden Weg durch die düstere Tannenwaldung noch ungefähr eine halbe Stunde fortwandelt wird nicht wenig überrascht sein,

plötzlich auf eine Anlage zu stoßen, welche einem Lustgarten keine Unehre machen würde und dem Verschönerungssinne des Erbgroßherzogs ihr Entstehen verdankt. Ein regelmäßig achteckiger Hügel, oben geebnet und mit Kies reinlich bestreut, nach allen Seiten mit fächerförmigen Baumpflanzungen besetzt, bildet einen Mittelpunkt, in welchem acht gleichweit von einander entfernte Schneisen zusammentreffen, zu deren jeder eine Treppe von dem Hügel herabführt. In der Mitte desselben zieht ein grüner ebenfalls achteckiger Block, dessen Seiten mit den Schneisen correspondiren, durch ein nicht eben künstlerisches Gemälde die Aufmerksamkeit auf sich. Man erblickt auf demselben ein im Walde gelegenes, altfränkisch gebautes Haus von zwei Stockwerken mit zwei Treppen und einem hohen Dache. Im Vordergrund hält ein sechsspänniger Wagen, in welchem ein Herr in rothem Rock und gepudelter Perrücke sitzt; ein Kutscher und ein Reitknecht in blauer Livrée und mit stattlichen Böpfen lenken die Pferde. Ein alter Herr kommt ziemlich podograisch, chapeau bas, an seinem Stocke die Treppe herab; links naht ein Jägersmann zwei Hunde an der Leine führend, rechts steht eben ein Jagdbedienter, kenntlich an dem großen Jägerhorn, welches ihm über den Rücken hängt, den Fuß in den Steigbügel; in einiger Entfernung zerren sich zwei Hunde-Jungen mit einer Koppel ungeduldiger Jagdhunde. Man sieht, die Herrschaft ist im Begriff, sich sammt Gefolge auf die Jagd zu begeben, auch lehrt die Unterschrift des Gemäldes, daß das abgebildete Gebäude ein fürstliches Jagdhaus war, welches noch vor weniger als hundert Jahren auf diesem Hügel stand und den Namen des „Griesheimer Jagdhauses“ oder schlechthin das „Griesheimer Haus“ führte. Der Grundriß desselben

ist auf der entgegengesetzten Seite des Blockes gleichfalls zu sehen.

Hier also schallte einst fröhliches Jagdgetöse, das Rufen der Jäger, Hörnerklang, Hundegebell; — und jetzt herrscht ringsum schweigende Einsamkeit — kein Stein ist mehr von dem Jagdhaufe zu erblicken.

Ueber das Haus sowohl, als dessen Umgebung, existiren noch jetzt allerlei Erzählungen, deren Kenntniß wir theils mündlichen Mittheilungen, theils einem Manuscripte verdanken, in dessen Besitze wir uns befinden. Der Verfasser der vor einigen Jahren dahier verstorben, ein sehr angesehener, als Mensch und Gelehrter gleich achtbarer Mann, war hohen Ortes aufgefodert worden, das auf die Geschichte dieses Hauses Bezug habende, sowie die darüber umlaufenden Erzählungen zu sammeln. Er sagt im Eingang seines Berichtes:

„Ich schicke voraus, daß dasjenige, was ich erzählen will, theils hinsichtlich der Hauserbauung auf geschichtlichen Quellen, theils, was die späteren Begebenheiten mit diesem Haus bis vor dessen Abbruch betrifft, auf bloßen, jedoch ziemlich übereinstimmenden Aussagen mehrerer alter Männer beruht, welche im Jahre 1792 aus deren eiguem Munde gehört zu haben, ich mich noch genau erinnern kann. Ich nehme keinen Anstand einige dieser Männer namhaft zu machen, wie den fünfundachtzig Jahre alt gewordenen W r* zu Kranichstein sowie den ebenfalls in hohem Alter verstorbenen Hofbildhauer G dt, und dessen Bruder den Bildhauer Egidius G dt, welche Männer das Griesheimer Haus gesehen, und dessen innere Einrichtung genau gekannt hatten.

* Im Manuscript sind die Namen ausgeschrieben.

Ich enthalte mich hier billig, aller Bemerkungen zu jenen mitunter recht schauerlichen Mittheilungen und erlaube mir lediglich nur eine andere Erzählungsmethode, ohne jedoch den Sinn derselben auch nur im mindesten zu verletzen."

Wir glauben uns schmeicheln zu dürfen, daß es den Lesern und Leserinnen dieser Blätter nicht unangenehm sein werde, wenn wir sowohl das besagte Manuscript in einem Auszuge mittheilen, als auch Selbstvernommenes berichten, und bitten um Entschuldigung, wenn wir mit den nöthigen historischen Angaben beginnen und dann erst in das angenehm schauerliche Gebiet des Geisterreiches überzugehen wagen.

Geschichtlich ist das genannte Haus, gleich mehreren andern, zum Theil jetzt noch stehende Jagdgebäuden, unter der langen Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig (er starb 1739, am zwölften September im Jägersburger Jagdschlosse) errichtet worden, und zwar urkundlich 1716—1717. Es bestand noch lange unter der Regierung Ludwig's VIII. (welcher im hiesigen alten Theater starb) und war im Jahre 1770, wie die Inschrift des Blockes besagt, völlig abgebrochen, nachdem schon einige Jahre früher, der theilweise Abbruch begonnen hatte, welcher auf damaligen allerhöchsten Spezialbefehl erfolgte, und durch Ereignisse veranlaßt worden sein soll, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Jedenfalls ist es befremdend, daß ein mit nicht geringen Kosten errichtetes Gebäude, nach einer Dauer von wenig mehr als fünfzig Jahren wieder abgerissen wurde.

Die verschiedenen, meist nach dem Hause benannten Schneisen, deren oben gedacht wurde, bestanden zur Zeit der Erbauung des Hauses noch nicht, sondern wurden erst später,

auf Anordnung Ludwig's VIII. gehauen. Der Hügel selbst soll früher um die Hälfte geräumiger gewesen sein.

Unter dem Gebäude wölbte sich ein ziemlich tiefer Keller: die äußeren Hauswände bestanden sämmtlich aus Eichen Holz deren mit Backsteinen ausgemauerte Gefache, getüncht, auch das ganze Haus mit grüner Farbe, wie jedoch auf der Abbildung nicht zu ersehen, angestrichen war. Gegen die Nordseite hin befand sich ein starkes zweiflügliges Eingangsthor, durch welches ein Vorplatz mit ziemlich geräumigem Gange sowohl zur Treppe in den oberen Stock, als auch nach der hinteren einflügelichen Ausgangsthür führte. Das Haus enthielt außer verschiedenen Zimmern im untern Stock, einen Salon nebst einem Appartement, und außerdem im oberen Stockwerk eine kleine für etwaige Nothfälle bestimmte Küche; auf dem Speicher mehrere abgetheilte Kammern. Sämmtliche meist tapezirte Zimmer waren gut und schön möblirt, die Wände mit Jagdgemälden und Hirschgeweihen, auch Spiegelleuchtern geziert und in einigen Gemächern Kamine für die rauhe Jahreszeit angebracht; die Fenster konnten mit starken Läden verschlossen werden.

Unweit und hinterhalb des Hauses, etwa zwischen der Eichwäldchen- und Pfungstädter-Hauschneise standen auch Stallung und Schoppen, welche jedoch erst unter Ludwig VIII. erbaut wurden. Die Aufsicht über Reinlichkeit und Ordnung im Hause hatte der Vater jener im Eingange erwähnten Gebrüder E dt, welcher damals eine Hofstelle in Darmstadt bekleidete, zuletzt zu besorgen.

Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß das in Frage stehende Haus zum temporären Aufenthalt des Regenten bestimmt war. In jenen Zeiten bestand bekanntlich noch

freie Wildbahn und zur besseren Erhaltung des Edel- und Schwarzwildes, wurden daher in den weit und breit wasserlosen Waldungen, welche das Haus umgaben, unter Ludwig's VIII. Regierung Behälter gegraben, in welche reichliches Wasser aus dem oberhalb Bessungen liegenden, sogenannten Laubwalde geleitet wurde. So befand sich ein kleiner Teich, dessen Spuren jetzt noch sichtbar sind unweit des Jagdhauses: und das sogenannte Bassin, welches mitten auf der jetzigen Chaussee nach Großgerau angebracht war, da, wo man die halbkreisförmigen Heckenwände zu beiden Seiten desselben erblickt, bezog ebenfalls sein Wasser aus jenen Leitungen. Hierdurch war das Wild also nicht genöthigt weit zu wechseln; vielmehr konnte es sich ruhig und stark in den jungen Nadelholzbeständen vermehren, und nicht nur zu einer Augenweide, sondern auch zu einer sehr bequemen Pürsche entweder ganz in der Nähe des Griesheimer Hauses, oder auch in diesem selbst, dienen.

Nach diesen historischen und localen Vorausschickungen, welche manchem Bewohner hiesiger Gegend nicht uninteressant sein dürften, kommen wir jetzt zu den Begebenheiten, die wir zu berichten, versprochen haben! —

Bereits unter der Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig lebte ein hochgestellter Staatsdiener, der sich Freiherr von Mingerod — nicht Minigerode unterschrieb, wie der so geschriebene Name noch in alten Colleg-Akten häufig zu lesen ist — und Oberjägermeister und zugleich Geheimerath in dem damaligen Geheimeraths-Collegium war. Er erscheint in seinen Unterschriften von den Jahren 1712 bis gegen 1749, diente daher auch unter Ludwig VIII. und scheint in der ersten Hälfte der 1750er Jahre ohne Nachkommen verstorben

zu sein. In seinen Amtsverrichtungen wird dieser Mann, als sehr strenge, ja sogar hart gegen die des Holzes Bedürftigen armen Unterthanen geschildert; allein das ist das Loos der meisten Forstbeamten, welche pflichtgemäß die ihnen anvertrauten Waldungen gegen den Frevler schützen, und wir glauben um so mehr, daß besagter Freiherr von Mingerod nur durch seine gewissenhafte Pünktlichkeit den Haß fauler Wild- und Holzdiebe auf sich lud, als er von seinem Fürsten geliebt und als treuer Diener geachtet worden sein muß, wie dies auf seinem im Namen Ludwigs VIII. auf sein Ableben verfaßten Trauergedicht hervorgeht.

Ein Exemplar desselben liegt vor uns, und wir können uns nicht enthalten, es hier mitzutheilen, da sich darin auf eine rührende Weise die Klage eines edlen Fürsten um einen treuen Beamten ausspricht. Es lautet wörtlich wie folgt:

„Du mit höchst' verdienten Gulden treu geliebter Mingerod!
 O' wie heftig, o wie schmerzlich, beuget mich Dein früher Tod;
 Doch Dein Leiden ist vollbracht, und Du bist mit denen Frommen
 Zu der frohen Ewigkeit, zu der wahren Ruh' gekommen.
 Nun so nimm' von meiner Liebe, wie so höchst gerührt ich bin,
 Dieses als ein zwar bethrantes, doch wahrhaftes Zeugniß hin,
 Hat gleich Dein erlöster Geist, Haus und Welt und mich verlassen,
 Wird doch meine treue Brust Deinen Nachruhm ewig fassen;
 Habe Dank vor alle Sorgen, vor die Mühe, vor die Last,
 Die Du so getreu, als muthig mir mit Lust erleichtert hast;
 Gott erseze den Verlust, der durch Deinen Tod entspringet,
 Und der mir mit starkem Schmerze Lebens-Lang zu Herzen
 Dringet.“

Die Anfangsbuchstaben der fünf letzten Worte, enthalten zugleich den Namen des hohen Leidtragenden. — Landgraf Ludwig zu Hessen Darmstadt.

Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ein

Mann, dem ein solcher Nachruf in so herzlich einfachen Worten geweiht ward, nur ein biederer Ehrenmann gewesen sein kann, der vielleicht bei der starren Geradheit eines Waidmanns seiner Zeit, etwas unsanft mit Waldfrevlern verfuhr. Schon bei seinen Lebzeiten ward er deshalb angefeindet, wie aus einer, in meinem Manuscript erzählten Begebenheit erhellt, die jedoch von geringem Interesse ist; aber damit hatte es noch nicht sein Bewenden, denn er ward nach seinem Tode zum Spuckgeist gemacht.

Nicht lange nach dem Tode des Oberjägermeisters verbreiteten sich mancherlei abenteuerliche Erzählungen von furchterregenden Erscheinungen, welche theils in der Nähe des Griesheimer Hauses, theils in diesem selbst, wahrgenommen worden waren.

So erhoben sich — erzählte man — in dieser Gegend öfters des Nachts plötzliche Winde, die je mehr sie sich dem Hause näherten, in den heftigsten Sturm übergingen, Bäume zerfnickten, Dachschiefer herabschleuderten und das ganze Gebäude erzittern machten; diese Stürme dauerten gewöhnlich bis lange nach Mitternacht und hörten dann in einem Augenblicke auf. Zuweilen erblickte man das Haus innerhalb völlig erleuchtet, während man doch zuverlässig gewußt habe, daß gerade in solchen Fällen Niemand darin anwesend, vielmehr Alles wohl verschlossen gewesen sei. Mehrere Leute wollten in der Abenddämmerung einem Jäger begegnet sein, der langsam an ihnen vorüber ritt, ohne daß die Huftritte eines Pferdes hörbar gewesen seien, er wäre in der Eichwäldchen-Schneise verschwunden und darauf die tiefste Finsterniß eingetreten. Ein alter Förster der bei hellem Mondenscheine von der Stadt nach seinem Wohnort Griesheim durch

die Griesheimer Hauschneise heimkehrte, machte am folgenden Tage gehörigen Orts die Anzeige, daß er, ziemlich in der Hälfte derselben mitten im Wege einen grauen, sogenannten Saufinder erblickt habe. Voll Staunen, einen solchen Hund dessen Race in der ganzen Gegend nicht mehr anzutreffen sei, unbeweglich auf seinem Wege zu erblicken, sei er langsam auf ihn losgegangen, während sich sein eigener, sonst sehr muthiger und beißiger Hund, dicht auf seinen Fersen gehalten habe; je näher er aber gekommen sei, desto größer und undeutlicher sei die Gestalt geworden, und als er sich dicht vor ihr befunden in einen Nebel aufgelöst gewesen, in dessen Mitte er sich selbst befunden habe. Voll Schrecken sei er nach Hause geeilt und habe es sogleich seiner Frau erzählt u. s. w.

Solche und ähnliche Erzählungen hatten zur Folge, daß viele Menschen selbst schon vor Sonnenuntergang diese Gegend vermieden: denn sie konnten ja sonst noch auf dem eine Stunde weiten Heimweg begriffen sein, und unmöglich wissen, wie weit sich die Grenzen des gespenstigen Territoriums erstreckten. Ausgemacht aber war es, daß der Oberjägermeister von Mingerod auch noch nach seinem Tode Derselbe sei, der er im Leben gewesen, ein Schrecken der Wildddiebe und Holzfrevler, dem es aber bei seiner bekannten Verbtheit auch nicht darauf ankam, einem harmlosen Spaziergänger Furcht einzujagen.

Der Landgraf Ludwig VIII. dem diese beinah im ganzen Lande verbreiteten Nachrichten, nichts weniger, als unbekannt sein konnten, setzte den Besuch des Griesheimer Jagdhauses noch lange Zeit fort.

Während jener Spuckperiode wurden einst die genannten Brüder G dt von ihrem Vater, jedoch, in Betracht

ihrer Jugend, unter Beigebung eines zuverlässigen Mannes, nach dem Griesheimer Jagdhaufe geschickt, um dort die gehörigen Vorbereitungen zu der demnächstigen Ankunft des Landgrafen zu treffen. Das überall nothwendige Nachsehen und die Reinigung der Locale dauerten jedoch länger, als man anfänglich geglaubt hatte; Die Nacht brach schon vor Vollendung der Arbeiten ein, und es mußten daher Lichter angezündet werden, die nach vollbrachtem Auftrag wieder gelöscht, auch die Fensterläden sowie beide Eingänge auf das sorgsamste verschlossen wurden, worauf man sich auf den Heimweg begab.

In einer Entfernung von ungefähr Einhundertfünfzig Schritten blickte einer der beiden Brüder zufällig nach dem Hause zurück; alle Fenster standen von innerer Erleuchtung hell. Welche unsichtbare Hand hatte in wenigen Sekunden die Lichter angezündet und die eben erst stark verriegelten Läden geöffnet? Diesemal wurde aber kein vorhergehender Sturm wahrgenommen; nur ein schwacher Wind musicirte durch die Aeste der Bäume. Jene liefen vor Schrecken über diese, früher durch Hörensagen gekannte, nun aber selbst gesehene Erscheinung ergriffen, so schnell sie konnten davon, und nur als sie sich schon weit entfernt hatten, blickte der „zuverlässige Mann“ nochmals nach dem grauenvollen Hause, und versicherte später, die wiewohl schwächer gewesene Erleuchtung, zuverlässig noch gesehen zu haben. Da diese Begebenheit zur Zeit des Neumondes vorfiel, so konnte der Mondschein die Illumination nicht hervorgebracht haben.

Daß sie nach ihrer Heimkunft den erblickten Spuck so gleich dem Vater E dt erzählten, war ebenso natürlich, als daß hierdurch diese Geschichte an Glaubwürdigkeit

gewann, und daß es gar viele Sonntagskinder gab, die ihr Vorrecht, Geister sehen zu können, nach Einbruch des Abends nicht gerne in der Nähe des Griesheimer Hauses in Ausübung bringen wollten. Doch gab es einen Freigeist, welcher sich vornahm, dem gespenstigen Treiben ein Ende zu machen.

Unter dem vormaligen sogenannten weißen Dragonerregiment, aus dessen in den Dörfern Arheiligen, Wixhausen, Erzhausen, Gräfenhausen und Weiterstadt vertheilt gelegenen Schwadronen ein wöchentliches Commando nach Kranichstein, woselbst Ludwig VIII. bekanntlich meistens wohnte, als Wache detachirt wurde, stand ein Rittmeister, Namens Fuchs, welcher früher unter dem preußischen Militär gedient hatte. Dieser Mann der schon im ersten schlesischen Kriege unter dem König Friedrich II. sich einen Orden verdient hatte, und mit großer Entschlossenheit und Geistesgegenwart ausgerüstet war, soll bei den Erzählungen des damals zur Tagesgeschichte gewordenen Spuckes öfters geäußert haben, er wolle zuverlässig der Sache bald auf den Grund kommen, wenn der Landgraf ihm nur die Erlaubniß und die deßfalls nöthigen Mittel bewilligen würde. Der Zufall kam seinem Wunsche entgegen. Einst, als er das Commando im Kranichsteiner Jagdschlosse hatte, ließ ihn der Landgraf, der von seinen Aeußerungen unterrichtet worden war, vor sich kommen und fragte unter Anderem nach den Mitteln, wodurch er dem Spuck ein Ziel zu setzen vermeine. Man wird begierig sein diese zu vernehmen; bestanden sie vielleicht in Amuleten und geweihten Kerzen, in Beschwörungsformeln oder Kapuzinern? Nein, von allem diesem wollte unser Rittmeister nichts: er erbat sich vielmehr — der Freigeist — nur zwanzig schnurrbärtige Dragoner, die er unter der ganzen Mannschaft des Regimentes selbst

auslesen und besonders instruiren dürfe und — auch hierin wich er von dem Gebrauch anderer Geisterbanner ab, welche sich durch Fasten zu ihrem gefährvollen Werke vorzubereiten pflegen — er bat noch ferner für seine Mannschaft um eine zur Bestehung des Abenteuers angemessene Quantität von Viktualien und geistigen Getränken. Man ersieht hieraus, daß der Rittmeister ein vernünftiger Mann war, welcher glaubte, es mit Gespenstern von Fleisch und Wein zu thun zu haben, die man daher auch mit fleischlichen Waffen bekämpfen müsse; und diese Vermuthung war nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da sich in jenen Zeiten gar mancherlei Gesindel im heiligen römischen Reich herumtrieb, welches der Polizei so ungreifbar und unsichtbar war, wie das ehrlichste Gespenst.

Der Landgraf mochte derselben Ansicht sein, denn er bewilligte das Erbetene auf der Stelle, empfahl aber dem Rittmeister zur Vermeidung möglichen Unglücks, alle Vorsicht. Diese Unterredung ward mehrere Zeit lang ganz geheim gehalten, unser Manuscript sagt: „man weiß aber nicht warum!“ Wir erlauben uns jedoch, die bescheidene Muthmassung aufzustellen, daß dies geschehen sei, einestheils, um das gespenstige Gesindel nicht zu erhöhter Vorsicht zu veranlassen, anderntheils um den Rittmeister die Wahl nicht schwer zu machen, weil vorauszusehen war, daß, wenn das beabsichtigte Unternehmen bekannt wurde, bei den lachenden Aussichten das weiße Regiment einmüthig, bis auf den letzten Mann als geisterbannende Heerschaar hätte auftreten wollen, was doch nicht thunlich war.

Als der Zeitpunkt zur Ausführung heranrückte, wählte Rittmeister Fuchs zwanzig Dragoner, welche er für die zuverlässigsten und beherztesten hielt, machte sie im Allgemeinen

mit dem Vorhaben bekannt und ließ Jedem derselben die Wahl, ob er sich der nächtlichen Expedition anschließen, oder davon zurücktreten wolle. Da sich indessen Keiner lossagte, ein jeder im Gegentheil seine Freude darüber zu erkennen gab, so erließ er ungefähr folgende Instruktion:

„Keiner darf den ihm angewiesenen Posten vor der angeordneten Ablösungszeit verlassen mag ihm auch erscheinen und begegnen, was da wolle. Auf jedes sich nähernde Wesen, welches auf den Zuruf „Wer da!“ nicht sogleich antwortet wird mit dem Karabiner Feuer gegeben. Alle meine sonstigen Befehle müssen auf das Strengste befolgt werden, wer sich nur der mindesten Insubordination schuldig macht, wird augenblicklich von mir niedergeschossen u. s. w.“

Alle gelobten gern, das Gebotene treu zu befolgen, auch sich einander nicht zu verlassen, sondern in etwaiger Gefahr fest zusammenzuhalten. Gespenster, welche nach solchen Vorbereitungen sich dennoch zu produziren wagten, handelten unserm Bedünken nach, sehr unbesonnen: Der Verlauf unseres Berichtes wird aber zur Genüge zeigen, — daß Dragoner nicht minder schlechte Geisterbanner sind, als sie zur Zeit Ludwigs XIV. ungeschickte Rezerbefehrer waren.

An einem schönen Herbstmittag saßen die Dragoner im Griesheimer Jägerhaus beisammen. Sie hielten sich weidlich an die Viktualien und geistigen Getränke, sangen mitunter ein frohes Lied, erzählten von mancherlei selbst erlebten, oder in Spinnstuben gehörten Geisterhistorien und rissen manchen derben Witz über das heute Nacht zu erwartende Abenteuer, welches wohl keinem von ihnen den Hals kosten werde. Ihr Commandant, Rittmeister Fuchs, war sehr zufrieden mit der guten Gesinnung, welche seine Mannschaft

beseelte, hatte jedoch nicht unterlassen für alle zur Erreichung seiner Absicht nöthigen Maßregeln die genaueste Sorge zu tragen

Er hatte alle Gemächer, alle Winkel und Kamine im Haus bis unter das Dach hinauf, ja selbst die Schornsteine, sorgfältig visitiert, und nur einige Fledermäuse aufgestört, ohne irgend etwas Verdächtiges entdeckt zu haben; er hatte sodann alle oberen Theile des Hauses verschlossen und die abgezogenen Schlüssel an einem sicheren Orte selbst verwahrt, denn er hatte nur den unteren Stock für sich und seine Leute ausersehen. Die nach hinten führende Hausthüre, welche um Mittag geöffnet worden war, ward nach einigen Stunden verschlossen, und innerhalb verriegelt; auch der Keller wurde untersucht und nachdem nichts Verdacht erregendes darin wahrgenommen worden war, abgeschlossen. Hiermit begnügte sich der Rittmeister jedoch nicht, sondern besuchte auch, nachdem das Haus gleichsam gesperret war, den dasselbe umgebenden Waldbestand bis zu einer ansehnlichen Entfernung, sah hinter jeden Busch und Baum in der Hoffnung, einen verkappten Geist an den Haaren hervorziehen zu können, mußte jedoch unverrichteter Sache zurückkehren, und ärgerte sich schon im Stillen, daß er wohl am andern Morgen seinen Rapport in Kranichstein mit den Worten: „Alles richtig, Herr Landgraf,“ werde beginnen müssen.

Die Tannenschatten wurden lang und länger und verschwanden im einbrechenden Abend. Der Mond schien heute nicht, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil der Himmel mit Wolken überzogen war, oder, weil er erst vor drei Wochen voll erschienen hatte. Ehe sich aber die Sonne ganz hinter

der Eichwaldschneise verkroch, waren schon acht Dragoner mit Ober- und Untergewehr in der Art als Posten ausgestellt daß je zwei — von denen der äußere etwa fünfzig, der andere ebenso zwanzig Schritte vom Jagdhouse entfernt stand — miteinander correspondiren konnten. Der Rittmeister hatte Befehl gegeben diese Wachtposten nach jeder halben Stunde abzulösen. Die Nacht war zwar ziemlich windstill, schien aber, aus begreiflichen Ursachen, sehr dunkel werden zu wollen.

Auf den Wandleuchtern im Salon und auf den in diesem, sowie in den übrigen Gemächern des Erdgeschosses befindlichen Tischen waren schon lange die Lichter angezündet worden, selbst der Gang und der Vorplatz waren erhellt, und Alles schimmerte, als hätte es einem Balle gelten sollen; die im Hause zurückgebliebenen Dragoner thaten ihrerseits auch alles Mögliche, die Illumination so vollständig, als möglich zu machen. Wir würden nicht begreifen können, warum der Rittmeister diese Anstalten für nöthig hielt, wenn wir nicht aus der Naturgeschichte wüßten, daß lichtscheue Wesen, wie die Motten, Schnecken und also auch Gespenster gerade vom Lichte angelockt werden.

Der Rittmeister hielt sich meistens in dem Salon auf; er schien bald Jemand zu erwarten, denn vor ihm auf dem Tische lagen vier scharf geladene Pistolen. Von Zeit zu Zeit betrat er die übrigen Gemächer oder ging ins Freie hinaus; seine noch übrigen Leute waren theils bei ihm im Salon, theils in den andern Zimmern und tranken auf die Gesundheit der Gespenster. Mitternacht war vorüber. Die bereits öfter von der Ablösung zurückgekommenen Leute hatten trotz aller Mühe und List nichts Verdächtiges gesehen und gehört; nur einer kam mit einem blauen Auge zurück, welches

er aber wahrheitsgetreu mehr einem augenblicklichen Straucheln und darauf erfolgter Collision mit einem Tannenast, als der Tücke böser Geister zuschrieb. Niemand ahnte wie nahe die Katastrophe war.

Die in südwestlicher Richtung ausgestellten Posten sollten zuerst Gelegenheit haben, ihre Unererschrockenheit zu beweisen. In ziemlich weiter Entfernung erhob sich, wie es ihnen däuchte, ein dumpfes Rauschen, wie wenn der Wind die aufgewühlten Tannennadeln am Boden vor sich her triebe; es näherte sich mehr und mehr und ward in einem Nu zum heftigem Sturme, der die jungen Bäume tief zur Erde bog und die Wipfel der alten Stämme brach und tausend herabschmetterte. Um den Schrecken dieser Scene zu vermehren, fuhren zuckende, aber schnell wieder verschwindende Feuerstreifen durch den Wald und kamen den Posten so nahe, daß sie ihnen, wie sie sich ausdrückten, zuletzt dicht um die Köpfe geflogen wären und gleichsam ihre Augen geblendet hätten.

Wer kann es unter den bewandten Umständen, diesen Männern verargen, daß sie, ohne die Ablösung abzuwarten, einen unhaltbaren Posten verließen und im Sturmschritt dem Hause zurückten?

Die Erscheinung einer Legion von Teufeln wäre dem Rittmeister willkommener gewesen als die Erscheinung seiner also zurückgekehrten Wachposten. Zwar hatte auch er den das Haus in seinen Grundfesten erschütternden Sturm vernommen, war aber über die beispiellose Insubordination so empört, daß er jene mit allen Flüchen eines alten Soldaten auf ihre Posten zurückjagte. Wer weiß ob die Furcht vor Menschen stärker, als vor Gespenstern, auf sie gewirkt hätte, wenn der Rittmeister nicht mit seinen Pistolen gedroht, und

ihnen vier weitere Mann als Verstärkung beigegeben hätte, so daß die Bewachung des Hauses jetzt nur noch aus acht Dragonern bestand.

Noch brauste mit weniger Unterbrechung der Sturmwind fort und durch das nächtliche Grausen flackerten bläuliche Flammen sogar um und über das Gebäude hin, dessen beide hohe Schornsteine — auf oben beschriebener Abbildung vergessen — zuweilen wie in Brand gerathen aussahen. Nach Mitternacht aber legte sich der Wind beinahe völlig und die flammenden Geisterboten erloschen. Die abgelöste Mannschaft hatte nichts von Erheblichkeit wahrgenommen und die vier Verstärkungsposten waren daher wieder in's Haus zurückgezogen worden. Im Walde war es übrigens, wie sich ein Dragoner später ausdrückte, so dunkel wie in einer Patronentasche. — So verging einige Zeit, und mit der Mitternacht schien das Recht der Geister, Menschen zu erschrecken, sein Ende erreicht zu haben. Die Soldaten im Haus entschädigten sich für die auf den Posten ausgestandenen Mühseligkeiten, während es den Wachen vorkam als würden sie erst alle zwei Stunden, und nicht nach Verlauf einer halben Stunde abgelöst. Rittmeister Fuchs war mürrisch, daß er mit Elementen zu thun haben solle, und nicht am nächsten Tage mit einem halben Duzend Gespensterpack in dem Kranichsteiner Schloßhof aufrücken könne, eine Hoffnung, welche mit jeder Viertelstunde geringer ward.

Horch! — Vor dem Hause knallt ein Schuß, dem gleich hinterdrein noch einige folgen. — Wie der Blitz war der Rittmeister von seinem Stuhl, faßte zwei Pistolen und stürzte vor das Haus, seine Leute hinter ihm drein; es war weit und breit nichts zu hören, und so sehr er auch seine Augen

anstrengte, nichts zu erkennen, als die dunklen Massen der umstehenden Tannengruppen. Man kehrte daher ins Haus zurück, um die Zeit zur Ablösung zu erwarten. In diesem Augenblick trat ein Dragoner J r mit Namen, von Griesheim gebürtig, ein mit der Meldung, daß sich der dem Hause zunächst stehende Posten, von seinem Platze entfernt haben müsse. Der Rittmeister schickte sich sogleich an selbst nachzusehen, als ein plötzliches Ereigniß seine Schritte fesselte. Wie vom heftigstem Donnerschlage erbebt mit einem Male das ganze Gebäude, zugleich von einem wahren Orkan umtobt, klirrend öffneten sich die so gut verwahrt gewesenen Fenster und der dadurch gewaltsam in den Salon und die übrigen untern Gemächer eindringende Sturmwind riß alle Thüren krachend auf. Alle Lichter waren ausgelöscht; die tiefste Finsterniß herrschte.

Nach einer kurzen Pause war der Sturm zu einem gewöhnlichem Winde herabgesunken. Als auf Befehl des Kommandanten die Lichter wieder angezündet waren, sah man daß kein Fenster und keine Thüre mehr offen stand, sondern daß alles noch ganz in demselben Zustande war, wie vor der soeben erzählten Erscheinung.

Nachdem sich der Rittmeister in hundert verschiedenen Erklärungsversuchen, die alle dasselbe Resultat lieferten, den Kopf zerbrochen hatte, und seine um ihn befindliche Mannschaft sich eben daran befand, desgleichen zu thun, fiel sein Blick auf die Uhr: etwa zwölf Minuten über die Ablösungszeit waren inzwischen verstrichen. Er musterte die Dragoner, sechs waren nur anwesend, und da er vermuthete, daß die andern Sechs auf dem Gange oder in den anstoßenden Zimmern auf eigene Faust Nachforschungen hielten, so befahl er

dem Unteroffizier Germann, einem zuverlässigen Veteranen, die Fehlenden sogleich hereinzuholen. — Germann kam nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück, daß er sie weder im Hause gefunden, noch auch außerhalb desselben auf sein wiederholtes Rufen Antwort erhalten habe. Der Rittmeister verließ hierauf mit seinen Begleitern, deren einer eine Laterne trug, das Haus, um Nachforschungen nach den sechs Vermißten anzustellen: allein weder sie, noch die übrigen Posten waren zu finden, und man mußte sich begnügen, bei der also zusammengeschmolzenen Mannschaft nur das Innere des Hauses zu bewachen.

Wieder vergingen einige Stunden, und der Zeiger wies auf die dritte Stunde nach Mitternacht, als sich ein Zischen und Pfeifen, ein Heulen und Brausen, erst außerhalb, dann innerhalb des Hauses vernehmen ließ, durch welches ein mehrmaliges helles Lachen, wie ein Hohngelächter erschallte. Der Rittmeister eilte sogleich mit seinen Leuten auf den Vorplatz und rief: „Und wenn gleich der Teufel selbst mit seiner höllischen Heerschaar sich hier einquartiren will, so weiche ich doch nicht vom Platz!“

Das letzte Wort war kaum aus seinem Munde, als eine wüthende Windsbraut, die im Haus entstanden war, ihn und seine Umgebung so heftig erfaßte, daß sie fast die Treppenstufen herabgeschleudert worden wären. Zugleich waren alle Lichter ausgelöscht und sie standen in ägyptischer Finsterniß. Alles dies war das Werk eines Augenblickes, in der nächsten Minute wehte nicht das leiseste Lüftchen um das Haus.

Unter solchen Umständen hielt es der Rittmeister für zwecklos, den Morgen hier abzuwarten, besonders, da seine

Mannschaft abermals durch die Entfernung zweier Dragoner auf vier Mann reducirt war. Vorher wurden die Lichter wieder angesteckt und überall nachgesehen. Da man nirgends eine Verletzung wahrnahm, wurden nach gelöschten Lichtern alle Thüren und Läden verschlossen und man trat den Rückweg an.

Der kleine Trupp war kaum zwanzig Schritte von dem Hause entfernt, als dieses in beiden Etagen — wie bei den früheren Erscheinungen — völlig erleuchtet stand, so daß die Fenstergardinen ganz deutlich gesehen werden konnten, während zugleich die doch zugeriegelten und verschlossen gewesenen Läden, wieder offen standen. Man erachtete es jedoch nicht für nöthig, sich noch länger von den Gespenstern foppen zu lassen, und setzte daher den Weg nach Kranichstein fort.

Was aber war aus jenen sechszehn Dragonern geworden, ohne welche Rittmeister Fuchs heimkehren mußte? Waren sie ein Opfer der höllischen Uebermacht geworden? Nein. Sie fanden sich noch in jener verhängnißvollen Nacht ziemlich wohlbehalten bei ihren Schwadronen ein und wußten Wunderdinge zu erzählen.

Jene acht Mann, welche auf Posten um das Haus gestanden hatten und zuerst unsichtbar geworden waren, berichteten ungefähr Folgendes: Einige Zeit nach der Einnahme ihrer Plätze hätten nicht nur die Vorder-, sondern auch die Hinterposten ein sich näherndes, immer zunehmendes Geräusch vernommen, wie wann etwas mit Gewalt durch das Heckenholz dringen wollte, beim Näherkommen wäre ein dumpfes Uchzen gehört, und bei plötzlich ringsum im Walde aus der Erde hervorzuckenden Flämmchen ein großer, mit Haaren be-

deckter Klumpen deutlich gesehen worden, der ächzend seine wälzende Bewegung gegen das Haus hin fortgesetzt habe. Sie hätten sich in dieser Lage wenig besonnen und der Instruktion gemäß auf den etwa nur noch fünfundzwanzig Schritte entfernten Klumpen Feuer gegeben. Nach dem Schießen sei alles stille gewesen und die frühere Ruhe und Dunkelheit wieder eingetreten; sie hätten jedoch im Bewußtsein, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, vorgezogen ihre Reträte zu nehmen, nicht aber in das Haus, sondern so weit als möglich davon weg; denn hätten sie sich bei der noch nicht abgelaufenen Ablösungszeit abermals dort eingefunden, so würden sie von ihrem Kommandanten, der sein Wort zu halten pflegte, sicherlich niedergeschossen worden sein, während sie, bei bereits doch bestandener Todesgefahr, auf dem gewählten Weg mit heiler Haut doch davon gekommen wären. Von ähnlichen Ansichten waren die übrigen Dragoner ausgegangen, welche sich in aller Stille allmählig absentirt hatten.

Von einer etwaigen Entschuldigung jener Ausreißer, sowie von einer Bestrafung derselben, hat man nicht das Mindeste vernehmen können. Ebenso wenig weiß man von den Folgen, des damals von dem Rittmeister Fuchs seinem gnädigsten Landgrafen gemachten Rapports und den ferneren Schicksalen jenes Haudegens.

Thatsache aber ist, daß nicht lange nach dieser Begebenheit das Griesheimer Jägerhaus abgebrochen wurde.

Soweit unser Manuskript. Wir überlassen dem geneigten Leser, so viel oder so wenig davon zu glauben, als er für gut findet, versichern aber nochmals, daß wir in dem Nacherzählen mit seltener Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sind, was gewiß alle Anerkennung verdient, wenn

man erwägt, daß gerade Gespenstererzählungen fast unwiederstehlich des Berichterstattenden Phantasie zu neuen Schöpfungen in die Schranken fordern. Ebenso enthalten wir uns eines jeden Erklärungsversuches, weil keiner genügend sein würde, obwohl wir manches von funkelängigen Eulen und von dem scharfen Lustzuge an acht um das erhöht gelegene Jägerhaus zusammentreffenden Schneisen anführen könnten; selbst der haarige Klumpen ließe sich ganz artig für eine alte Bache erklären, die auf die Karabinerschüsse der Dragoner das Beispiel eines klüglichen Rückzuges gab; allein es bliebe doch immer die Illumination bei verschlossenen Läden, das freiwillige Erlöschen der Lichter und die von selbst sich öffnenden und schließenden Thüren und Fenster. Wir erzählen daher ganz schlicht und sachgetreu nicht minder unerklärliche Thatfachen, welche sich mehr oder minder lange nach dem Abbruch des Hauses zutrug, und zu deren Kenntniß wir durch eifriges Nachfragen bei glaubwürdigen Einwohnern der benachbarten Ortschaften gelangt sind.

Obgleich der unfern des Hügels vorbeiführende, sogenannte Mühlweg von den Landleuten nach Einbruch der Nacht sorgfältig gemieden wurde, so wollte doch der Zufall, daß ein wohlhabender Bauer aus G mit Namen M , der mit seiner Mehlfuhre aus dem Mühlthal zurückkehrte, von der Nacht überrascht ward, als er kaum am Eingange des Waldes angelangt war. Freilich graute ihm vor der schauerlichen Stelle an der er vorüber kommen mußte; sein Vater war unter den Tagelöhnern gewesen, die das Griesheimer Haus hatten abtragen helfen, und es wäre uns viel werth, wenn wir alle Geschichten wüßten, die dieser des Abends bei einer Pfeife Tabak seinen

Kindern zu erzählen pflegte; — wie gesagt, es war ihm just nicht ganz geheuer zu Muth, allein nicht nur ein paar Gläschen Doppelfümmel, die er in Eberstadt gegen die neblige Herbstluft zu sich genommen hatte, sondern auch das Vertrauen auf seine zwei tüchtigen Füchse und sein gutes Gewissen bewirkten, daß er nach kurzem Bedenken weiter fuhr, jedoch nicht ohne manchmal links und rechts zu blicken. Im Walde stieg ein so dichter Nebel auf, daß er kaum die Ohren seiner Pferde unterscheiden konnte; allein er kannte den Weg zu gut, als daß er hätte fehl fahren können, und so fuhr er denn langsam in Gottes Namen weiter.

Zwischen zehn und elf Uhr derselben Nacht hörte der Bauer K in Pfungstadt vor seinem Hause ein Getrappel, wie von Pferden und ein langsames Rollen, wie das eines schwer beladenen Wagens. Neugierig, wer noch so spät vom Kartoffelfahren heimkehre, öffnete er das Fenster und sah beim matten Mondenscheine einen mit Säcken beladenen Wagen, mit den zwei Füchsen bespannt, die er vor noch nicht drei Wochen an seinen guten Freund und Gevatter M. in G. verkauft hatte. Zufällig hatte auch er desselben Tages eine Fuhr ins Mühlthal gethan und Jenen dort gesehen; mit Kopfschütteln über den unerwarteten Besuch ging er daher hinaus und öffnete das Hofthor, um ihn einzulassen. Sein Befremden ging aber in Erstaunen über, als er weder von ihm, noch von einer anderen Menschenseele eine Spur bei dem Wagen sah. Die Mehlsäcke lagen in der größten Unordnung, zum Theil mit halbverschüttetem Inhalt, durcheinander, und die Pferde standen zitternd und triefen von Schweiß. Sein Rufen brachte alle Bewohner des Hauses auf die Beine; Jeder hatte seine eigene Ansicht von der

Sache, bis der Nachtwächter, ein Mann begabt mit jener Umsicht, wie man sie nur bei Nachtwächtern findet, mit Spieß und Laterne erschien, und die entscheidende Erklärung von sich gab, daß M. entweder von Räubern — die in den damaligen Kriegszeitern noch mehr an der Tagesordnung waren — angefallen worden, oder was er eher zu glauben geneigt sei am Griesheimer Haus einen Schrecken gesehen habe. Zugleich stimmte er dafür einen Versuch zu dessen freilich nicht wahrscheinlicher Rettung zu machen, dem er vorausleuchten würde, wenn ihn sein Beruf nicht im Orte festhielt! —

Es währte einige Zeit, bis man sich zu dem Streifzuge vereinigte. Mit Werkzeugen des Ackerbaues bewaffnet, den biedern Gevatter K. an der Spitze, zog das Häuflein durch den schwach vom Mond durchbrochenen Nebel dahin und langte glücklich auf dem Mühlweg an. Bald rief Einer: „er sehe eine große Schlange am Rande des Waldes kriechen“, es war die Peitsche des Gesuchten, von deren Identität sich Gevatter K. alsbald überzeugte. Die Divinationsgabe des Nachtwächters war nun über jeden Zweifel erhaben, um so mehr, als ein Anderer fünfzig Schritte davon fast gleichzeitig eine neue, mit Rauschgold betroddele Pelzmütze in einem Wassergraben fand, und ein dritter mit stummem Erstaunen einen Schuh brachte, den er aus einer Hecke hervorgezogen, wo ihn die blinkende Stahlschnalle verrathen hatte. Es unterlag jetzt keinem Zweifel mehr, daß die gefundenen Gegenstände dem durch Menschen — oder Geistergewalt Verunglückten gehörten, und es galt nun ihn, oder wenigstens seine Leiche zu finden.

Und er ward gefunden — aber in welchem Zustande? Am Fuß einer halbwüchsigen Tanne erblickte man mit Grausen

einen Körper, der im Laternen- und Mondschein ziemlich aus-
sah, wie der eines Menschen, der kopfunter herabgeklettert
und eben am Boden angekommen ist; und als man näher
trat, gewahrte man daß es M. war, der auf dem Rücken
lag und die Beine aufwärts um den Stamm geschlungen
hatte, als hätte er auf eine sonst nicht übliche Art hinauf-
steigen wollen. Mit der linken Hand hatte er einen Ginster-
strauch, mit der rechten seine eigene Gurgel gefaßt; bar-
häuptig lag er da, am linken Fuße schimmerte der weiße
Wollenstrumpf, und ein tiefes Stöhnen, wie das eines betäubt
Schnarchenden, war das einzige Zeichen seiner noch vorhan-
denen Lebensgeister. Es durfte nicht lange gesäumt werden,
ihn aus einer Lage zu befreien, die ihm bei seiner Korpulenz
den Sticfluß hätte zuziehen können; einige rüstige Bursche,
von Menschlichkeit und der Erwartung eines Trinkgeldes be-
seelt, unterzogen sich der Last und brachten ihn nach Pfung-
stadt in die Behausung seines Vaters, der vor Begierde
brannte, die Umstände zu erfahren, welche jenen in eine solche
Lage versetzt hatten. Seine Neugierde ward jedoch erst am
folgenden Morgen befriedigt; denn eher war aus dem
Geretteten nichts herauszubringen, weil er in wahrer Lethargie
bis fast zum Mittag schnarchte.

In dem dichten Nebel der verwichenen Nacht langsam
dahinfahrend, bemerkte der als sehr bedächtig und dem Trunke
besonders abgeneigt bekannte Mann links vom Wege eine
kleine Flamme, welche ungefähr zwei Fuß über der Erde
neben dem Wagen herschwebte. Während er genau hinsah,
um sich zu überzeugen, daß seine Augen ihn nicht täuschten,
kam es ihm vor, als würden aus der einen Flamme erst
zwei, dann drei, sechs, zuletzt eine Menge hin und her flackern-

der Flämmchen, zugleich standen die Pferde und fingen dergestalt zurückzuhufen an, daß er, um mit dem Wagen nicht in das Gebüsch zu kommen, abstieg, in der Absicht, das widerspenstige Gespann eine Strecke fortzuführen. Als er vor die Pferde kam, erschrak er vor einem großen Hund, der bald diese, bald ihn, mit glühenden Augen anfloßte. Mehr aus Angst, denn aus Muth führte er einen kräftigen Peitschenschlag gegen die Erscheinung und traf — leere Luft.

Dies war schon genug um die Haare des Beherztesten sträuben zu machen; allein es kam noch schlimmer, als M. ohne eigentlichen Grund, — vielleicht um den Rücken zu decken — hinter sich blickte. Eine lange dürre Gestalt in einen grauen Jägerrock gekleidet, die Flinte auf dem Rücken, einen runden Filzhut auf dem Kopfe, stand hinter ihm und starrte ihn mit einem Gesichte an, welches „wie faules Holz“ leuchtete, — eine Erscheinung, welche an die obengedachte erinnert. — So zu gleicher Zeit von vorn und im Rücken bedroht, mußte er keinen andern Rath, als schnell seinen Wagen zu besteigen; allein in diesem Augenblick rissen die scheu gewordenen Pferde aus, er fiel, und als er sich wieder aufrasste stand der Jäger Brust an Brust ihm gegenüber und Flämmchen ohne Zahl tanzten rings umher. Nun blieb ihm keine Wahl. Hals über Kopf rannte er der nächsten Schneise zu, es war die Pfungstädter Hausschneise, und sein erschrockener Blick traf auf das doch längst abgebrochene Griesheimer Haus, welches auf seinem Hügel erleuchtet stand. In der höchsten Angst, kehrte er um und sah abermals den geisterhaften Waidmann der „wie eine Bildsäule“, mit übereinander geschlagenen Armen da stand und ihm ins Gesicht schaute. Halb entseelt vor Entsetzen stürzte er wegab in den Wald, es schien ihm als

stünde der Wald in Flammen, dann und wann sah ihm das mattschimmernde Angesicht seines Verfolgers über die Schultern. Zuletzt stürzte er bewußtlos hin, und mußte die Situation in der er gefunden worden, so wenig zu erklären, als diejenigen, welche ihn fanden.

Vorstehende Begebenheit haben wir — wenn wir nicht irren, im Jahre 1832 — von einem alten Bauer in Griesheim erfahren, der sie von dem Helden des Abenteuers selbst gehört zu haben, versicherte. Derselbe ist auch unser Gewährsmann bei der folgenden, nicht minder außerordentlichen Historie.

In den achziger Jahren lebte zu Griesheim ein Schulmeister, der wegen eines vorherrschenden Hangs zu geistigen Getränken, wodurch er der lieben Schuljugend manches unschuldige Amusement zu bereiten pflegte mit Hintansetzung aller christlichen Nachsicht, von Amt und Brod entfernt worden war. Der gute Mann war eigentlich an seinem Unglück völlig unschuldig. In früheren Jahren hatte er nämlich unter den churmainzischen Husaren gedient, war mit in der Schlacht bei Roßbach gewesen, wo die Reichsarmee die Franzosen unterstützte, hatte drei Finger seiner linken Hand verloren und in Folge davon durch Gönner seine Stelle als Bildner der Griesheimer Jugend erhalten. Freilich verstand er das Reiten noch immer besser, als das Lesen, und das Hauen besser als das Schreiben, unterhielt seine Eleven lieber mit Erzählungen aus der Wachtstube und dem Bivouaque, als mit biblischen Historien, und verabscheute philanthropinische Ideen; allein die Kinder wuchsen doch unter seinem Stock gesund und kräftig heran, und man that Unrecht ihn abzusetzen und dem Mangel preiszugeben. In seinem Amte hatte

er sich nichts ersparen können, die Wandellost hörte auf, und er hätte, da sein Nachfolger von seiner Wohnung Besitz nahm, auf freiem Felde Hungers sterben können, wenn er nicht in der Person einer rechtschaffenen Wittwe — seiner ersten Liebe — die am äußersten Ende des Dorfes ein Hüttchen bewohnte, eine Stütze gefunden hätte. Sie gewährte ihm ein bescheidenes Asyl, spendete ihm Trank und Speise, so viel sie erschwingen konnte und hielt ihn sauber in Kleider und Wäsche. | Es wäre nur zu erwarten gewesen, daß er für alles dies mit Dank gegen den Himmel erfüllt gewesen wäre.

Aber dem war nicht so. Unverwundbarer Mißmuth wachte mit ihm auf und schlief mit ihm ein; sprach er, so klagte er über die Verkennung seiner Verdienste; setzte er den Fuß vor die Schwelle, so zog keiner von den Jungen, die er vordem unumschränkt beherrscht hatte, die Pelzkappe, sondern gaffte ihm, so ironisch als möglich, ins Gesicht. Hierbei blieb ihm nur die ärmliche Satisfaction, daß er diese Undankbaren sowohl, als seinen Nachfolger, — einen „jungen ungewaschenen Lecker“ mit Verachtung strafte. Zuletzt blieb er ganz daheim und ließ sich lieber von seiner guten Beschützerin eine Herzstärkung ins Haus holen, als daß er sich in der Schenke den Spässen ungeschliffener Bauern aussetzte, die ihre Kinder an ihm zu rächen hatten. Um indessen seinen thätigen Geist einigermaßen zu beschäftigen, pflegte er einen Theil des Tages mit Durchblättern der Bibliothek seiner Gönnerin hinzubringen. Sie bestand nur aus dem Katechismus und der Bibel, und er hatte die in letzterer enthaltenen Kriegsgeschichten, besonders von Gideon und den Makkabäern so oft durchstudirt, daß er keine Unterhaltung mehr dabei fand. Er theilte sich daher seine Stunden

ein, stand des Morgens etwas spät auf, trank Kaffee, las dann eine Stunde in der Bibel, wobei er weniger Interesse verrieth als bei seiner ersten Morgenbeschäftigung — spielte dann eine Stunde mit Maunz, einem pechschwarzen Kater, dem Liebling der Wittwe, ging auch wohl, so weit es seine Würde erlaubte, in der Küche zur Hand, indem er Gerichte angab, die er in seinen Feldzügen bereiten gelernt hatte, und brachte die letzte Stunde des Vormittags damit zu, daß er die Fliegen von den Fenstern wegging und sich auf das Mittagessen freute. Der Mittag ging unter ähnlichen Beschäftigungen hin. So verstrich ein Tag nach dem andern und er glich einem Prometheus, dem der Geier der Unzufriedenheit täglich an der Leber nagte. Mit inniger Betrübniß sah die Wittwe den Zustand ihres Freundes und sann auf Mittel, ihn mit dem Leben auszuföhnen. Die Gelegenheit dazu kam ganz unerwartet. Auf einem Jahrmarkt in Griesheim erschien ein fahrender Krämer, der außer probater Schuhwichse, Fleckseife und ähnlichen Artikeln auch eine Anzahl schöner Volkschriften zum Verkauf ausschrie wie: „Die schöne Melusine, der gehörnte Siegfried, Till Eulenspiegel und ähnliche Bücher gedruckt in diesem Jahr.“ Auch die Wittwe war, was selten geschah, ausgegangen, um einige unentbehrliche Hausgeräthschaften einzukaufen, und als sie die Bücher sah, war nichts natürlicher, als daß ihr darüber der Schulmeister einfiel, dessen Gelehrsamkeit in ihren Augen unübertroffen und unerreichbar dastand.

Sogleich beschloß sie ihm eine heimliche Ueberraschung zu bereiten. Unter den zum Verkaufe ausgebauten Volkschriften, erregte aber keine ihre Aufmerksamkeit mehr, als ein mit großen Lettern auf grobes Löschpapier gedrucktes

Werkchen, welches jetzt schwerlich mehr im Buchhandel zu haben ist. Hätte sie die Kunst des Lesens verstanden, so würde sie bald gewußt haben, daß es den Tittel führte: „Curiöser Unterricht in der geheimen Kunst Teuffel aus denen besessenen auszutreiben, Vieh und Menschen für den Verzauberungen zu präserviren, sowie auch aller Arten Geister zu bannen, die armen Seelen derer Verstorbenen zu erlösen, und die in der Erden vergrabenen Schätze zu heben. Also an das Licht gestellt durch M. Johannem Martinum Thesaururgum, Reutlingen 1712.“

So aber sah sie nur auf der Decke schöne rothe und schwarze Buchstaben und darunter unterschiedliche Figuren, theils mit Hörnern und Schwänzen, theils mit Flügeln und Posaunen. Ohne Bedenken kaufte sie das Büchlein um den mäßigen Preis von zwei Albus und überbrachte es dem Schulmeister, der in tiefer Melancholie dem Kater Maunz durch Streicheln Funken aus dem schwarzen Pelz entlockte. Ein huldvoller Blick belohnte die Geberin überschwänglich; der gelehrte Mann setzte die schnurrende Kaze auf die Erde, nahm das Büchlein zur Hand, und fing alsogleich an, darin zu lesen.

Bis zum folgenden Tage, war er so weit gekommen, daß er die Erklärung von sich geben konnte, das ihm überreichte Werk sei nicht, wie er anfangs geglaubt habe, eine Sammlung erbaulicher Predigten, sondern er sei geneigt zu vermuthen, daß es eine Schilderung des jüngsten Gerichts zu enthalten scheine. Einen Tag später gestand er, das Buch sei nicht ohne und enthalte mehr, als er sich anfänglich davon

versprochen habe, und nach acht Tagen kam er Morgens ganz überwacht aus seinem Kämmerlein zu der ungeduldig beim Kaffee harrenden Wittwe, lächelte sanft, drückte ihre Hand — was sie verschämt duldete — und sagte ihr bedeutungsvoll ins Ohr: „Ihr Glück ist gemacht, Annemarie, und das meinige auch.“ Mehr sagte er aber nicht. Er war überhaupt kein Mann von vielen Worten, schmierte daher sein Brod, tunkte es im Kaffee und wiederholte dies so oft, als ob er es auf den gänzlichen Ruin seiner Wohlthäterin abgesehen hätte.

Von dieser Zeit an war er des Abends öfter unsichtbar und kehrte oft erst in später Nacht zurück. War er auch einmal des Abends zu Hause, so sah er durch die runden papierverklebten Scheiben mehr nach dem Himmel und dem zunehmenden Mondviertel, als nach der Wittwe, die doch bloß seinetwegen die Suppe so lange warm gehalten hatte und daher gewiß auf Dank rechnen konnte. Allein dies verdross die gute Seele nicht, da sie gewohnt war, Alles, was er that oder nicht that als auf guten Gründen beruhend anzusehen; und ein leiser Verdacht, der manchmal über sein langes Ausbleiben in ihrem weiblichem Gemüthe aufgestiegen war, legte sich sogleich, wenn sie seine Züge betrachtete, denen Strapazen, Gram und die Jahre Vieles von ihrer früheren Annehmlichkeit geraubt hatten. Indessen ereignete sich ein Vorfall, der in seiner Art so unerhört war, daß man es ihr nicht verübeln kann, wenn sie ihre gewöhnliche Sanftmuth auf Augenblicke vergaß.

Es war in der Vollmondszeit. Der Schulmeister kam erst gegen zehn Uhr des Abends nach Hause und ging unruhig auf und ab, ohne der Wittwe auf ihren vorwurfsvollen:

„guten Abend“, zu danken. Was aber am erstaunlichsten war, war der Umstand, daß er die einladend ihm entgegen dampfende Suppe unberührt stehen ließ, obgleich er beim Mittagessen gefehlt hatte. Nach einigem Hin- und Hergehen, währenddessen jeder Versuch scheiterte, eine Antwort von ihm zu erhalten, verließ er die Stube, wie er gekommen war, ohne das übliche „gute Nacht“, vernehmen zu lassen.

Die gute Frau sah ihm eine Zeitlang mit thränen-schweren Augen nach, und hegte die Besorgniß: entweder habe sie seine Zuneigung verscherzt, oder er sei durch seine allzugroße Gelehrsamkeit tiefsinnig geworden. Dies verursachte ihr einen solchen Kummer, daß sie sich nach Trost umsah, den sie am ersten von ihrem ehrlichem Maunz erwarten konnte. Allein so sehr sie lockte und in allen Winkeln der Stube umherspäte, so kam er doch nicht zum Vorschein; und da sie sich genau erinnerte ihn noch vorhin, bei der Anwesenheit des Schulmeisters gesehen zu haben, so glaubte sie, er sei vielleicht hinausgewischt, um sich mit einer nächtlichen Mausejagd zu vergnügen. Nun aber hätte sie nicht einschlafen können, wenn sie das treue Thier während der Nacht nicht auf dem Schemel am Ofen gewußt hätte. Daher ergriff sie das Licht um auf dem Gange zu suchen. Ihre Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos, bis sie sich erinnerte, daß schon Fälle vorgekommen waren, in welchen ihn ihr Hausgenosse zu ihrem stillen Mißvergnügen zum Gesellschafter in sein Schlafkämmerlein mitgenommen hatte. Sie rief daher an dessen Thüre ohne Antwort zu erhalten; weil sich aber in derselben ein Glasfenster befand, so besiegte sie ihre Schüchternheit und wagte nach einigem Zaudern hinein zu sehen. Welcher Anblick!

Der Schulmeister kniete vor einer Bank und wühlte mit aufgeschürzten Armen und blutigen Händen in den Eingeweiden — des ermordeten Raters. Seine Züge hatten — so kam es ihr wenigstens vor — einen menschenfeindlichen, blutdürstigen Ausdruck, und er war eben beschäftigt, etwas aus dem Leibe seines Opfers hervorzuholen, als die Eigenthümerin, deren Schrecken in Wuth übergegangen war, die Thüre aufriß, dem Ueberraschten den theuren Leichnam entrang und das Gesicht des Mörders mit grimmigen Nägeln zerfleischte. Es begann ein kurzer Kampf, während dessen der Schulmeister ohne auf Gegenwehr groß bedacht zu sein, nur darnach strebte, etwas in seine Tasche zu praktiziren. Er sprach kein Wort zu seiner Rechtfertigung, desto mehr aber sprach und handelte die Wittwe, und übte ein fürchterliches Vergeltungsgericht aus, dem Jener sich zuletzt dadurch entzog, daß er, auch ohne einen Laut von sich zu geben, aber mit desto sprechenderem Mienen- und Geberdenspiel, den Kampfplatz räumte.

Nun muß man aber wissen, daß er nach Grundsätzen handelte, die ihm kein Vernünftiger verdenken wird. Bei seinem gründlichen Studium der in dem Büchlein enthaltenen Kunst, Geister zu bannen und Schätze zu graben, war ihm unwillkürlich das „Griesheimer Haus“ eingefallen. Er kannte einige der weißen Dragoner, welche das oben erzählte Abenteuer mit bestanden hatten, und ihre Angaben stimmten so genau mit allen Erfordernissen überein, welche das Dasein eines Schazes bedingen, daß er sofort den Entschluß faßte, der Gründer seines Glückes zu werden. Mit Entzücken las er jetzt abermals in seinem Schatzgräberbüchlein: „Fürnehmlich ist an solchen Orten ein Schatz zu vermuthen, an

welchen ehesonsten Schlösser und andere Gebäulichkeiten gestanden; und man cognosciret denselbigen des Nachts an blauen Flämmlein, so darüber zu tanzen pflegen. Um aber die Stelle genau zu finden, ist eine Wünschelruthe vonnöthen, die man in der heiligen Pfingstnacht unter Gebeten mit einem neuen Messer von einem Birkenzweig geschnitten hat. Am besten ist ein solcher Schatz zu heben in der ersten Vollmondnacht und muß der Schatzgräber außer dem Amulet mit dem Herzen eines schwarzen Katers versehen sein, auch darf er desselbigen Tages nichts essen, noch reden und muß sich christlicher Gedanken befleißigen u. s. w."

Wer mag es ihm nun noch verargen, daß er einem unvernünftigen Wesen das Leben raubte, um nach kurzem Gram der Wittwe ein glückliches Alter, vielleicht an seiner Hand, zu bereiten? Uns kommt dieser Entschluß zwar allerdings etwas gewagt, jedoch ganz eines alten Husaren würdig, vor, und wir staunen nur über den Stoicismus, mit welchem er fastete, schwieg und duldete.

Der Rheinwind trieb ein unsanftes Spiel mit dem Zopf und den Locken unseres Helden, als er hinter dem Heckenzaune hervor, die letzten Häuser hinter sich lassend, den Weg nach der Stätte einschlug, wo das Griesheimer Jagd-Haus gestanden hatte. Im Dorfe tutete der Nachtwächter; er zählte, wußte aber bei seiner Aufregung nicht, ob er zehn oder elf herausgebracht habe, und setzte sich daher in Trab, um den günstigen Zeitpunkt nicht zu versäumen. Bisweilen fühlte er nach dem Herzen, welches er dem Kater Maunz entrißen und nun auf dem eigenen in der Westentasche trug, oder er vergewisserte sich des Besizes seiner Wünschelruthe und der Amulete, die er mit großer Mühe und Zeitaufopferung ver-

fertigt hatte. Es war eine herrliche Nacht. Im klarsten Vollmondscheine schwamm flatternd sein schwarzer Frack, blinkte sein Säbel, die Reliquie schönerer Zeiten. So gelangte er an den Eingang der Eichwäldchen-Schneise und machte Halt um Athem zu schöpfen. Am Himmel glitzerten die Sterne lustig um den Mond, unten schüttelte ein kühler Nachtwind dürre Nadeln von den Tannen herab, daß sie, wie Schnee, zum silberbeglänzten Boden am Waldrand herabrieselten. Rechts und links lag das hell beschienene Feld, desto düsterer aber war's in dem Walde, wo die Mondstreifen recht spärlich zwischen den Schatten der Stämme vertheilt lagen.

Die Distelköpfe in den Dornsträuchern winkten dem Schulmeister ein gespenstiges Willkommen und die Ginstern standen wie Ruthen, den Verwegenen zu züchtigen, der es unternähme, den Schrecken der Nacht Trotz zu bieten. Hier glänzte der versumpfte Teich durch das Gebüsch — dort lag dunkel der Hügel der das Griesheimer Haus getragen hatte. Irrte der Schulmeister nicht, schwirrten auch zwei oder drei Fledermäuse an seiner noch still blutenden Nase vorüber. Vor sich her sah er auf das genaueste einen Lapin laufen, der in der Richtung von Bessungen her ihm gleichsam entgegen gekommen war, und plötzlich verschwand, als er die Nähe des Platzes erreicht hatte, wo er die Theorie seines Büchleins in praxi anzuwenden gesonnen war. Besagter Platz befand sich nicht auf dem Hügel selbst, sondern in einiger Entfernung von dessen Fuße, wie die Wünschelruthe schon vor einigen Tagen gezeigt hatte. Er war kenntlich an einem Tannenbaum, der seine Nester tief auf einen sehr ansehnlichen Farrenkrautbusch herabsenkte.

Nochmals prüfte jetzt der Verwegene die Wünschelruthe;

sie wiederholte ihre frühere Angabe, obgleich sich eben kein Flämmchen sehen ließ. Jetzt führte der Westwind den durch die Zweige gedämpften Laut eines fernen Nachtwächterhorns herbei — es war zwölf Uhr. Da legte der Schulmeister den Hut neben sich auf die Erde, hing einen mit allerlei Charakteren beschriebenen Papierstreifen um seine Schultern, und steckte die Wünschelrute nach Vorschrift verkehrt in den Boden. Drauf brach er einen Tannenzweig und zog mit dessen spitzigem Ende einen Kreis, so gut man ihn aus freier Hand ziehen kann. Und nach diesen Vorbereitungen kehrte er sich nach Mitternacht, wo der große Bär prächtig am Himmel funkelte und sprach eine Beschwörungsformel, welche wahrscheinlich in der Zauberbibliothek zu lesen ist.

In der That, eine schauerliche Scene. Der Mond lächelte schwermüthig auf den fahlen Schädel des ehrwürdigen Geisterbeschwörers herab, der mit ausgcbreiteten Armen und hohler Stimme seine Formeln gerade so laut heruntersagte, daß sie den Geistern zu seinen Füßen verständlich werden konnten, er verlieh dem Fracke desselben einen Glanz, den ihm das Tageslicht nicht mehr zu geben vermochte, und bewirkte, daß rings umher die Büsche flimmerten, wie Weihnachtsbäume, die ihm etwas Rechtes bescheeren wollten; nur einige junge, vorwizige Tannen wackelten dazu höhnisch verneinend mit ihren schwachen Köpfchen.

Die Beschwörung war vollendet. Er grub und bediente sich dazu seines Säbels, und nicht eines Grabscheites; „denn es sene, besagte sein Autor, mit einem Metalle zu graben, an dem *cruor humanus*, zu deutsch Menschenblut, so aus einer Wunde geflossen“, flebe; und wenn er sich auch nicht gerade ganz genau zu erinnern mußte, ob durch ihn in der

Rosbacher Schlacht preußisches Menschenblut aus einer Wunde geflossen sei, so wußte er doch desto genauer, daß er sich einst beim Puzen seiner Waffe tüchtig in den Finger geschnitten hatte.

Es war kein günstiges Zeichen, daß der Säbel während der Arbeit in der Mitte entzwei brach; allein er grub weiter und schaufelte mit den Händen die aufgelockerte Erde heraus, so emsig, daß ihm der Schweiß in der ohnehin lauen Nacht, die Haare am Kopfe seiner Herrücke zusammenfleckte. — So hatte er wohl schon drei Fuß tief die Erde aufgegraben, ohne auf etwas Hartes zu stoßen, und war dadurch nachgerade so müde geworden, daß er inne hielt, und sich rund umsah, ob sich nicht vielleicht bald ein Geist über ihn erbarme.

Indem schrie ein Ruf — Rufe schlafen bekanntlich des Nachts und der Schatzgräber wußte, daß sie nicht laut träumen; er wußte ferner auch, daß diese Gattung von Vögeln in der Gegend von Griesheim, zu den größten Seltenheiten gehört. Während er noch darüber flügelte und in die Hände spuckte, um sein Werk neugestärkt fortzusetzen, huschte ein Schatten von der Größe eines Menschen an ihm vorüber und versetzte ihm einen Schlag ins Genick, daß er, auf so unerwartete Ereignisse nicht vorbereitet, sich schneller auf die Erde setzte, als er sonst zu thun pflegte.

Den alten Krieger brachte dies jedoch nicht aus der Fassung. Er sprach eine kurze Gebetsformel gegen den tückischen Kobold, sah sich dann im Kreise um, erblickte nichts und griff wieder zu seinem Säbel. War der Säbel oder dessen Führer, des Grabens ungewohnt, genug, nach einer kleinen Weile rastete Letzterer und sah, da er nichts besseres

zu thun wußte, in die Höhe und nach allen Seiten. Er erblickte — o Grausen! — etliche Gestalten in weißen schleppenden Leichenfitteln, welche unartifulierte Töne ausstoßend, ihn in einem weiten Kreise umstanden. Muthig schwang er, was vom Säbel nach übrig geblieben war, und schrie die vorgeschriebenen Beschwörungen.

Der Held unserer Geschichte hielt sich für ein Sonntagskind, dem Geister nichts anhaben können. Allein er mußte über den Tag seiner Geburt gröblich getäuscht sein; denn ehe er noch einen günstigen Erfolg seines Thuns bemerken konnte, sprang von der Tanne, die ihre Nester über ihn ausbreitete, ein schweres Etwas auf seine Schulter, mit solcher Gewalt, daß er halb betäubt über und über in die Grube fiel und nur noch sah, wie die Kobolde über ihn herfielen. Ohnedem war er an Geist und Körper durch die erlittenen Mißhandlungen sowohl, als durch seine durch die Erwartung eines großen Glückes veranlaßte Aufregung ziemlich entkräftet, und war daher außer Stande, zu bemerken, was weiter vorging, da er gleich nach seinem Falle in tiefer Ohnmacht lag. —

Die frühe Morgensonne beschien einen bedauernswürdigen Mann. Sie glänzte regenbogenfarbig in den Thaupearlen, die dem Schulmeister im Bart, in den Wimpern und der Posperrücke hingen, und weckte durch ihre sanfte Wärme allmählig dessen Lebensgeister. Der Unglückliche fand sich, als er die Augen aufschlug, in der halbvollendeten Grube, die er so zuversichtlich in schweigender Mitternacht begonnen hatte; bis an die Brust war er mit Erde, wie mit einer Bettdecke zugedeckt und fühlte, als er aufstand in allen Gliedern jenes unbehagliche Gefühl, welches stets die Folge

erlittener körperlicher Mißhandlungen ist; er war fast nicht im Stande, aufrecht zu stehen, und schwankte, nach einem schmerzlichen Blick auf das Grab seiner Hoffnungen, langsam davon. Ach, statt wie er gehofft, durch Hände voll Gold die Manen des Raters föhnen zu können, ging er jetzt neuen Gefahren entgegen, die seiner in dem bisherigen Zufluchtsorte warteten.

Allein wie vorher die Hoffnung, täuschte ihn jetzt die Furcht. Die gutmüthige Frau, die nur zuweilen sich von ihrer Hestigkeit hinreißen ließ, hatte über Nacht ihr Unrecht vollkommen eingesehen, und war darüber so untröstlich, daß sie kein Auge zuthun konnte, denn wenn sie im Einschlafen begriffen war, sah sie ihren verstoßenen, mißhandelten Freund entweder damit beschäftigt die tiefste Stelle des Landgrabens auszuspähen, um darin seine Leiden zu endigen, oder sie erblickte ihn, wie er mit einer Hand den Ast einer Tanne prüfte und sich mit der andern einen Strick um den Hals legte. Sie war daher lange vor Sonnenaufgang auf, vergoß Thränen als kein Maunz kam, um das mechanisch bereitete Frühstück aus dem irdenen Schüßelchen im Ofenwinkel zu verzehren; sie weinte noch bitterlicher, als sie einen Blick auf des Schulmeisters Frühstück warf, welches gleichfalls unberührt stand.

Da ließen sich leise, schüchterne Tritte auf dem Hausgang hören, wie die eines verschämten Armen, der nicht anzupochen wagt, und als sie voll freudiger Ahnung öffnete, stand der Ersehnte leibhaftig vor ihr, mit schlotternden Knien, blassem, doch geschwellenem Gesicht, Tannennadeln, Sand und Ameisen in der Perrücke, Spinnweben und Thautropfen auf dem Frack. Dieser Anblick öffnete auf's neue den Quell ihrer Thränen. Sie klagte sich laut der Grausamkeit an, und

war der Verzweiflung nahe, als jener beim Morgenimbiß erzählte, warum er gefastet und geschwiegen und warum er die Tage des Raters verkürzt hatte.

Im kleinen Hausgärtchen wurden noch an demselben Tage Maunzen's Reste feierlich bestattet. Acht Tage darauf brachte der Schulmeister einen noch viel schöneren Rater zufrieden lächelnd ins Haus und erlöste vier Wochen später, seine Freundin vor dem Altar aus ihrem Wittwenstande. Das nächtliche Abenteuer blieb aber ein Geheimniß. Doch hörte der Schulmeister einst, zu seinem Befremden, daß einige seiner ehemaligen, nun hoch aufgeschossenen, Schüler fast so genau davon unterrichtet waren als er selbst, und schalt mit Recht auf ihre Undankbarkeit, daß sie ihm nicht zu Hülfe gekommen seien, da sie doch gewiß dabei gegenwärtig gewesen sein mußten. An Schatzgraben dachte er jedoch weiter nicht.

Hiermit endigen die Nachrichten, welche wir in Bezug auf das „Griesheimer Haus“ gesammelt haben.

Unterthänigster Bericht über das ehemalige Griesheimer Haus.

Wie mehrere andere verdankt auch dieses Jagdhaus dem Landgrafen Ernst Ludwig seine Entstehung, es wurde im Jahre 1714 zu erbauen angefangen und erst 1716 vollendet, was, nebst dem noch sichtbaren Umfange des Platzes, den Beweis liefert, daß das Gebäude nicht klein gewesen sein kann. Es war achteckig, wie die Dianenburg, in seinem Innern recht schön und zweckmäßig eingerichtet, mit mehreren

Zimmern versehen, hatte die Küche unter der Erde; der Pferdestall und einige Nebengebäude befanden sich im Hofe, der es umschloß; übrigens ging die Aussicht der Fenster des Hauses nach acht Schneisen, die sich ringsum eröffneten, wie dies noch gegenwärtig wahrzunehmen ist. Für gewöhnlich war es unbewohnt und wurde nur zur Jagdzeit von seinem fürstlichen Erbauer und dessen Regierungsnachfolger, Landgraf Ludwig dem Achten, als momentaner Aufenthalt benutzt, wo der Ort alsdann lebhaft genug gewesen sein mag.

Die beständige Aufsicht darüber war aber dem Oberförster zu Griesheim anvertraut, zu dessen Dienstobliegenheiten es gehörte sich täglich dahin zu begeben zumal im Winter um die regelmäßige Fütterung des Wildes in den dorthierum befindlichen Wildschoppen zu überwachen, vorzüglich aber auch um jeden möglichen Frevel und Schaden an den Gebäulichkeiten und Anlagen zu verhüten. Auf diese Weise wurde es bis zum Regierungsantritte Landgraf Ludwigs des Neunten gehalten, worauf sogleich der Anfang mit dem Abbruch des Hauses gemacht ward, was jedoch nicht so gar schnell vor sich gegangen sein kann, indem noch im Jahre 1770 der Befehl erging, dasselbe vollends abzubrechen. Es verschwand denn auch in Folge dessen nach und nach so gänzlich, daß nur noch der Platz, den es einst eingenommen, kenntlich blieb; das unterirdische Gewölbe erhielt sich aber noch längere Zeit und diente manchesmal Wanderern oder Jägern, oder wohl auch Strolchen und Landstreichern zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung, wie nicht weniger den Letzteren als geheimer Schlupfwinkel bei ihren nächtlichen Thaten. Endlich wurde auch dieser letzte Ueberrest zerstört und mit Erde überdeckt und die Stätte blieb wüst und leer,

bis in neuerer Zeit der erhabene Kunstfönn und geläuterte Geschmack Ew. Hoheit, sowie das edle, nie genug gepriesene Interesse, welches Höchstdieselben zu allem historisch Merkwürdigen des ganzen Vaterlandes, zunächst aber der hiesigen Gegend, zu nehmen geruhen, auch hier wieder eine erfreuliche Veränderung herbeiführten, so daß der Ort, wenn er gleich noch immer eines passenden Gebäudes ermangelt, doch jetzt wieder ein heiteres und recht freundliches Ansehen gewonnen hat und das schöne Ziel eines anmuthigen Spazierweges geworden ist.

Das wäre denn alles, was sich über das ehemalige Griesheimer Haus, von seiner Erbauung bis zu seinem Verschwinden (eine freilich nicht sehr lange Periode) sagen läßt und was allerdings nicht gar viel bedeuten will, es bleibt mir aber noch übrig, Einiges von der früheren Geschichte des Ortes selbst anzuführen, um dadurch diese Darstellung so viel wie möglich zu vervollständigen. Daß schon in der Vorzeit, wie die Sage geht, ein auf das Jagdwesen bezügliches Gebäude hier gestanden haben soll, an dessen Stelle hierauf Landgraf Ernst Ludwig das neuere Haus erbaute, ist nicht allein sehr wahrscheinlich, sondern auch schon um deßwillen fast nicht zu bezweifeln, weil der genannte Fürst die von ihm gestifteten Jagdhäuser gewöhnlich an Plätzen, worauf sich zuvor ähnliche Häuser befanden, auführte, wie es also auch hier der Fall gewesen sein dürfte. Auch muß ich hierbei bemerken, daß ich mich noch gar wohl erinnern kann, in meiner Jugend, oder vielmehr in meiner Kindheit, oft von einer ehemaligen Hubertusburg in der Tanne (nicht mit der vor noch gar nicht vielen Jahren abgebrochenen Fortuna- burg zu verwechseln) gehört zu haben, worauf denn auch der

Name des sogenannten Burgweges Bezug haben könnte und was allerdings auf den fraglichen Ort anwendbar sein dürfte. Zur Gewißheit kann man nun freilich hierüber nicht mehr gelangen, da wohl schwerlich gegenwärtig noch Jemand lebt, der genügende Auskunft deßhalb zu geben im Stande wäre, allein eine nicht unbegründete Vermuthung streitet denn doch immerhin für obige Annahme und läßt sie so glaubhaft erscheinen, als es nach den Umständen nur irgend möglich ist; das frühere Jagdhaus müßte aber alsdann aus den Zeiten Landgraf Georgs des Ersten oder Ludwigs des Fünften gestammt haben, wo bekanntlich mehrere derartige Gebäude gegründet wurden. Was indessen schließlich den alten Römerthurm betrifft, der sich nach einer anderen Tradition ursprünglich hier befunden haben soll, so muß ich gestehen, daß ich mich auf keine Weise von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen kann, dieselbe vielmehr für eine bloße Fabel halte. Denn, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Römer in hiesiger Gegend und wohl gerade an der Stelle des nachherigen Darmundestadts ein Castrum gehabt haben mögen, wie sie denn im nahen Odenwalde auch mehrere Castelle besaßen, so ist doch nicht abzusehen, zu welchem Zwecke ein Römerthurm in der Tanne, zumal an einem Platze, der gar keine kriegerische Bedeutung haben konnte, gestanden haben sollte. Wenn aber je ein thurmähnliches Gebäude hier jemals vorhanden gewesen, dann dürfte dessen Entstehung wohl eher aus dem Mittelalter herzuleiten sein, und es alsdann doch immerhin zum Jagdgebrauche gedient haben. Ich wiederhole jedoch, daß ich an die Existenz eines Thurmes an diesem Orte nicht glauben kann, sondern vielmehr geneigt bin hier eine Verwechselung in der Tradition

zu vermuthen, wie es in ähnlichen Fällen oft zu geschehen pflegt; doch überlasse ich Alles der besseren Einsicht Ew. Hoheit und beschränke mich nur auf die unumwundene unterthänigste Darlegung meiner Ansicht in dieser Sache, über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit mir die Entscheidung nicht selber zukommt.

Friedrich Hild.

Zwei Geistersagen vom Griesheimer Haus.

Als Nachtrag zur Bekker'schen Erzählung von diesem ehemaligen Jagdhaufe.

Obgleich die Bekker'sche Erzählung vom Griesheimer Haus sich im Grunde um ein bloßes Nichts dreht und mit einem verschwenderischen Aufwande von Worten und gänzlich unpassendem Pathos wahre Lächerlichkeiten zu Tage fördert, mitunter auch mehrere handgreifliche Unrichtigkeiten enthält, so hat sie doch auf mich den vortheilhaften Einfluß hervorgebracht, daß sie mir zwei fast vergessene Geistersagen von diesem Orte wieder ins Gedächtniß zurückgerufen, die freilich an und für sich ebenfalls nicht viel bedeuten wollen, indessen doch des inneren Zusammenhangs, sowie der bedingenden Ursache und nothwendigen Wirkung, wie nicht weniger eines gewissen romantischen Anstrichs, nicht ganz und gar entbehren, also der Mittheilung einigermaßen würdig scheinen. Bevor ich jedoch zur Darstellung derselben schreite, muß ich zuvor eines kleinen Abentheuers gedenken, das mir selber einst in der dortigen Gegend aufstieß und welches nicht nur in gewisser Beziehung zu dem ehemaligen Gespensterhaufe gestanden, sondern mir auch zur Kunde der gedachten Spuck-

geschichten verholten, von denen ich außerdem wohl nie etwas gehört haben würde:

„Es war in den glänzenden Tagen Fingal's, des Königs von Selma, die längst dahingerollt sind im Laufe der dunkelbraunen Jahre“ — so würde Ossian begonnen haben, ich aber der ich weder Held noch Barde bin, sage nur ganz bescheiden: es war in der harmlosen Zeit der Jugend, (ach, schon manches Lustrum ist seidem verflossen!) als ich einst an einem schönen Nachmittage, nach geendetem Unterrichte im Gymnasium, zu dessen Alumnus ich mich damals zu zählen, die Ehre hatte, mit einem Freunde und Mitschüler einen Spaziergang machte, um in erfrischendem Genuß der freien Lust auf einige Momente den lästigen Druck des Schulzwangs zu vergessen. Der Sommer neigte sich bereits seinem Ende zu und das Wetter war wunderlieblich, wahrhaft hesperisch zu nennen, so daß wir in fröhlichem Gespräche einen weiteren Weg durchschritten, als es anfänglich unser Vorsatz gewesen. Unvermerkt langten wir auf diese Weise am Gehaborner Hofe an; aber jetzt regten sich auch Hunger und Durst, die sich schon früher gemeldet hatten, so gewaltig bei uns, daß an längeren Widerstand gar nicht zu denken war; unsere Baarschaft war indessen nur gering und mochte sich kaum auf einige Kreuzer belaufen, was jedoch eben hinreichte, uns etwas Milch und Brod dafür zu kaufen. Hierdurch erquickt und neu gestärkt, pilgerten wir munter und seelenvergnügt und an keine ferneren Beschwerden gedenkend, da wir uns dem Weichbilde der Heimath wieder näherten, wie wir meinten; allein wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht und geriethen in denselben Irrthum, in den schon

30 Mehrere hinsichtlich des dortigen Weges verfielen. Wir

schlugen nämlich vom Hofe aus gerade die entgegengesetzte Richtung ein, die uns zwar, nachdem wir aus dem Walde traten, wieder auf eine große Ebene geleitete, aber unsere wohlbekannte Darmstädter Fläche war es leider nicht und wir spähten vergeblich nach dem stattlichen viereckigen Kirchthurme, dem stolzen Schlosse und anderen weithin sichtbaren Kennzeichen der Residenz: dagegen zeigten sich uns in der Entfernung einige Ortschaften mit ihren ländlichen Thürmen und friedlichen Hütten, auch Wege und Pfade genug nach mancherlei Richtungen, deren Ziel wir aber so wenig kannten, als hätten sie durch die große Sahara in Afrika geführt. Da standen wir nun voll Angst und Bestürzung, sahen wohl daß wir uns verirrt hatten, wußten aber nicht, wohin wir uns wenden sollten.

Aus dieser Verlegenheit riß uns endlich eine Bäuerin, welche zu gutem Glück auf uns drein kam, welche, von uns befragt, uns belehrte, wo wir uns befänden, nämlich, so ziemlich gleich weit entfernt von Wolfskehlen, Griesheim und Weiterstadt; zugleich rieth uns dieselbe, den Rückweg nach Darmstadt ja nicht am Gehabarn Hof vorbei einzuschlagen, indem wir von diesem leicht wieder abkommen könnten, sondern uns statt dessen lieber nach Griesheim zu wenden, von wo aus wir uns alsdann ganz sicher zurechtfinden würden.

Wir folgten diesem gutgemeinten Rathe und steuerten mit vollen Segeln, das heißt, wir gingen so rasch als es unsere Beine gestatteten, quersfeldein, gelangten auch, als die Sonne immer mehr zu sinken begann und die Schatten des Abends sich über Flur und Wald lagerten, wohlbehalten in's weitberühmte Eldorado der Zwiebeln, Wachholderbeeren und Tannäpfel; denn vom Torf wußte man damals noch

nichts, wenigstens bedurfte man seiner nicht, weil das Holz noch äußerst wohlfeil war. Bei unserer Ankunft empfing uns zwar nicht der zu jener Zeit noch wohlbekannte Griesheimer Rufen'sruf, dagegen schallten uns aber von allen Seiten Musik und lauter Jubel entgegen, da es gerade Kirchweih' war und Jung und Alt sich an dieser ländlichen Lustbarkeit ergözte. Uns zog jedoch all' diese Herrlichkeit nicht an, theils weil wir mit der Heimkehr eilen mußten, theils weil wir, wie schon bemerkt, ganz und gar von Geld entblößt waren, und wenn wir auch noch welches bei uns geführt hätten, doch nach damaliger löblicher Sitte als sechszehnjährige Bursche nicht den Muth gehabt haben würden, uns in die Scylla und Charybdis eines Wirthshauses zu wagen. Wir schritten also mit stoischer Resignation fürbaß und gönnten uns keinen weiteren Aufenthalt, als daß ich meinem Großvater, der dazumal noch in diesem Orte hauste, einen Besuch abstattete. Hier trafen wir Gesellschaft an, wurden mit Kuchen, Kaffee und Wein bewirthet, erregten aber natürlich wegen unseres späten Eintreffens großes Erstaunen. Was uns indessen in unserer damaligen Lage nothwendig Nachtheil bringen mußte, war der fatale Umstand, daß wir uns bei dieser Gelegenheit länger verweilten, als es uns eigentlich lieb sein durfte, woran wir jedoch, nachdem wir endlich „quasi re bene gesta“ decampirten, gar nicht dachten, sondern frisch und wohlgemuth der Nacht und ihrem geheimnißvollen Walten entgegen gingen.

Die Finsterniß war bereits eingebrochen und war sie gleich nicht ägyptisch zu nennen, so war es doch, als wir das Dorf verlassen hatten und das weitverbreitete Feld nun vor uns lag, so dunkel, daß unsere Augen sich nur nach und

nach an die Entbehrung des Tageslichtes gewöhnen konnten, um den geraden Weg nach Darmstadt nicht zu verfehlen, dessen ich übrigens so ziemlich kundig war oder doch wenigstens zu sein glaubte, weil ich schon früher einigemal zu Griesheim gewesen.

Mein Gefährte mußte sich also meiner Leitung überlassen und es ging auch anfangs Alles recht gut, so lange er mir willig Folge leistete. Zum Unglück wurde er aber auf einmal eines Reiters ansichtig, der in nicht gar weiter Ferne uns zur rechten Seite des Weges einherzog. Dies verrückte ihm urplötzlich das Concept so sehr, daß er auf den Gedanken gerieth, wir befänden uns auf der unrechten Straße, indem er, durch einen, zumal in unserm damaligen Alter, sehr verzeihlichen Irrthum verleitet, meinte, der fragliche Reiter wolle ebenfalls nach Darmstadt und müsse die Richtung des Weges besser kennen als wir, es sei mithin unumgänglich nöthig, daß wir demselben folgten. Diese Idee wurde so vorherrschend bei ihm, daß all' mein Einreden und Warnen nichts half und wir denn auch unter beständigem lebhaftem Streite über pro et contra, wobei ich zuletzt selber meiner Sache ungewiß war, wirklich vom Wege abkamen. Wir eilten demzufolge dem Reiter nach, hielten uns immer zur Rechten und kamen am Ende beinahe an die Waldecke nach Pfungstadt zu. Da stuzten wir aber doch und wußten uns keinen Rath, denn jetzt war es nicht länger zu leugnen, daß wir uns abermals verirrt hatten.

Was war aber nunmehr zu thun um aus dieser bei Nacht doppelt kritischen Lage zu kommen? Es blieb uns kein anderes Auskunftsmittel übrig, als ohne weiteren Verzug uns rückwärts am Saume des Waldes hinunter zu be-

geben und auf diese Weise den verlorenen Eingang zur breiten Allee aufzusuchen, so gut es in der Dunkelheit nur immer gehen wollte. Dies thaten wir denn auch sofort und sprengten mit verhängten Zügeln von dannen, freilich nur auf Schusters Rappen, aber doch nicht langsamer als mit Kräzingers Fuhrwerk; allein alles vergeblich, indem wir wohl müde Beine bekamen, aber von der ersehnten Allee keine Spur auffanden. Siehe da zeigte sich uns anf einmal ein Licht im Walde, zwar ziemlich weit von uns entfernt, indessen doch nicht so weit, daß wir nicht alsbald hätten darauf zusteuern sollen. Dabei angekommen trafen wir zu unserer großen Freude einige Hirten um ein Feuer versammelt, weil die Nacht ziemlich frisch war, und diese machten große Augen, als wir so urplötzlich aus der Dunkelheit wie zwei wandernde Waldgespenster auf sie drein kamen. Doch gaben sie uns mit viel Bereitwilligkeit und großer Geduld die verlangte Auskunft in betreff des Weges nach der Stadt, wobei indessen so häufig und manigfach die Andeutungen von rechts, links, geradeaus, erste, zweite, dritte Schneise u. s. w. vorkamen, daß eine etwas bessere Revierkenntniß, ein schärferes Gedächtniß für Ortsbestimmungen, eine ruhigere Ueberlegung und Beurtheilungskraft, als wir damals besaßen, vor allem aber heller lichter Tag erforderlich gewesen sein möchte, um uns nunmehr ohne ferneren Anstoß zurecht finden zu können; so aber waren wir beide zu jener Zeit eben keine großen Philosophen (was ich, für meinen Theil selbst jetzt noch nicht bin) und würden auch sonder Zweifel niemals eine terra incognita, wie z. B. Amerika oder Polynesien entdeckt haben, wenn es nicht bereits andere gute Leute vor unsern Tagen gethan hätten; kurz, es war hundert gegen eins zu wetten,

daß wir gar bald wieder ohne Compaß und Steuerruder auf dem großen Ozean der Ungewißheit und des Irrsals umherfahren würden. Gleichwohl segelten wir ganz vergnügt und recht vertrauensvoll weiter, glaubten uns schon in sicherem Hafen geborgen und dachten weder an Sturm noch Schiffbruch, während doch noch viele Mühseligkeiten und mancherlei Gefahren unserer warteten.

Es kam auch wirklich nach kurzem Verlauf gerade so, wie es vorausszusehen gewesen, und wir sahen uns bald genug wieder in den labyrinthischen Windungen des dunkeln Forstes gefangen, tappten hin und her, bald zurück, bald vorwärts, aber dem so eifrig nachgestrebten Ziele, nämlich auf's freie Feld hinauszugelangen, blieben wir immer fern, wir geriethen vielmehr immer tiefer in's Dickicht. Endlich hielten wir erschöpft unsere schwankenden Schritte an, nicht um uns zu orientiren, was bewandten Umständen nach doch nicht möglich gewesen wäre, sondern nur um ein wenig zu verschnausen. Horch da schallte es urplötzlich wie Rossesgetrapp und wir lauschten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf diesen für uns so erfreulichen Ton, weil er uns die Nähe eines Menschen verkündete und mit ihm das Glück aus unserm Elend erlöst zu werden. In der That zeigte sich jetzt auch unsern Blicken ein Reiter in einen weißen Mantel gehüllt und auf einem Schimmel sitzend (ob es der schon auf dem Felde von uns bemerkte Reiter gewesen, weiß ich nicht), welcher vielleicht zwanzig bis dreißig Schritte weit, sich langsam vor uns einherbewegte. Wer war froher als wir? Gleichzeitig riefen wir Beide mit lauter Stimme: Halt guter Freund! Wo geht der Weg nach Darmstadt zu?" —

Wer aber nicht hörte, war der angerufene gute Freund.

Derselbe ritt vielmehr abgemessenen Schrittes immer seines Weges fort, nahm nicht die mindeste Notiz von uns, ja sah sich nicht einmal nach uns um, mochten wir auch unser Rufen wiederholen so viel wir wollten. Dies kam uns ganz furios vor und wir verloren darüber die Geduld in solchem Grade, daß wir endlich aus Verzweiflung und um den Halsstarrigen zum Reden und Anhalten zu bringen anzüglich wurden und mit Flegel, Schlingel, Wollzopf und dergleichen schmeichlerischen Liebkosungen um uns warfen; aber alles vergeblich, er blieb in seiner bisherigen gleichförmigen Bewegung, entfernte sich nicht weiter von uns, und wir kamen ihm auch keinen Schritt näher, trotz unserm angestrengten Rennen und Springen. Wir stießen dagegen auf mancherlei verdrießliche Hindernisse indem wir bald wieder einen Baum anprallten, bald in einen Graben stürzten, bald uns im Gesträuche versingen, kurz den Reiter zwar im Auge behielten, aber ihn auf keine Weise erreichen konnten. Manchmal kam er uns wohl auf einige Momente aus dem Gesichtskreise, sobald wir jedoch in einen andern Weg einbogen, wurden wir seiner auf der Stelle wieder gewahr; er blieb demnach beständig unser Wegweiser, wohin er uns aber führen würde, konnten wir nicht wissen. Dies dauerte geraume Zeit so fort, er immer voraus, wir stets hintennach, wie Schafe hinter dem Leithammel.

Da ging endlich der holdselige Mond, der stille Freund aller nächtlichen Wanderer, am Himmel auf und sandte sein liebliches Licht auch auf unsern mühseligen Irrpfad, verschwunden war aber jetzt auf einmal der Reiter und wir erblickten uns mit freudiger Verwunderung auf einem freien von Bäumen umschlossenen Platze, den wir alsbald für die Stätte des ehemaligen Griesheimer Hauses erkannten und

somit der weiteren ängstlichen Sorge um die Heimkehr glücklich überhoben waren, denn nunmehr war der Eschollbrücker Weg, wo ich guten Bescheid mußte, bald aufgefunden und wir befanden uns nach kurzer Zeit am Neuen Thore, der wohlverdienten Pflege und Ruhe mit heißer Begierde entgegensehend, da wir mit dem müden Ritter Fallstaff aus voller Ueberzeugung und mit dem größten Rechte sagen durften: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wäre vorbei!“

Aber wieder ein neues Hinderniß und kein geringes, denn das Thor war, da es bereits tief in die Nacht hineinging, schon längst geschlossen, wir aber hatten kein Geld, um die Sperre bezahlen zu können; es standen also, nach dem gemeinen Sprichwort, die Ochsen schon wieder am Berge. Was sollten wir bei so bedenklichen Umständen thun? — Wo Hülfe suchen in solch' dringender Noth? — Wir wußten es nicht und das Herz fiel uns in die Schuhe.

Wie aber beim größten Unglück gewöhnlich ein Glück sich zeigt, so war es auch gegenwärtig der Fall, denn zu unserm Besten fügte es sich, daß gerade in diesem kritischen Augenblick eine Chaise auf der Arheiliger Chaussee dahergefahren kam und Einlaß begehrte, wodurch wir auf einmal das Mittel zur Rettung an die Hand bekamen. Wir rafften nämlich unsere letzte Kraft zusammen und stürzten, nachdem das Thor geöffnet worden, mit so rasender Schnelligkeit hinein, daß die berühmten Läufer aus Midian nur Schnecken gegen uns gewesen sein würden. Freilich wurden wir von den Schildwachen am Thore angerufen, auch von einigen ehrenwehrtten Mitgliedern der löblichen wachthabenden Soldateska in wilder Furie verfolgt; allein was half's? Wir

flogen wie Pfeile vom Bogen, wie Kugeln aus dem Lauf dahin, verloren uns bald im nächtlichen Gewinde der Gassen und langten frisch und munter, wenn auch todtmüde, bei unsern Benaten an, versteht sich, jeder an seinem Orte, wo er hingehörte. An einem tüchtigen Filze konnte es zu Hause natürlich nicht fehlen, den hatten wir aber verschuldet und nahmen ihn daher auch geduldig hin; indessen tröstete uns das für uns aufbewahrte Essen über alles und wir hieben, obgleich es kein Pferdefleisch war, doch mit Tartarenwuth darauf ein, machten auch bald so reinen Tisch, daß sich keine Maus mehr nach uns hätte sättigen können. Was wir währenddem von unsern Begegnissen zum Besten gaben klang aber so fremd und abentheuerlich, daß sämtliche Tyrer und Trojaner uns mit steigender Verwunderung zuhorchten und unserm wahrhaften Berichte kaum Glauben schenken wollten. Wir wurden mit häufigen Fragen bestürmt, mußten alles wiederholt erörtern und weitläufig auseinander setzen, bis wir endlich mit Freund Sancho Panza ausriefen: „Gesegnet sei der Mann der den Schlaf erfand!“ — und uns nach Bethlehem zurückzogen, wo hierauf im Traume der geheimnißvolle Reiter eine sehr bedeutende Rolle zu spielen nicht ermangelte.

Wer war er aber und warum gab er uns keine Antwort? Warum konnten wir ihn niemals erreichen, wie nahe wir ihm auch immer waren? Warum entschwand er uns so plötzlich an der genannten Stelle und ließ sich fortan nicht mehr vor uns sehen? — War es vielleicht ein schlafender oder betrunkenener Müller, der, sich der sicheren Führung seines Gauls überlassend, von nichts Notiz nahm? War er wohl gar ein Tauber, der uns nicht hörte und auch nicht

hören konnte? Oder war es endlich ein vorsichtiger Schlaupopf, der uns wohl hörte, aber sich nicht mit uns einlassen wollte, weil er uns für Strolche und Spitzbubengenieß hielt? — Dies Alles konnte er möglicherweise wohl sein, aber die Erklärung paßte doch nicht recht und zwar aus den obigen Gründen: kurz wir blieben so lange in Ungewißheit darüber, bis uns nach einigen Tagen mein Großvater besuchte und nachdem er sich die Sache mit allen Umständen hatte erzählen lassen, sein Gutachten dahin gab, es sei Niemand anders gewesen, als der Geist des Oberförsters M . . . , der sich einst vor vielen Jahren im Griesheimer Hause erschossen habe und nun da herum sein Wesen treibe, auch schon oft bei Nachtzeit dort gesehen worden sei. Zur Bestätigung dieser Behauptung theilte er uns aus dem Schatze seiner Erfahrungen die nachfolgenden beiden Sagen mit, die freilich märchenhaft genug klingen, auf die man indessen meines unmaßgeblichen Dafürhaltens wohl Hamlet's Ausspruch anwenden darf, daß es Vieles zwischen Himmel und Erde giebt, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt

Der gespenstige Oberförster.

Auf einen kalten Wintertag war eine noch kältere Nacht gefolgt und ein brausender Nordwind zog pfeifend und heulend durch den dunklen Forst, daß die alten Tannen unwillig darob ihre beschneiten Häupter schüttelten und kläglich seufzten und ächzten wie arme Negerclaven vor ihrem barbarischen Dränger, dazwischen scholl weithin vernehmbar das Geschrei des Wildes, das theils nach Nahrung suchend umherirrte, theils

der schützenden Lagerstätte zueilte, um sich vor dem schneidenden Froste zu bergen.

Außerdem war es still und öde, — ja recht grausig in der verlassenen Wildniß und wenn sich ein verspäteter Wanderer noch unterwegs befand, dann beflügelte er gewiß so rasch als möglich seine Schritte, voll Sehnsucht nach dem warmen Dache der heimischen Wohnung und der geselligen Nähe, befreundeter Menschen. Da ritt ein rüstiger Sohn Nimrod's, der wackere Oberförster R . . . von Griesheim, frei von Furcht und Zagen, ja sich recht behaglich fühlend in der nächtlichen Einsamkeit, auf wohlbekanntem Wege durch den tiefen Schnee dahin, große Rauchwolken aus seiner meerschäumenen Tabakspfeife dampfend. Er war in den warmen Mantel gehüllt, saß auf dem munteren Rosse, trug scharfgeladene Pistolen am Sattel und den zuverlässigen Hirschfänger an der Seite, hatte seinen getreuen Hund bei sich, befand sich zu dem in seinem Berufe; was konnte ihn also schrecken? Seine Dienstpflicht rief ihn aber nach dem Griesheimer Hause, woselbst er mit den Jägern, welchen die Fütterung des Wildes in den verschiedenen Wildschoppen oblag, zusammentreffen und nachsehen wollte, ob alles mit gehöriger Pünktlichkeit und Ordnung geschehen sei.

Wohlgemuth ritt er also durch Sturm und Nacht und bald sah er sich am Ziele der Wegfahrt, dem stattlichen achteckigen Hause, das sich still und geheimnißvoll im Ring der Bäume erhob, wie ein in der Verborgenheit des Waldes wachthaltender Riese.

Rasch sprang er vom Rosse, zog die Schlüssel zum Gebäude, die er, weil dasselbe seiner besonderen Obhut anvertraut war, zum erforderlichen Gebrauche mit sich führte,

aus der Tasche, öffnete das knarrende Hofthor, zog das Pferd in den Stall und betrat darauf das Innere des Hauses, gefolgt von dem freudig bellenden Hunde. Er ging am unteren Saale vorbei, stieg die Treppe zum zweiten Stock hinauf und begab sich in das Zimmer welches ihm bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zum Aufenthalte diente. Dies war ein ziemlich geräumiges Gemach, nach damaliger Art recht geschmackvoll, ja selbst prächtig ausmöblirt, mit einem großen, schön verziertem Camin versehen und überhaupt recht freundlich und wohnlich eingerichtet; auch fehlte es nicht an mehreren, lauter Jagdscenen darstellenden Gemälden, welche zur vorzüglichen Zierde des Ganzen gereichten. Weil es aber doch hier sehr empfindlich kalt war, säumte unser Oberförster nicht, Licht zu machen und alsdann ein tüchtiges Feuer anzuzünden, welches bald prasselnd und flackernd aufloderte und eine wohlthätige Wärme zu verbreiten anfang. Nunmehr machte er sich's bequem, rückte sich einen Sessel bei's Feuer und ließ sich darauf nieder, eine frische Pfeife stopfend und nach Herzenslust schmauchend; sein Hund aber legte sich ihm zu Füßen und labte sich im süßen Genuße des Schlafes.

Er hatte Mühe genug, seinen Gedanken Audienz zu geben, denn von den erwarteten Jägern wollte noch keiner erscheinen, weshalb er sich also immer mehr in's Sinnen vertiefte und kaum gewahrte, wie die Zeit verstrich. Endlich begann es ihm aber doch etwas unheimlich zu werden, so allein und fern von aller menschlichen Nähe; denn das Gebäude lag bekanntlich ringsum vom Wald umflossen und dazumal weit ab von jedem bewohnten Orte, wer sich demnach bei nächtlicher Weile allein darin befand, dem war der Wunsch nach Gesellschaft gewiß nicht zu verargen, auch konnte

man ihn um dieser Ursache willen durchaus nicht für furchtsam halten. So verhielt es sich denn auch mit Oberförster K . . . , an dessen Beherztheit wohl Niemand zweifeln konnte, der indessen immer unruhiger und zuletzt von einem gewissen ängstlichen Gefühle befallen wurde, das er sich gar nicht zu erklären vermochte. Er sprang auf und trat an ein Fenster, aber da war kein Trost zu holen. Draußen herrschte rabenschwarze Finsterniß und nur der bleiche Schein des Schnees gewährte ein mattes Licht; übrigens tobte der Sturm noch immer fort. „Wo sie nur bleiben?“ sagte er vor sich hin und setzte sich wieder am Camin nieder, wo er das Feuer von Neuem schürte, dem wunderlichen Spiele der Flamme zusehend und dazwischen auf die klagenden Töne des Windes horchend.

Schon war er wieder im Begriffe zur Pfeife zu greifen, um sich in der Unterhaltung mit dieser treuen Freundin und Gesellschafterin zu zerstreuen, als der Hund auf einmal aus dem Schlaf auffuhr und mit abwechselndem Geheule und Gewinsel im Zimmer umhersprang, bald nach den Fenstern, bald nach der Thüre hinhorchend. Dadurch wurde er selber aufmerksam gemacht und lauschte mit gespannter Erwartung ob sich draußen nichts hören lasse. Wirklich vernahm er jetzt auch ganz deutlich Hufschlag, der sich immer mehr und mehr zu nähern schien. „Es wird der reitende Förster sein, und die Andern folgen ihm auf dem Fuße!“ rief er, riß hastig ein Fenster auf und schrie ein freudiges Holla! Ho! hinaus, allein keine Antwort scholl ihm entgegen, auch war es der Erwartete keineswegs, vielmehr trabte ein ihm unbekannter Reiter aus einer Schneise hervor nach dem Hause zu. Derselbe hatte aber einen weißen Mantel an und saß

auf einem Schimmel, konnte also schon um dessentwillen der reitende Förster nicht sein, denn dieser besaß keinen Mantel in seiner ganzen Garderobe, so wenig vermochte auch sein Marstall, außer einem alten braunen Wallach, ein anderes Pferd aufzuweisen. Indessen that der fremde Reiter ganz bekannt, führte jedoch, nachdem er abgesehen, sein Pferd nicht in den Stall, sondern band es im Hofe an, worauf er sich sofort anschickte in's Haus selbst zu gehen.

Den am Fenster stehenden Oberförster, der dies Alles mit ansah, kamen doch Besorgniß und Zweifel an, wer der Unbekannte, der gleichwohl so bekannt that, wohl sein möchte, ja er konnte sich einiger Unruhe nicht erwehren; dazumal war aber die nächtliche Sicherheit an abgelegenen einsamen Orten, sowohl hier zu Lande, als überhaupt in ganz Deutschland, nicht weit her, indem Zigeuner- und anderes Raubgesindel überall umherstreiften und trotz häufiger Hinrichtungen ihr Wesen ungeschert forttrieben. Er setzte sich daher hurtig in Verfassung, um erforderlichen Falles Widerstand leisten zu können, wie es einem beherzten Manne geziemt. Doch verfuhr er hierbei mit aller Vorsicht, stellte sich in die Ecke hinter einen Tisch, den er etwas von der Wand abgerückt, damit er den Rücken frei habe, hatte seine mit sich heraufgenommenen Pistolen vor sich liegen und harrete so der Dinge, die da kommen sollten.

Der fremde Besuch ließ nicht lange auf sich warten. Schweren, klirrenden Trittes stampfte er die Treppe herauf, blieb oben angelangt einige Augenblicke stehen, dann wurde die Thüre des Zimmers aufgerissen und herein schritt ein großer starkknochiger Mann, den weißen Mantel um die roth und grüne Jägertracht geschlagen, den kleinen Hut mit dem

Federbusche in die Stirne gedrückt, um diese aber ein blutiges Tuch gewunden und mit feurig glühenden, wildrollenden Augen aus dem erdfahlen Todtengesicht schauend. Wahrlich das war kein Lebender, sondern unverkennbar ein Bewohner des Grabes; hilf, lieber Himmel! es war kein Anderer, als der erschossene Oberförster M . . . , der den tragischen Schauplatz seines verzweiflungsvollen Todes zu besuchen kam. Derselbe ging einige Male im Zimmer auf und ab, mit seinen hohen, weiten Stulpenstiefeln so hart und gewichtig auftretend, daß der Boden dröhnte und die Fenster zitterten, dann warf er sich in den Sessel am Camin, den der in Furcht und Entsetzen an der Wand lehrende Zuschauer verlassen hatte, und schien anfangs gar keine Notiz von diesem zu nehmen. Endlich sah er sich nach ihm um und winkte ihm mit der Hand, wobei seine Augen wie Feuerbrände funkelten, viel stärker als die Flammen im Camin und das Licht auf dem Tische. Der arme R . . . war jedoch unfähig sich zu bewegen, oder nur ein einziges Wort hervorzubringen und hätte er auch das ganze Römische Reich damit zu gewinnen vermocht. Sein Blut war zu Eis geronnen, und das Herz starrte ihm in der Brust: kurz, er war mehr todt als lebend zu nennen.

Schmerzlich seufzend mit einem Tone der dem Hörer durch Mark und Bein schnitt, wandte sich der Furchtbare wieder von ihm ab und ließ weiter keinen Laut von sich vernehmen, so daß das grauenvolle Schweigen von keiner Seite gestört wurde; der Hund hatte sich aber hinter seinen Herrn verkrochen und zitterte und bebte an allen Gliedern. Diese über alle Beschreibung schreckliche Scene währte geraume Zeit, bis auf einmal ein dem stärksten Donner ähnlicher Schlag geschah, Licht und Feuer erlosch und die tiefste Finsterniß

herrschte. Was weiter vorging, wußte der Oberförster nicht, denn er hörte nur noch das ängstliche Gewinsel seines Hundes und sank dann besinnungslos zu Boden. So fanden ihn auch die Jäger, als sie endlich eintrafen, und hatten große Mühe, ihn wieder in's Leben zurückzurufen; doch brachten sie ihn nach und nach so weit, daß er sein Pferd wieder besteigen konnte, worauf sie ihn sämmtlich nach Griesheim begleiteten und dort seiner jammernden Familie übergaben. Wohl ward ihm bei dieser die zärtlichste, liebevollste Pflege zu Theil, wohl sparte der sogleich zu Hülfe gerufene Arzt weder Fleiß noch Sorgfalt, allein es war alles vergeblich; er verfiel in ein hitziges Fieber, hatte nur wenig lichte Augenblicke und erhielt erst vor seinem nach einigen Tagen erfolgenden Tode seine volle Besinnung wieder und mit ihr die Kraft, dem ihm mit Trost beistehenden Geistlichen das schreckliche Ereigniß, welches ihn zum Grabe führte, entdecken zu können.

Die unheimliche Schmandgesellschaft.

Jahre waren seit der eben erzählten Begebenheit verflossen, eine neue Zeit war eingetreten, andere Ansichten, Meinungen und Sitten begannen sich geltend zu machen. Die Periode der Empfindsamkeit nahm ihren Anfang. Man hielt es jetzt für humaner, das größere Wild des Waldes in Masse und auf einmal auszurotten, als es nach und nach zu erlegen, sich aber unter der Hand doch immer vermehren zu lassen, damit es auch fernerhin zu nützlichem Gebrauche dienen könne. Verschwunden waren also die stolzen Hirsche die zierlichen Rehe und die kräftigen Wildschweine aus den

weiten Forsten, nur flüchtige Hasen und schüchterne Kaninchen nebst einigen wenigen schlauen Füchsen und behutsamen Dachsen traf man darin noch an, weil diese schwerer zu vertilgen waren, bloß in einzelnen gehegten Revieren befand sich noch Edelwild, aber nur in geringer Anzahl und so sorgfältig eingeschlossen, als wären es reißende Thiere gewesen. Kurz die Zeit hatte sehr zahm zu werden begonnen und weichmüthige, zärtliche Empfinderei trat immer mehr an die Stelle männlicher Kraft und ritterlicher Uebungen. Die wackeren Söhne Silvan's, die rüstigen Waidmänner, einst der Stolz der Wälder, stark, fest und kühn wie ihre Eichen, Buchen und Tannen, sollten bald zierlichen, wohlstudierten Forstmännern weichen; denn der allmähliche Uebergang der edlen Jägerkunst in vielwässerische Schulgelehrsamkeit hatte schon seinen Anfang genommen. Was konnten unter diesen Umständen noch die zahlreichen Jagdhäuser, einst die Sitze regsamen Lebens und geräuschvoller Lust, die Zeugen so vieler ausgezeichneten Waidmannsthaten, berühmt in den Annalen der Jägerei, was konnten sie noch nützen? Verödet, einsam und verlassen standen sie da, und betrauerten die vorübergegangene Herrlichkeit; ja man nahm schon Bedacht darauf, sie nach und nach abzubrechen, damit ihre Stätte nicht mehr gefunden werde vor dem Angesichte der Menschen. So war denn auch das schöne Griesheimer Haus bereits dem Geist der Zeit gewichen und nur das unterirdische Gewölbe blieb allein noch übrig von ihm, das jetzt manchmal verspäteten Wanderern eine Zuflucht bot oder auch wohl lauernden Strolchen und Gaudiebn zum Schlupfwinkel diente.

Dazumal begab es sich einstmals, daß ein Oberförster und sein Jägerbursche bei nächtlicher Weile sich der dortigen

Gegend näherten, auf dem Wege nach Griesheim begriffen, wo ersterer angestellt war und das man noch vor Mitternacht zu erreichen hoffte. Es war aber im Spätherbste und ein eisiger Regen strömte aus dem schwarzen Gewölke herab, der bis auf die Haut durchdrang und die Glieder erstarren machte; auch war es so schlüpfrig geworden, daß man kaum festen Fuß zu fassen vermochte, was bei der großen Dunkelheit das Fortkommen gar sehr erschwerte und aller Eilfertigkeit Hohn sprach. „Herr Oberförster“, sagte daher der Jägerbursche, „wir gelangen im Augenblicke an's Griesheimer Haus und das Wetter ist abscheulich; darum dachte ich, wir stellen uns daselbst im Keller so lange unter, bis der Mond aufgeht und alsdann, wenn mich alle Vermuthung nicht trügt, der Regen nachläßt! — „Ich bin's zufrieden“, erwiderte der Angeredete, „denn wir kommen doch nicht gut vorwärts; auch können wir uns dort ein Feuer anmachen und unsere durchnässten Kleider ein wenig trocknen. Doch was sehe ich? Da fällt ja ein Lichtstrahl durch den Eingang, gewiß sind also schon Leute darinnen und wir treffen Gesellschaft an. Gebe mir Gott, daß es gute ist. Doch sei es auch, wer es wolle, wir haben ja unsere Flinten und Hirschfänger und fürchten uns vor keinem Menschen; freilich mit Geistern wär's ein anderes Ding, vor diesen habe ich großen Respekt und gehe ihnen aus dem Wege, wo ich es nur vermag“.

„Ei, ei, Herr Oberförster!“ ließ sich der Jägerbursche, der schon der neueren Schule angehörte, laut lachend hierauf vernehmen; „wer wird sich denn vor Geistern fürchten? Das sind ja Narrenspossen und alte Ammenmärchen, an die heutzutage Niemand mehr glauben darf. Wir leben jetzt in aufgeklärten Zeiten und ich für meinen Theil fürchte mich

selbst vor'm Teufel nicht". — Indem waren sie an der Oeffnung des Gewölbes eingetroffen und traten sofort hinein um den immer stärker werdenden Regengüssen zu entgehen.

Der plötzliche Uebergang von der tiefsten Finsterniß zum hellsten Lichte blendete ihre Augen dermaßen, daß sie nicht sogleich die Gegenstände um sich her zu unterscheiden vermochten. Endlich gewannen ihre Blicke Sicherheit und nun gewahrten sie eine sehr zahlreiche Versammlung in die sie auf einmal und ganz unerwartet gerathen waren, deren Nähe indessen keineswegs erfreulich für sie sein konnte, sondern die sie vielmehr mit Angst und Grauen erfüllte. Es saßen nämlich im Gewölbe in gedrängtem Kreise mehrere Personen in altväterischer Jägertracht, aus langen irdenen Pfeifen rauchend und dabei wie es schien, in eine sehr ernste Unterredung vertieft; das Licht aber, was seine schwefelgelben Strahlen ringsumher verbreitete, kam ganz und gar nicht von einem zum Erwärmen angezündeten Feuer her, sondern ging eigentlich von den Unbekannten selber aus. Doch was sage ich Unbekannte? Der Oberförster kannte sie nur zu gut, theils aus früherer Zeit, indem er schon ziemlich bejahrt war, theils von Bildern, die er entweder selbst besaß oder doch anderwärts gesehen hatte; denn es waren lauter Bürger einer translunatischen Welt, die sich auf dieser sublimarischen, wahrscheinlich ein wenig umschauen und bei dieser Gelegenheit einmal wieder das Vergnügen ihres Lieblings-Zeitvertreibes genießen wollten, wenigstens schmeckte ihnen ihr Pfeifchen vortrefflich, das war nicht zu verkennen und wurde deutlich genug durch die dichten Rauchwolken bezeugt, welche wie ein Nebel über ihre Häupter schwebte. Die Hauptperson in der Gesellschaft war übrigens der Ober-

jägermeister von Minnigerode, ihm zur Rechten saß ein anderer, einst nicht minder angesehener Waidmann, zur Linken aber der erschossene Oberförster M . . . mit seinem verbundenen blutigen Kopfe; außerdem waren noch viele andere namhafte Söhne Nimrods zugegen, deren Gräber ebenfalls längst schon alterndes Moos bedeckte.

Gewiß war es für lebende Menschen ein grausenvoller Anblick, so viele Bewohner des geheimnißvollen Schattenlandes beisammen zu sehen, noch schrecklicher aber der Gedanke, sich mitten unter sie versetzt zu wissen; die beiden Ankömmlinge verdienten daher alle Entschuldigung, als sie eine retrograde Bewegung machen und so geschwinde als möglich das Hasenpanier aufwerfen wollten. An der Ausführung dieses Vorsazes verhinderte sie jedoch der furchtbare Oberjägermeister, welcher ihnen mit donnernder Stimme zuherrschte: „Bleibt und untersteht Euch nicht wegzugehen oder ein Wort zu reden, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

Das war ein Befehl, gegen den kein Widerspruch galt, sie blieben also und waren wie festgebannt; allein die Warnung nichts zu reden, war ganz überflüssig, da sie um alle Güter der Welt sich nicht in die Conversation hätten mischen mögen. Diese wurde indessen auf's eifrigste fortgeführt, aber mit so schrillenden, widerlichen Tönen und die Todten- gesichter dabei so gräßlich verzerrt, daß den sterblichen Zuhörern die Ohren gelsten und angst und wehe ums Herz ward. Was half's; daß sie sich tausend Meilen weit weg- wünschten? Sie mußten sich in ihr Schicksal ergeben und geduldig ausharren, bis der Augenblick der Erlösung kam, mochte es auch noch so lange damit währen. Endlich schien doch der schmerzlich ersehnte Schlußact des Geisterspiels ein-

treten zu wollen. Die Schreckensmänner fingen an sehr unruhig zu werden, gellender wurden ihre Stimmen, verzerrter ihre Mienen, heftiger ihre Bewegungen. Auf einmal fuhren sie mit lautem Zetergeschrei von ihren Sizen auf und stoben in so wilder Hast zum Gewölbe hinaus, als wäre das Entsetzen der Hölle hinter ihnen her; die beiden unfreiwilligen Geisterseher aber blieben in graufiger Finsterniß zurück und hörten nur noch mit Zittern und Zagen, wie sich draußen Rossegewieher und Gebrause, schmetternder Hörnerschall und lautes Hallorufen, wie beim Zuge des wüthenden Heeres erhob, worauf sofort die tiefste Stille eintrat. Sie säumten daher nicht länger den Ort des Schreckens zu verlassen, und traten im lieblichen Schein des Mondes, der unterdessen aufgegangen war, und sein wohlthätiges Licht auch auf ihre Pfade sandte, den Heimweg an, der Oberförster in sehr ernster und nachdenklicher Stimmung, der Jägerbursche aber außerordentlich fleinlaut und niedergeschlagen. Obgleich sie zu Hause nicht viel von ihrer merkwürdigen Vision erzählten und überhaupt nicht gern davon sprachen, weil die Rückerinnerung zu angreifend für sie war, so wurde doch bald das Ereigniß bekannt genug und erregte allenthalben Staunen und große Verwunderung, auch konnte es nicht fehlen, daß die Sache so viel gläubige als ungläubige Zuhörer fand; über den eigentlichen Gegenstand der Unterhaltung, welche die gespenstische Versammlung unter sich geführt hatte, konnte man jedoch nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen, nur so viel verlautete in dieser Hinsicht, dieselbe habe die Begebenheiten späterer Zeiten besonders die Französische Revolution mit ihren Folgen betroffen.

Friedrich Hild.

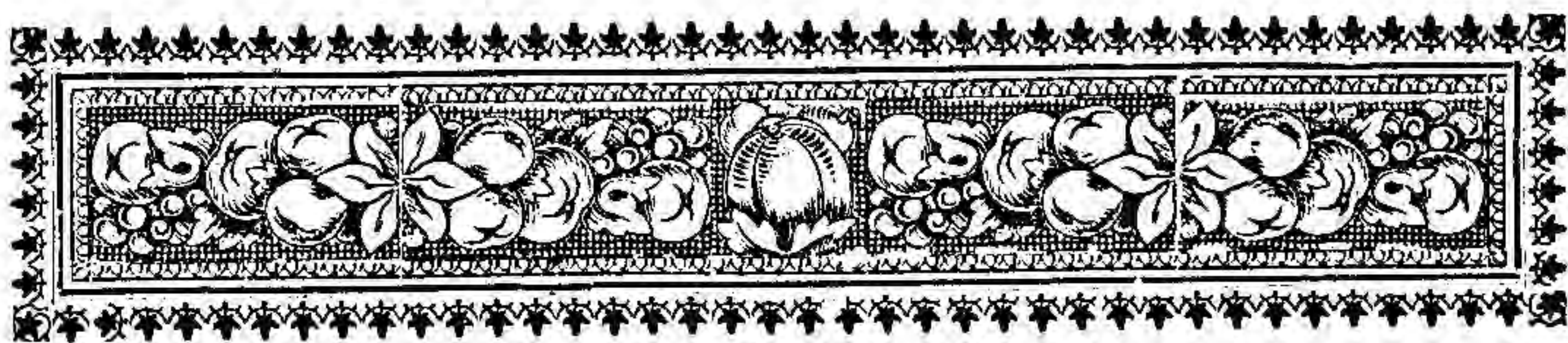
Der vermauerte Thurm.



Vaterländische Volksage,

nacherzählt von E. Streff.





Auf einem mäßigen Berge erheben sich die ansehnlichen Trümmer des Bickenbacher- oder Alsbacher-Schlosses, ehemals der Sitz eines reichen, mächtigen Rittergeschlechtes, jetzt verödet, verfallen, ein Wohnplatz des nächtlichen Uhu's, des schleichenden Fuchses. Nicht mehr rauscht lieblicher Lautenschlag des fahrenden Sängers durch den stattlichen Rittersaal, nicht mehr tönt des jugenden Thurmwarts Hornruf; verfallen, längst vermodert ist die Zugbrücke, über welche einst donnernd der Reifigen Kampfsrosse tobten; ein tiefes Schweigen brütet jetzt über dem zerbröckelnden Gemäuer, nur unterbrochen durch den eintönigen Ruf des Kufuf's aus dem Laubwalde, oder den schrillen Pfiff des nistenden Rothkehlchens.

Gleich rechts von dem Eingang in die Ruine steht ein runder Thurm von bedeutendem Umfang und außerordentlich dicken Mauern, welche der blinden Zerstörungswuth fremder Eindringlinge spotteten. Auffallend aber ist der sonderbare Umstand, daß dem Thurm der Eingang mangelt; nirgends

ist eine Oeffnung in der Mauer sichtbar. Das unwohnende Landvolk erzählt darüber folgende schreckvolle Mähr: —

In jenen Zeiten, als das Faustrecht noch seine rohe Willkür übte, saß Herr Konrad auf dem Schlosse Bickenbach, ein redlicher, wohlmeinender Mann, aber jach und oben hinaus, rauh und verb in seinen Manieren, so daß ihn leichtlich Jemand falsch beurtheilen mochte. Die krausen Haare auf seinem Haupte spielten schon ins Graue, denn Herr Konrad stand den Sechzigen nahe auch im wirren Barthaare ließ sich der Schnee des Alters erblicken, doch noch immer wohnte Sehnenkraft in seinem muskelvollen Arm, und er schwang Lanze und Schlachtschwert noch so rüstig, wie ein jugendlicher Reitersmann.

Manch' heiße Schlacht hatte er mit durchgefochten, und wenn es so recht drunter und drüber ging im wilden Toben des Streites, dünkte es ihm schier, wie ein lustiger Reigentanz, denn er war fast kriegerischer Natur und hatte des deutschen Reiches Oberhaupt als treuer Lehnsmann oftmalen in das schöne Land Italia zu ruhmvollen Waffenthaten begleitet. Jetzt wo die Kriegstrommeten verhallt waren, hatte Ritter Konrad mißmuthig seinen blanken „Würgegut“ — so hatte er sein schweres Schlachtschwert benamset, — nebst Schild und Streitart an die Wand gehängt und dafür Armbrust und Jagdspieß herabgeholt zum Kriege mit dem hungrigen Raubwild, welches damals noch in den finsternen Schluchten und Höhlen des Forstes sich aufhielt.

Wenn nun der ehrenfeste Ritter vom Jagen heimkehrte auf müdem Gaul, umringt von lechzenden Rüden und keuchenden Hahnhunden, und sich aus dem Sattel schwang mit erhitztem Angesichte, dann nahte sein holdes Kind, die sinnige

Geliberta, hing sich an seinem Arm und führte schmeichelnd den lächelnden Vater hinauf in das kühle Gemach und mischte ihm einen erfrischenden Labetrunk.

Und der Alte tändelte mit seinem Kinde, daß sich seine rauhen Züge erheiterten und innige Vaterfreude sich in seinen Augen spiegelte; denn Geliberta war das einzige Kind, welches ihm noch geblieben, und das Ebenbild seiner längst verstorbenen Ehefrau, der frommen Mechthildis. Dann nahm er das kleine Töchterlein wohl auf den Schooß und koste und scherzte mit ihr und erzählte ihr abentheuerliche Historien aus seiner so mannigfach bewegten Jugendzeit, daß die Furchtsame sich fest an ihn schmiegte und ihn angstvoll ansah, als hielte sie es nicht für möglich, daß er alles habe so glücklich überstehen können. Konrad's Zärtlichkeit zu seiner Tochter kannte keine Grenzen, so rauh er auch gegen seine übrige Umgebung war; er erfüllte ihre leisesten Wünsche, so wie sie auch immer den seinigen entgegen kam, und wie er stets mit dem Glücke der einzigen Tochter beschäftigt war, so brachte er auch manche lange Nacht hin in Zweifeln und Gedanken über die Zukunft: denn es künimerte das Vaterherz, wie es seinem Liebling gehen sollte, wenn er versammelt würde in der Gruft der Väter.

Mit den Rittern der Umgegend lebte er in Hader und Feindschaft, denn die meisten waren schlimme Raubgesellen und tückische Wegelagerer, die den reisenden Kaufherrn niederwarfen und das erbeutete Gut auf ihren Schlössern verpraßten; wohl hatte mancher von ihnen um Geliberta geworben, doch sie verabscheute einen Freiersmann, dessen Hände fremdes Gut angetastet hatten. Das machte dem alten Konrad manche trübe Stunde, und wehmüthig blickte er oft auf das

unschuldige Kind, welches der Zukunft so sorglos entgegensah, als könne der geliebte Vater nie sterben.

Ein feuchter Herbstwind fuhr rasselnd durch die dürren Blätter der Burghoslinde; die Nacht war frühe hereingebrochen, gleich als wolle sie den frostigen Nebeltag schneller in ihren bergenden Mantel hüllen. Von den waldigen Höhen des unwirthlichen Odenwaldes herüber fuhren raue Windstöße und warfen Regen und Schnee gegen die wohlverschlossenen Burgfenster. Herr Konrad saß am wärmenden Kamin und labte sich an duftendem Würzwein, gegenüber saß Geliberta und las ihm mit volltönender Stimme aus einem Legendenbuche eine fromme Heiligen Sage vor.

Da pochte es ungestüm an das Hoftor, daß die Leserin erschrocken auffuhr und den Vater ängstlich fragend anblickte; noch heftiger wiederholte sich das Pochen und es klang dazwischen ein heiseres Rufen. Herr Konrad sandte den treuen Knappen Gilbrecht hinaus, um dem Einlaß Fordernden zu öffnen, und kurz darauf trat ein Mann in der Tracht der Pilger herein, verneigte sich bescheiden und bat demüthig um ein Obdach in dieser Sturmnacht. Er triefte vom Regen, in seinen grauen Locken und im schneeweißen Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte, hingen noch eisige Tropfen, doch ungebeugt war seine Haltung, Ehrfurchteinflößend die kühn gebogene Nase und das feurige Auge. Schnell bereitete ihm Geliberta einen warmen Trank und sorgte für ein bequemes, weiches Lager, worauf der ermüdete Gast sich bettete. Des andern Morgens in der Frühe stand er wieder reisefertig vor dem Ritter und seiner Tochter; der letzteren verehrte er ein sauber und kunstvoll gemaltes Heiligenbild, dem Ritter aber sagte er beim Abschied: „Nehmt

Euer holdes Töchterlein fein in Obdacht, zumal vor denen, die nicht glauben an den Herrn, der für die sündigen Menschen am Kreuzesstamm geendet. Dann schied er mit warmen Gruß und herzlicher Danksagung.

Fortan hütete Herr Konrad sein theures Kleinod noch sorgfamer vor den benachbarten Rittersleuten, denn diese, so glaubte er, hatte der gottselige Pilger gemeint, da sie bei ihrem müßten Gewerbe unmöglich wahre Verehrer des Herrn sein konnten.

So vergingen einige Jahre und des Ritters Haare bleichten sich immer mehr und mehr, aber Geliberta blühte empor in anspruchslosem Liebreiz und ihre Unschuld und Herzensgüte übte einen siegenden Zauber aus über Jeden der sie sah.

Einstmalen war der Ritter Konrad wieder mit seinen Waidgesellen auf die Jagd geritten und mit einbrechender Abenddämmerung verkündete des Thurmwartes Horn seine Rückkehr. Geliberta flog, ihrer kindlichen Gewohnheit nach, an das Burgthor, doch wie erschrocken sie, wie verblichen die Rosen auf ihren Wangen zu weißen Lilien, als sie eine breite Binde um des Vaters Haupt gewahrte und seinen grünen Jagdrock mit Blut besprengt sah. „Um Gott! Vater was ist geschehen?“ rief sie athemlos; Herr Konrad aber, stieg erschöpft vom Gaul und deutete schweigend nach dem Thore. Eben ritt der Knecht Gilbrecht mit triumphirender Miene herein, und an den Schweif seines Rosses angebunden, leuchte ein Mensch von wunderlichem Ansehen hintendrein.

Raum dem Knabenalter entwachsen, trug der Gefangene dennoch in seinem Gesichte den Ausdruck trotziger Mann-

haftigkeit; ein gelbliches Braun war über seine Züge verbreitet, welche durch einen pechschwarz enwohlgepflegten Bart und ebenso dunkle lockige Haupthaare gänzlich verdüstert worden wären, wenn nicht sprechende lebendige Augen seinem Gesichte den Ausdruck kühnen Trokes und herausfordernder Unverzagtheit geliehen hätte. Eine bunte phantastische Mütze, geziert mit den längsten Schwanzfedern schöner Waldvögel, bedeckte sein Haupt, um den Hals schlang sich eine dünne goldene Kette welche bis auf den gressrothen, mit verblichenem Silber besetzten Wamms herabfiel. Faltige Hosen, von einem breiten Ledergurt gehalten, fielen bis an die Knöchel herab, und waren allenthalben mit Bändern und sonstigem Zierrath überladen. An seiner Seite hing eine kurze krumme Säbelscheide, ihres tödtlichen Inhalts beraubt.

Der wunde Ritter betrachtete eine Weile mit übereinander geschlagenen Armen den gefesselten Jüngling, welcher seinerseits seine Blicke offen erwiderte und sie nur bisweilen scheu auf Geliberta gleiten ließ, welche sich an den Vater geschmiegt hatte. Ein bedrohliches Ungewitter stieg in den harten Zügen Konrad's auf, eine dunkle Bornröthe flammte über seine Wangen, dann brach er in ein bitteres Lachen aus und rief: „Binde den Gauner los Gilbrecht! Er ist wahrlich nicht schuld daran, wenn ich mit einer bloßen Stirnwunde davon kam. Binde ihn los, den Waldteufel, aber halte ihn fest am Kragen, daß er nicht entwischt.“ Der Knecht that wie ihm geheißen, Herr Konrad trat einen Schritt vor, seinen inneren Groll kaum bezähmend und fuhr fort: „Was gibt Dir das Recht, Schelm, zu jagen in fremder Herren Forsten?“ Der Angeredete sah den Ritter groß an, blickte wie fragend im Kreise umher und beharrte in seinem

Schweigen. Der Burgherr unterdrückte sichtlich einen Ausbruch seines Jähzorns und redete weiter: „Wie kannst Du Dich unterfangen heillosen Strauchdieb, einem ehrsamem Rittersmann in seinem eigenen Lande Dich zu widersetzen und sein Leben zu bedrohen mit tödtlicher Waffe?“ Die Lippen des Gefangenen blieben so regungslos, wie vorher, dem Ritter aber schoß die Galle über, denn er hielt für höhnischen Troß, was doch nur Unkenntniß der Sprache war und er hieb dem Fremden mit dem Gefäße seines Schwertes über die Schulter.

Der also Geschlagene fuhr empor, sein Auge sprühte, wie in funkelnder Mordlust, und seine Hand fuhr rasch nach dem Gürtel; doch als sie den gewohnten Dolch nicht mehr fand, biß er die Zähne zusammen in stummer Wuth und blickte den Burgherrn mit tödtlichem vernichtendem Auge an.

„Fort mit ihm in den Verließthurm! fort mit dem verstockten Schnapphahn“, tobte Konrad. „Dort unten wird er das Reden lernen!“ Die Knechte schleiften den Jüngling fort und warfen ihn hinab in den feuchten unterirdischen Kerker, einem dumpfigen Grabgewölbe zu vergleichen, und verwahrten die Thüre wohl mit schweren Riegeln und Schlössern. Indem kamen noch zwei Knappen langsam den Berg herauf mit einer Tragbahre, darauf aber lag der Waidknecht Ruppert kalt und starr.

Der Ritter Konrad war mit einem Theile seines Jagdgesolges gerade einem flüchtigen Reuler im Nacken, als das laute Geschrei des Waidknechtes die Jäger nach einer anderen Seite rief. Der seltsame Fremde kniete über ihm und stieß gerade dem fruchtlos sich Sträubenden seinen Dolch in die Brust, als der Ritter mit Jugendschnelligkeit sich vom

Gaule warf und den Mörder an der Brust packte. Der aber stand behende auf seinen Füßen und zuckte einen kurzen, krummen Säbel nach dem Haupte des Gegners. Es war um den guten Ritter geschehen, denn der Andere war ihm an Kraft und Gewandheit überlegen, wenn nicht gerade jetzt der treue Gilbrecht herbeigestürzt und mit seinem ansprengenden Pferde den Bedränger seines Herrn zu Boden geworfen hätte. Leicht war nun der Ueberwundene entwaffnet und gebunden. Ein auf der Erde liegender, halb zerlegter Feisthirsch zeigte hinreichend die Ursache an, weshalb der Waidknecht sich in einen Kampf eingelassen hatte, der seinen Tod herbeiführte.

Dies erzählte Herr Konrad der sorgsamen Geliberta, während sie ihm die leichte Stirnwunde mit kühlendem Balsam auswusch und einen kunstgerechten Verband anlegte.

Bei der Rückkehr von dem Begräbniß des erschlagenen Waidknechts aber, loderte des Ritters Jähzorn in heller Gluth auf, und er schwur auf den düsteren Verließthurm zeigend: „Der dort unten soll das Tageslicht nicht eher erblicken, bis der dürre Hollunderstrauch oben auf der Thurmszinne rothe Aepfel trägt, so wahr mich Gott meine einzige Tochter gesund und lebend sehen lasse!“

Drei Monate lang schmachtete bereits der Gefangene in dem modrigen Kerkerloch, umfrohen von gräulichem Ungeziefer; man hatte ihn fast vergessen, bis auf den Gefangenwärter, der ihm täglich das spärliche Brot und den frischgefüllten Wasserkrug an einem Seile hinabließ. Keine Klage entschlüpfte dem Jüngling, wenigstens hörte Niemand ein Wort von ihm und wenn der Gefangenwärter heruntersah in das grause Verließ und sich seine Augen allgemach an

das tiefe Dunkel gewöhnt hatten, gewahrte er den Fremden ruhig am Boden zusammengekauert, ohne Regung, doch seine Augen leuchteten herauf wie zwei Flämmlein.

Ein heiterer Herbsttag hatte seinen milden Glanz über die fröhliche Flur gebreitet und lockte Herrn Konrad zu den Freuden des edlen Waidwerks. Stramm und aufrecht saß er auf dem schlanken Jagdroß, und prüfte im Burghof mit Kennerblicken die bellende Meute und der Waidgesellen Schick und Anzug; neben ihm hielt auf einem schmucken feingebauten Falben die schöne Geliberta im knappen grünen Jagdwämmlein, ein grünsammetnes Piret mit weißen Reiherfedern auf dem blondlockigen Haupte. Eine zierlich geschnitzte Armbrust hing lässig auf dem Sattelsknopf, in der Linken hielt sie einen Jagdspieß, denn sie verstand es den hauenden Reuler zu heken und hatte einst dem Vater muthig beigestanden im gefährlichen Kampfe gegen eine heulende Wölfin. Hinter dem Ritter und seiner Tochter ordnete sich der muntere Zug; der Knappe Gilbrecht stieß in's Horn, hallend klang der Hufschlag der Rosse über die dumpfstönende Zugbrücke und hintendrein tönte der Rüden lustiges Gebell. O weh! Du armer Ritter! Du jagst das flüchtige Wild und dein köstliches Kleinod wird die Beute des listigen Jägers.

Im Waldesdunkel angelangt, zerstreute sich der Jägertrupp nach Aufgang und Niedergang. Dort fuhr ein reißender Eber mit blitzenden Hauern durch das Unterholz, hier fletschte ein Wolf grimmig den Zahn gegen den starrenden Jagdspieß, dort holte des hurtigen Jägers Geschosß den lauernden Fuchs aus dem Wipfel des Eichenbaums. Jubelnder Hörnerklang, lautes „Huffah!“ scheuchte die einsamen Waldvögelein von den Nestern und trieb den listigen Fuchs in die

tiefften Windungen seines Baues. Jetzt sank die Sonne, rothglühend eine Flammenscheibe, im abendlichen Herbstnebel und sandte feurige Strahlen durch das Tannendickicht; da nahm Herr Konrad das silberne Horn von der Hüfte, und auf ein dreimaliges an den Bergen vielfach nachhallendes Zeichen sammelten sich nach und nach die Jägerzmänner und schlossen sich mit der Beute dem langsam voranreitenden Burgherrn an. „Wo ist Geliberta?“ fragte der Ritter, als der Trupp in's Freie gelangt war. Niemand hatte sie gesehen, als Gilbrecht, der sie in der Ferne erblickt hatte, wie sie eifrig einen flüchtigen Edelhirsch verfolgte. Der Vater dachte, sie habe, der lärmenden Jagd müde, schon früher ihr Kößlein der Burg zugelenkt, wie dies schon früher nicht selten vorgekommen und ritt getrost heimwärts. Aber heute begrüßte ihn keine Geliberta an der Zugbrücke und kühlte ihm die brennenden Wangen; er suchte sie in ihrem stillen Kloset, im einsamen Burgzwinger, nirgends war sie zu finden, auch ihr Zelter, den sie auf der Jagd geritten, stand nicht im Stall.

„Halloh! auf ihr Gesellen“, rief jetzt der erbleichende Vater, dem ein furchtbarer Gedanke aufdämmerte, daß ihm schier die Sinne vergingen, warf sich auf sein Roß und im saufendem Galopp ging es den Berg hinab durch Dick und Dünn. Athemlos jagten die treuen Gesellen durch die Wälder, forschend nach der verehrten Tochter ihres Herrn, keine Schlucht, kein Hügel, kein Dickicht blieb unbeachtet, doch die Nacht sank mit ihrem dunklen Fittich hernieder und setzte den Nachforschungen ein Ziel. Wie langsam bewegte sich jetzt der dunkle Reiterzug hinauf nach der Burg, der gebeugte Vater mit gesenktem Haupte voran. Er glaubte sein zartes Töchterlein

sei die Beute eines reißenden Thieres, oder was ihm noch schlimmer dünkte, eines der benachbarten Raubgesellen geworden.

In stillem, verzehrendem Grame saß Herr Konrad desselbigen Abends in seinem Gemache, welches ihm jetzt öde und verlassen vorkam. Sein schneeweißes Haupt war in die Hand gestützt, starr hastete sein trübes Auge auf dem getäfelten Fußboden, auf welchen manch' großer, heißer Tropfen niederfiel. Was er im ganzen Leben noch nicht gethan — der alte Herr — weinte. Schüchtern nahte Gilbrecht und berichtete, daß der Pilger, welcher vor einigen Jahren schon eingesprochen, an dem Thore des Einlasses harre. Mit schweigender Geberde winkte der Burgherr ihm zu willfahren und bald trat der Wanderer zu dem verwundeten Vater. Sein ehrwürdiges Antlitz war heute wie von einem Heiligenschimmer umflossen, Andacht und Würde glänzte aus seinen großen Augen. Sanft legte er die hagere Hand auf die Schulter des Burgherrn, denn er errieth aus dem trüben Antlitz desselben, daß irgend ein Unglück sich ereignet haben müsse.

„Was der, so über den Sternen waltet, verhängt, ist wohlgethan“, begann er mit wohltönender Stimme, „öffnet mir Euer Herz, vielleicht vermag ich Euer Gebreche zu heilen. Doch erst sagt mir, wo weilt Euer frommes, liebliches Töchterlein?“

Da brach Herr Konrad wiederum in ein bitterliches Weinen aus, und erzählte schluchzend und in abgebrochenen Worten, was ihn bekümmerte und wie ihm die einzige Freude seines Alters geraubt sei. Der Pilger goß durch sanfte Trostesworte Balsam in das wunde Herz des Ritters.

„Verzagt nicht“, sprach er, „sollt Ihr Euer Kind wieder haben, so schläft sie sicher im Waldesdickicht und im Kerker des gierigen Räubers“. Drauf setzte er sich nieder und seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet. Die frühen Sonnenstrahlen brachen durch die gemalten Scheiben und warfen farbige Streifen auf Herrn Konrad's Lager: sie fanden sein Auge offen, der Kummer scheuchende Schlaf hatte ihn geflohen. Leise pochte es an die Thüre. Gilbrecht trat herein und überreichte seinem Herrn ein Schreiben. „Heute Nacht“, berichtete er, „kam ein fremder Bote an's Thor, warf dem Wächter dies Brieflein zu und entfernte sich dann schleunigst. Darin aber stand geschrieben:

„Dem Ritter Konrad von Bickenbach!“

„Den Ihr in Eurem Verließe langsam verschmachten lasset, der ist geborner Herr und Führer derjenigen, die jetzt Euer Kind in Gewahrsam halten. Entlasset ihn aus seinen Banden und Ihr könnt heute Abend um die fünfte Stunde Euer Töchterlein wohlbehalten finden an dem steinernen Kreuze im Tannenwäldchen. So Ihr aber unserem Verlangen nicht willfahrt könnt Ihr sie morgen mit dem Frühroth daselbst abholen, — damit Ihr sie bestatten könnt in der Gruft Eurer Ahnen“.

„Die Knechte des großen Wandovit!“

Der Greis sank vernichtet auf sein Lager zurück. Ach! er erinnerte sich seines thörichten Schwures, daß der Eingekerkerte nicht früher das Tageslicht erblicken sollte, bis der dürre Hollunderstrauch oben auf des Verließthurms Zinne rothe Aepfel tragen würde. Das Leben seiner Geliberta hatte er zum Unterpfand gesetzt, wenn er seinem Eidschwur

untreu würde! „O, mein armes, armes Töchterlein!“ jammerte er in herzzerschneidenden Tönen; „o ich unglücklicher, thörichter Vater!“ Der fremde Pilger trat zu dem Verzweifelnden — las das Schreiben — und sagte freudig:

„Gebenedeiet sei die heilige Jungfrau! Ihr werdet Euere Tochter wieder umarmen, denn Ihr habt den Anführer der Zigeunerbande in Eurer Haft, welche im finstern Odenwalde ungestört ihr Wesen treibt und nur selten in diese Thäler herniederstreift. Mit seinen Fesseln fallen die Bande Eures Kindes. Das sind die, so nicht glauben an den Herrn, der für die sündige Menschheit am Kreuzestamm geendet, und vor ihnen habe ich Euch gewarnt. Preiset den Herrn, daß er Euch das Mittel in die Hände lieferte das unschuldige Kind aus den Händen der Ungläubigen zu retten“

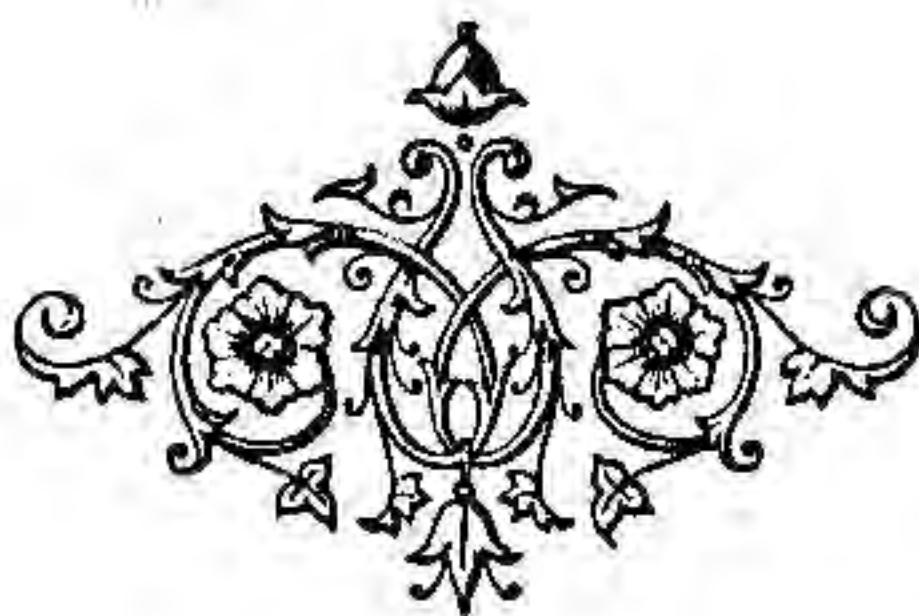
Herr Konrad barg sein Haupt in die Kissen, stöhnte und schluchzte und es dauerte eine Weile, bis er den Tröster mit seinem unheilvollen Schwur bekannt gemacht hatte. Der schaute ernst vor sich hin, dann erhob er würdevoll das Haupt und entgegnete: „Wohl habt Ihr gefrevelt durch sündigen Eid an dem Herrn und an Eurem eigenen Blut — doch ich, als Priester der Kirche, entbinde Euch davon: Lasset den Zigeunerfürsten los.“

Wie sprang jetzt Herr Konrad vom Lager auf, wie röthete sich sein Antlitz in stürmischer Freude, wie stürzte er mit Jünglingshaft die gewundene Treppe hinunter über den Hof nach dem Verließe! Er selber schob die schweren Riegel weg und öffnete die gewaltigen Schlösser, er rief dem Eingekerkerten, daß der Schall an der nächsten Mauer dumpf wiederhallte; er bog das Haupt über den Rand und

sah den Häuptling des unstäten Volkes ruhig am Boden zusammengekauert. Von der Ungeduld des Ritters beschleunigt stieg der alte Gefangenwärter mit Laterne und Strick hinab, um den Bewohner des Abgrundes zum hellen Sonnenlicht zu fördern. Jetzt knarrten seine Tritte auf der morschen Leiter, man gewahrte in der Dämmerung, welche die Laterne spärlich erhellte, daß der Gefangene auf den Rücken seines Wärters festgebunden hing; jetzt waren sie an dem Rande des Verließes und der Burgherr schaute über den Rücken des Kerkermeisters in das blasse Antlitz eines Todten. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf er sich auf die feuchte Erde und zerraupte sich heulend das greise Haar, nicht hörend auf die Reden des erschütterten Priesters. Dann umnebelte eine tiefe Ohnmacht seine Sinne und die trauernden Knechte trugen ihn in sein Gemach. Als in der Frühe des anderen Morgens die bleiche Herbstsonne das Tannendickicht um das graue Steinkreuz erhellte, kniete der fremde Gottesmann, still betend, neben der entseelten Geliberta. Mit dem Haupte, halb sitzend, an das alte Denkmal gelehnt, mit geschlossenen Augen, lag sie auf dem weichen Moosteppich; man hätte sie für eine Schlafende halten können, wenn nicht die blassen, durchsichtigen Wangen ihrem Antlitz eine Verklärtheit geliehen hätten, welche nur da sich abspiegelt, wo der stille Friedensengel mit der gesenkten Fackel gegangen ist. In der starren Hand hielt sie fest das Heiligenbild, welches ihr einst derjenige geschenkt hatte, welcher nun für ihre Seele betete.

Nur kurze Zeit noch lebte der arme, verlassene Ritter Konrad. Ehe noch der Winter Berg und Thal beschneiete, ruhte der Lebensmüde in der Gruft seiner Ahnen, zwischen

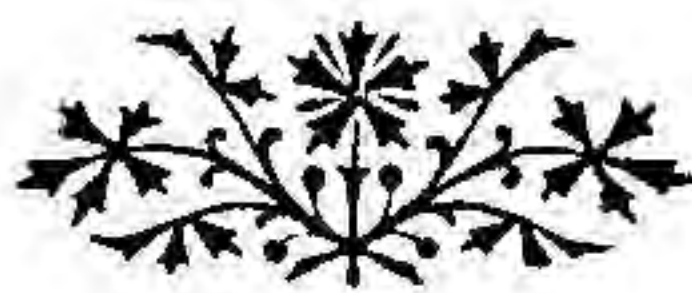
Mechthildis und seinem hingeopferten Töchterlein. Auf seinem Todesbette verordnete er noch, daß der Eingang in den Verließthurm für ewige Zeiten vermauert werden solle. In seinen Sarg aber legte der fromme Priester ein Zweiglein des verhängnißvollen Hollunderstrauches.

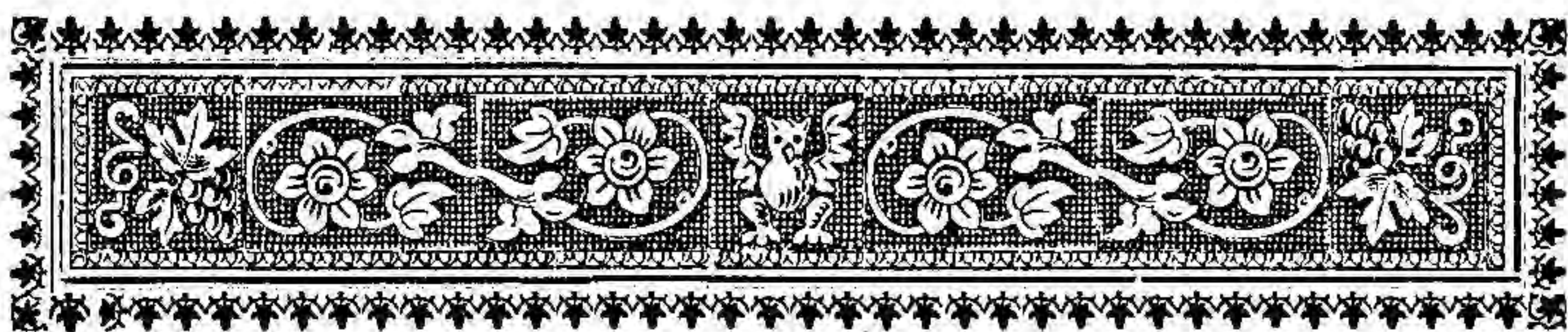


Die
Mondscheinnacht in den Ruinen.



Erzählung von Elias Streff.





Es giebt Menschen, doch ist deren Zahl glücklicherweise nicht sehr groß, welche stets in erträumten Phantasien leben, deren reichgeschaffenes Gemüth von der prosaischen Alltäglichkeit des Lebens, auf eine raube Weise berührt wird, welche darüber weinen möchten, wenn eine Butterblume neben ihnen im Grase zertreten wird, und der frühzeitig hingeschiedenen Blumenseele einen tiefgefühlten Seufzer nachschicken; die in Ekstase gerathen beim Anblick irgend eines alten Gemäuers und in fränkhafter Hingebung sich in die grauen Zeiten eines romantischen Geschlechtes zurückträumen. Es ist wohl recht schön und gut, wenn eine schöpferische Einbildungskraft die tödtende Einöde des philiströsen Alltagslebens in eine lachende Flur voll glänzender Frühlingsblüthen, murmelnder Bäche und flötender Nachtigallen umzuzaubern weiß; aber wir sollen darüber die großen Zwecke unseres Dasein's nicht vergessen, nicht die manigfachen Beziehungen des ernstesten Lebens, nicht den erhabenen Standpunkt, auf den uns die ewige Weisheit gestellt hat; denn sonst tappen wir

durch die Welt wie irre Nachtwandler, von Niemanden verstanden, Niemanden befreundet, ein unnützes Glied in der weise zusammengefügtten Kette der Menschheit; dem Einen ein Gegenstand des Mitleids, dem Andern eine willkommenene Zielscheibe seines Witzes. Besonders ist dieser schwärmerische Rausch der Jugend eigen, weil da die Phantasie ihre buntesten Blasen wirft; doch nimmt sie ihn, zu ihrem Glücke, selten mit in's reifere Alter hinüber.

Auch ich war in dieser Zeit ein willenloses Spiel meiner verwöhnten Einbildungskraft, welche mich, durch keine Zügel eines wohlthätig mahnenden Verstandes geleitet, stets in dem halbwachen Zustand eines Träumers eingewiegt erhielt, welcher alles um sich her vergißt, und nur in selbstgeschaffenen Freuden und Leiden schwelgt. Eine zufällige Begebenheit schüttelte mich noch gerade zu rechter Zeit aus meinem weichlichen Seelenzustande auf, ehe ich gänzlich für das Leben unterging. Sie ist lustig und mitleiderregend zugleich, und möge deshalb hier einen Platz finden.

Ich bezog in meinem zwanzigsten Jahre die Universität Heidelberg, ohne eigentlich zu wissen, was ich daselbst studieren wollte. Ich entschied mich vorerst noch für kein bestimmtes Fach, da mir die ernsteren Wissenschaften alle zu prosaisch dünkten, bezahlte ein Colleg über Aesthetik und, nunmehr mein eigener Herr und unumschränkter Gebieter meiner Zeit, hing ich so recht meinem Gemüthshange nach. Wie ein Einsiedler hauste ich einsam in meiner abgelegenen Stube, mied jede Gesellschaft und fühlte mich nur glücklich in dem magischen Spiel meiner ungezügelter Phantasie. Wenn die andern Musensohne in Kneipen dem Bacchus in vollen Zügen opferten, schweifte ich in Berg und Thal um-

her, vergaß Essen und Trinken, träumte mit offenen Augen unter dem grünen Laubdach einer Eiche, und dünkte mich hoherhaben über das Treiben der übrigen Menschheit. Meine größte Wonne aber bestand darin, wenn ich mit wenigen Groschen in der Tasche, auf einen mächtigen Ziegenhainer gestützt, ein leichtes Ränzlein auf dem Rücken, ohne Plan oder irgend ein bestimmtes Ziel im Lande umherziehen konnte. Dann sah ich in jedem landstreichenden Handorgelspieler einen fahrenden Minnesänger, in jeder vierschrotigen Bauern-dirne eine Jeanne d' Arc, in jedem lungernden zerlumpten Bettler einen aus dem heiligen Lande zurückgekehrten Pilgrim. Alles sah ich gleichsam durch eine zauberische Brille, welche meine Umgebungen idealisirte — genug ich war auf dem geraden Wege nach dem Irrenhaus. —

Auf einem meiner in den Tag hinein unternommenen Ausflüge hatte ich mich bis an den Rhein verlaufen. Daß meine Baarschaft bis auf wenige Kreuzer zusammengeschnitten war, dieß war einem Menschen, wie mir, der so sehr über die Außenwelt erhaben war, ganz und gar gleichgültig. Ein Glas Milch und ein Stück trockenes Brod war meist meine ganze Mahlzeit, ein Gebund Stroh mein Bett; im Nothfalle übernachtete ich auch wohl unter einem Baume, trotzdem, daß ich schon etliche Mal von Schnaken und Ameisen jämmerlich zugerichtet worden war. Mir daher Sorgen wegen meines Reiseunterhaltes zu machen, kam mir durchaus nicht in den Sinn, vielmehr wanderte ich immer längs der Ufer des Stromes hin, wadete durch jeden Wiesenbach, träumte unter jedem Schattengebüsch, pflückte Vergißmeinnicht und wilde Rosen, und kam nie eigentlich zu einem klaren Selbstbewußtsein.

Die Frühlingssonne verweilte gerade mit ihren letzten Schatten auf dem blauen Saume der westlichen Berge, als ich am jenseitigen Ufer die Trümmer eines steilen Bergschlosses erblickte, welches sich malerisch in den langsam dahingleitenden Fluthen des Rheines spiegelte. Ein abentheuerlicher Entschluß reifte schnell in meiner Seele. Eine Mondscheinnacht unter Ruinen! Ein göttlicher Gedanke! Dazu wehte eine linde, würzige Luft von drüben herüber und schien mir ein stilles Willkommen von der alten Felsenruine herüberzutragen. Ein Fischer sang unter mir am Strande ein eintöniges Abendlied und tauchte sein Garn in die glatte Wasserfläche. Behende sprang ich in seinen Rahn, deutete schweigend hinüber nach den ragenden Felsplatten und behende ruderte mich der starke Arm des Fährmanns nach dem Ziel meiner Wünsche. Jetzt stieß der Rachen an eine über das Wasser hängende Weide; ein verwegener Sprung trug mich an's Land und mit raschen Schritten eilte ich bergan. Kaum aber war ich eine kleine Strecke gegangen, als sich ein unerwartetes Hinderniß meiner ungeduldigen Eile entgensetzte. Ich fühlte mich nämlich unsanft am Rockfalten ergriffen, und als ich umblickte, stand der Fischer mit zorniger Miene und unheil kündender Geberde vor mir, und bedeutete mich, ihm auf der Stelle den Lohn der Ueberfahrt zu bezahlen, widrigenfalls er seine Forderung mit dem Ruder geltend machen werde. In der Berstreuung gab ich ihm meine ganze, geringe Baarschaft. Der Schiffer machte ein verwundertes Gesicht, sah mich von der Seite an, wie einen Verrückten, und ging laut lachend nach dem Ufer zurück; ich aber, arbeitete mich durch Busch und Dorn empor, um auf dem kürzesten Wege die Schloßruine zu erreichen.

Ein wonniger Schauer strömte durch mein Inneres, als ich aus dem Gebüsch hervortretend, mich plötzlich in den öden Burgzwinger versetzt sah. Die Sonne war schon fast ganz hinabgesunken, und nur noch der äußerste Rand ihrer Gluthscheibe war hinter dem blauen, dustumschleierten Gebirge sichtbar; jetzt tauchte sie ganz unter und begoß die entzückende Landschaft zu meinen Füßen, mit einem glührothen Schimmer und färbte das leichte Westgewölk mit Purpur.

Geblendet kehrte ich meine Augen gen Osten; eben stieg der Mond bleich und wehmüthig an dem azurblauen Himmelsdome herauf, als traure er um den Abschied der Lichtkönigin. Ich war aufgelöst in Wonnegesühen, ich schwelgte in süßen Wehmuthsträumen. Unter dem überhängenden Dache eines zerfallenden Thorbogens setzte ich mich in's duftige Gras und schaute bald dem kosen Spiele zerrissener Wölkchen mit dem Monde zu, bald blickte ich hinauf nach den Zinnen des Burghurmes, auf dessen Höhe noch die sanft vom Windhauch bewegten Gräser in einer röthlichen Beleuchtung schwammen, bald lauschte ich dem Gurren der zärtlichen Ringeltaube: ich dünkte mich selig verklärt, befreit von den lästigen Banden des Körpers. Die Sylphen der Blumen flüsterten mir seltsame Worte in's Ohr, die Blümlein neigten ihre Häupter traulich gegen mich, die grünschuppige Eidechse schlüpfte behende zwischen dem Steingerölle und verschlungenen Brombeerranken herum, sah mich mit flugen Goldäugelein an, und witschte dann blitzschnell in eine Mauerspalte, gleich als fordere sie mich neckisch zum Nachfolgen auf. Dazwischen flatterten Fleder-Mäuse und Dämmerungsfalter an meinem Angesicht vorüber und wunderten sich über den ungewohnten Besuch.

Die Landschaft barg sich jetzt in eine weitverbreitete Schattenhülle. Der Himmel zündete die Mondlampe heller und zog dann sein tiefblaues Nachtgewand an, mit blaßgoldenen Sternen besetzt. Johannismwürmchen irrten mit bläulichem Scheine durch duftende Fliederzweige und leuchteten dem nächtlichen Ringelreihen des lustigen Elfenvolkes, den es beim Summen des schwärmenden Hirschkäfers und dem hellen Zirpen der Grille in dem hohen, thaubeperlten Grase beging.

Ernsthaft schaute der Thurm, dessen Umrisse in undeutlichen Schatten am Nachthimmel schwammen, dem geräuschlosen Treiben unter sich zu. Ich lag mit halbgeschlossenen Augen da, bald übte die Feierstille der einschlummernden Natur ihre betäubende Gewalt über mich aus. Das langgezogene Blasen eines Nachtwächters in irgend einem benachbarten Dorfe rührte noch mein Ohr, doch fern und immer ferner tönten jene Klänge und ich entschlief. ┘

Meine aufgeregte Phantasie winkte die abentheuerlichsten Gebilde eines Traumes herbei, welcher ganz und gar zu dem Orte paßte, wo ich mich befand. Ein wunderholdes, todtenblaßes Frauenbild, in weißen, faltigen Gewändern schwebte geisterhaft aus der halbverschütteten Thurmpforte; sie rang schluchzend die zarten Hände und blickte mich an, als erwarte sie von mir Linderung ihrer Pein. Von unbeschreiblicher Sehnsucht fühlte ich mich zu ihr hingezogen: doch so sehr ich ihr entgegenstrebte, nimmer konnte ich zu ihr hingelangen.

Da schwankte langsam, aus der gegenüberstehenden Mauerwand ein edler Rittersmann mit geisterbleichen Zügen, auf denen der tieffste Schmerz lagerte. Fest hielt er beide Hände auf das Herz gepreßt, doch immer stahlen sich dicke

Blutstropfen aus der zugehaltenen Wunde und rollten über das spanische, blaßgrüne Sammetwämslein auf den Boden. Mein Blick irrte von dem schönen Fräulein mit dem lilienweißen Nachtkleide unstät auf den todtwunden Ritter und ich verging fast in ohnmächtigem Mitleid. Auf einmal ward es lebendig hinter mir, es raschelte in den dürren Zweigen und aus der sich öffnenden Mauer trat ein mächtig großer Ritter, von Kopf bis zu Fuß in eine schwere Rüstung ver-
luppt; doch hinter dem aufgeschlagenen Visier starrte eine diabolische Frage. Er lachte mir höhnisch grinsend in's Gesicht und stürzte dann wie der Habicht auf die wehrlose Taube, auf das Fräulein los, dessen Züge tödtliches Entsetzen aussprachen. Ein Dolch blitzte im Mondlicht in des Schwarzen Faust, ein furchtbares Lachen erscholl rings in den Ruinen; vergebens eilte der verwundete Ritter auf den mordlustigen Wütherich zu, kraftlos sank er vor ihm auf den Rasen und ward von einem Fußtritt des Mörders weggeschleudert. Jetzt hielt ich mich nicht länger; mit hochgeschwungenem Wanderstabe und dem Anruf: „Laß' ab, verfluchter Henker!“ sprang ich auf ihn los; da fühlte ich mich mit eisernen Fäusten von hinten gepackt, und — erwachte. „Ja fluch' Du nur dem Henker ein Ohr hinweg, Du Fuchsschwänzer“, donnerte eine tiefe Baßstimme auf mich ein. Ich fand mich nicht gleich in die Wirklichkeit, und suchte mich von meinem Gegner loszuringen, da ich es mit dem schwarzen Ritter zu thun zu haben meinte, als ein Prügel, wie ein Schlagbaum, der mir mit ausgezeichnete Schwere drei- oder viermal im Genicke lastete, als ein sehr wirksames Mittel gegen die Schlafrunkenheit sich bewährte.

Vor mir stand ein verwildert aussehender Kerl mit

schwarzgefärbtem Gesicht und glänzenden Porzellanaugen; der Lauf einer rostigen Büchse war mir gerade gegen die Stirne gerichtet. Ein anderer schaute mir über die Schulter, hatte seine Fäuste fest um meinen Hals geklammert und rüttelte mich dabei so derb, daß mir Hören und Sehen auf's Neue vergehen wollte. Gegenüber, neben dem Thurmeingang, lagen ein Paar andere Kerls, von verdächtigem Aussehen, durchgängig mit rabenschwarzen Gesichtern, um ein hellflackerndes Feuer, welches knatternd mit seinen dicken Rauchwirbeln den reinen Nachthimmel schwärzte.

Mein erster und natürlichster Gedanke war, daß ich von Räubern umgeben sei. Um sie zufrieden zu stellen, griff ich in die Tasche, brachte aber nichts heraus als einen Band von Claren; denn das Letzte hatte ich ja dem Schiffer gegeben. Der eine Schnapphahn, welcher das größte Ansehen zu genießen schien, riß mir das Buch mit widrigem Lachen aus der widerstrebenden Hand, und schleuderte es in das Feuer. Mit Wehmuth sah ich die Schrift meines Lieblingsdichters sogleich in lichten Flammen auflodern. Drauf gab mir der neue Herodot ein kräftigen Stoß auf die Brust, daß es mir blau vor den Augen wurde und mein Kopf unbarmherzig gegen die Mauer zurückschlug, und sagte:

„Meinst Du, Du könntest mich mit dem verflücksten Buch schrecken, in dem schon so manches ehrlichen Kerls Name gestanden hat? Das ist jetzt vorbei! Dießmal pfeift der Wind aus einem andern Loche. Deine feine Spürnase hat Dich wohl dem Wild auf die Spur gebracht, aber dießmal muß der Jäger Schweiß lassen. Wärest Du geblieben, woher Du gekommen bist; denn hier wird Dir das Fell über die Ohren gezogen!“

„Er hat's auch meiner Six pfiffig genug angefangen“, sagte der Andere, ein krummbeiniger Kerl mit einer Stülpnase, „steckt sich da in einen dunkeln Rock, daß ihn kein Teufel sehen soll, und drückt sich an die Mauer wie eine Blindschleiche. Wir sind aber auch nicht mit Hörnern auf die Welt gekommen, und diesmal soll der Schelm an uns gedenken; ich und der Rehpeter und der scheele Heiner haben's ihm geschworen, wenn wir ihn je in unsere Tazen kriegen, solle er uns nicht ganz wieder davon kommen.“

Ob dieser Rede, stand mir der Verstand still; Menschen, die ich zum ersten Male gesehen, mit denen ich nie in meinem Leben einen Verkehr gehabt, packten mich in einer Gegend, in der ich nie zuvor gewesen, und behaupteten, sie hätten mir Verderben geschworen.

Das war zu viel für meine Intelligenz die noch dazu durch die empfangenen Genickfänge bedeutend betäubt worden war.

„Meine Herrn“, fing ich schüchtern an, denn einer machte abermals Miene, die eben ausgesprochene Drohung vermittelt eines Flintenkolbens in's Werk zu setzen, — „es ist mir unbegreiflich, — es muß irgend ein Mißverständniß — ich bin bloß der schönen Nacht und der Ruinen wegen heraufgestiegen — bedenken Sie —“.

Ein lautes, mißtönendes Spottgelächter unterbrach meine Vertheidigungsrede, welches ein vielstimmiges Echo vom Feuer her erwiederte, und mir bewies, wie wenig man meinen Worten Glauben zu schenken geneigt sei.

Die um die Flamme Gelagerten sprangen auf und umringten mich mit böshafter Neugierde.

„Gi, Du Allerweltspiffikus!“ gröhlte Einer, den ich

den Buschmichel nennen hörte, „hast Du mir nicht vergangenen Winter eine volle Ladung Schrot auf den Pelz gebrannt, so daß ich den fetten Rehbock im Stich lassen mußte? Und dort der Heiner! Der hatte den vorigen Herbst noch zwei gesunde Augen, wer anders, als Du Mordelementer, hat ihm das eine Licht ausgeblasen, daß er jetzt scheel herumtappt, wie ein alter Kater, und kaum noch zum Treiben gut genug ist. Aber, laßt ihn gehen“, wandte er sich zu den Uebrigen, „er ist ja bloß wegen der schönen Nacht und der Steinhausen heraufgekommen.“

Wiederum schallte ein sechsstimmiges, ausgelassenes Gelächter aus den rohen Mäulern der müsten Gefellen. Ich schwieg resignirt und wünschte im Stillen die Mondscheinnacht, die Burgtrümmer und mich tausend Meilen von hier weg. Aber es sollte noch besser kommen.

„Jetzt hält er sein Maul“, nahm ein dürrer, boshaft aussehender Kerl das Wort, und doch hat er's sonst immer vorne, wenn er Unseren in's Loch bringen kann. Aber jetzt ist die Reihe an uns, jetzt wollen wir ihn in's Loch bringen, den Galgenvogel. Wie wär's Buschmichel?“ „Ja, schlägt ihm erst den Buckel voll, daß ihm das Aufpassen für die Zukunft vergeht“, ermunterte dieser „und dann schmeißt ihn in das Kellergewölbe hinunter, da liegt er hübsch kühl und weich, das Wasser wird noch vom letzten Regen fausthoch drin stehen, und Gesellschaft hat er dort auch, die Kröten und Frösche quacken ja eben noch herauf. Frisch!“

Und wie auf ein gegebenes Signal fühlte ich mich in die Höhe gerissen und zwölf kräftige Fäuste beeilten sich, der Ermahnung des Buschmichel's Folge zu leisten. Von allen Seiten hagelten Schläge auf mich ein, meine Gegen-

wehr fruchtete nichts, mein Hülfserufen verhallte unter ihrem rohen Gallohjauchzen; so ward ich fortgeschleppt bis an den Rand eines dunklen Kellers, und ein Jeder wetteiferte, mich durch den ersten Stoß in die Unterwelt zu befördern.

Einen Augenblick erhielt ich mich noch an einer Epheu-
ranke, da traf ein fürchterlicher Schlag meine rechte Hand,
ein gewaltiger Stoß und ich stürzte einige Ellen tief hinab,
in ein nasses, stockdunkles Behälter, an dessen Steinwand
ich heftig mit der Stirne schlug. Augenblicklich schwand mir
das Bewußtsein. Da lag ich, ein verlornen Mann! Als
die Ohnmacht allmählig von mir wich, und ich das Wieder-
wärtige meiner sonderbaren Lage empfinden konnte, war ich
unfähig irgend einen Entschluß zu fassen.

Jene nächtlichen Quäler waren Wilddiebe, welche mich
für irgend einen verhassten Jäger und meinen theuren Claren
für ein Denunciationsbüchlein hielten und es als solches den
Flammen opferten; dies war das Ergebniß meines Nach-
denkens. Ein dumpfer Schmerz brannte in meiner Stirnhöhle,
und ich fühlte, daß mir Blut über die Stirne herabfloß.
Dazu kam noch, daß das unterirdische Nachtquartier, welches
man mir anzuweisen für gut befunden hatte, nichts weniger
als angenehm war. Der Mond schien durch eine einge-
brochene Mauerlücke auf die obere Hälfte des Gewölbes und
ich konnte bemerken wie beständig dicke Tropfen durch die
Wand sickerten und mit einem plätschernden Geräusch auf
den morastigen Boden niederträufelten. Meine Kleider waren
schon davon durchnäßt, und obgleich ich mich von dem weichen
Schlamm Boden erhob so ward meine Lage doch dadurch um
nichts gebessert.

Bergebens suchte ich einen Ausgang: überall starrte

die beengende Steinwand entgegen und einmal gerieth mir sogar eine naßkalte Kröte zwischen die tastenden Finger, ein Geschöpf, vor welchem ich den unüberwindlichsten Abscheu hege.

Die Frösche in dem Keller hatten zwar mit meiner Ankunft ihr Concert eingestellt, doch wagte es bisweilen einer dieser hüpfenden Sumpfbewohner seinen Unwillen durch ein ernstes, halbunterdrücktes Quaken kund zu geben. Welch' schöne Gelegenheit wäre dies gewesen, mich so recht in die trostlose Lage eines unschuldig im Burgverließe schmachtenden Ritters zu denken, mir seine hoffenden Entwürfe, seine grausam getäuschten Erwartungen, seine Verzweiflung in der grauenvollen Einsamkeit vorzustellen! Doch dergleichen kam mir nicht in den Sinn. Ich gelobte mir im Gegentheile fest und theuer, nie wieder einem Hange zu folgen, der mir jetzt so schmerzvolle Früchte trug.

Bisher war droben alles still gewesen. Jetzt ward es wieder lebendig und laut und die nur zu wohl bekannten Stimmen meiner Peiniger schlugen verworren an mein Ohr. Sie werden wiederkommen, um auf's Neue ihren rohen Spott mit dir zu treiben, fuhr mir durch die Seele, und schnell kehrte mein natürlicher Muth — ich war durchaus nicht feigherzig — wieder zurück. Ich zog mein Taschenmesser, mit dem festen Vorsatz, es dem ersten Wildddieb, der wieder Hand an mich legen würde, in den Leib zu stoßen. So stellte ich mich, auf's Aeußerste gefaßt, der Kelleröffnung gegenüber.

Ein gräulicher Lärm entstand über mir, einzelne Büchsen-schüsse krachten, und ihr Widerhall schlug dumpf an meine feuchten Wände; lautes Geschrei Halloh und Hussah tönte

dazwischen und es war als zöge der wilde Jäger durch die Ruinen. Dann ward es allmählig stiller, und schon glaubte ich die nächtlichen Gesellen hätten sich wegbegeben, als plötzlich ein grelles Licht die Oeffnung meines Verließes erhellte, bärtige Gesichter blickten höhnisch herunter und schienen sich ihres Opfers zu freuen. Drohend hielt ich mein Messer empor, und rief:

„Dem ersten der mich anzutasten wagt, fährt meine Klinge in den Bauch!“ Ich hätte sie vor Wuth alle umbringen mögen.

„Gemach“ hieß es oben. „Dein Schreien und Haseliren hilft Dir keine taube Muth. Mach', daß Du heraufkommst, sonst schieß' ich Dir das Fell so voll Schrot, daß Dir kein Kürschner mehr den Balg zusammenflicken soll!“ Der Lauf einer Büchse, welcher sich durch den Epheu schob, der sich durch die Oeffnung bis zu mir herunterranfte, ließ mich über den Ernst dieser Drohung nicht länger in Zweifel.

Was thun? hier unten ein nicht zu fehlendes Ziel jedes Schusses, war ich mehrlos in die Willkür meiner Dränger gegeben; deshalb leistete ich einem so nachdrücklichen Befehl Folge, faßte mein Messer zwischen die Zähne und klimmte mit Hülfe des zähen Epheugestrüppes und einiger vorspringender Steine hinauf.

In irgend einer alten Dorfkirche, erinnere ich mich, ein schlecht gepinseltes Wandgemälde gesehen zu haben, welches die Zukunft der Bösen dem Beschauenden auf eine sehr sinnliche Weise zu Gemüthe führt; Triumphirende Teufel umringen die geöffnerten Grüste der lebenden Sünder, welche zagend emporklimmen, um von den dämonischen Schergen in den grausen Höllenpfuhl expedirt zu werden. Die Hauptmomente

werden durch verschiedene Scenen begreiflich. Dort langt ein schlotternder Sünder am Rande seines Grabes an und eine gräuliche Menge schwarzer Krallen, feuriger Klobaugen und blinkender Gabeln harret seiner Ankunft; dort windet sich eine arme zertretene Seele kläglich unter den stampfenden Hocksfüßen der rußigen Gesellen; und im Hintergrunde segelt eine Unzahl zottiger, langgeschwänzter Teufelsfiguren durch die flammenden Lüfte, um die sündigen Seelen, welche sie in den Klauen halten, auf's schnellste dem feuersprühenden Schlothe zuzusenden. In meiner jetzigen Lage dachte ich zwar nicht an dieses ominöse Bild, in der Folge aber, wurde es mir in allen seinen Darstellungen deutlich das, was ich jetzt erlebte.

Oben angelangt, bog ich mich kaum mit dem halben Leibe aus der Oeffnung meiner Gruft, als ich gewaltsam, völlig hervorgerissen, zu Boden geworfen und geknebelt ward, ehe ich noch den geringsten Gebrauch von meiner Vertheidigungswaffe machen konnte. Ich knirschte, weinte, schäumte in vergeblichen Wuthanstrengungen und konnte meinem Grimm nur durch Drohen und Schimpfen Luft machen, was mir abermals Fußtritte und Stöße mit dem Büchsenkolben in reichlicher Fülle zuzog.

„Einen hätten wir“, sagte ein kleiner Mann von gedrungenem Gliederbau, „und ich glaube gar, den Hauptspitzbuben. Warum warst Du auch so einfältig, in das Kellerloch zu kriechen? Schäm' Dich, Du dummer Kerl! Weißt Du nicht, daß es Hauptregel bei Eures Gleichen ist, wenn wir Grünröcke kommen gleich in den Wald zu rennen, wo er am dicksten ist? Dafür kannst Du jetzt mit dem Diebsthurm drunten im Städtchen Bekanntschaft machen, und Dir

dann ein par Jährchen mit Wollspinnen die Zeit vertreiben“. Der welcher gesprochen, half mir aufstehen, und jetzt als ich mich umsah, erreichte meine Verwunderung ihren Gipfel. Das waren nicht mehr die zerrissenen, unheimlichen Gestalten der Wilddiebe, vielmehr schienen es Forstbeamte zu sein. Das Feuer brannte noch düster, und eben waren einige beschäftigt, sich mit einem Rehbock zu beladen, den die Entflohenen zurückgelassen haben mußten. Schnell änderte ich meine Sprache, erzählte die grausamen Abentheuer dieser Nacht, und schloß mit der Bitte, mich nun meiner Bande zu entledigen und mir den Weg in's nächste Dorf zu zeigen. Bei meiner rührenden Erzählung sah Einer den Andern an und ein hallendes Gelächter ward mir zur Antwort.

Auch der kleine dicke Mann, welcher die Jäger anzuführen schien, verzog seine fetten Mienen zu einem Schmunzeln und sandte mißtrauische Blicke auf mein Aeußeres. Das war in der That nichts weniger, als einnehmend. Das Blut aus meiner Kopfwunde war geronnen und hatte die größere Hälfte meines Gesichts mit einer Kruste überzogen, der Hemdenfragen, welchen ich nach damaliger Studentensitte, über den Kragen meines deutschen Rockes gelegt hatte, hing schmutzig und zerrissen auf der einen Seite herab, der Rock selbst war, nicht mehr schwarz, sondern über und über kothfarbig, mit unzähligen Löchern und Rissen. Meine Hosen starrten von grünlichem Schlamm; so stand ich mit auf den Rücken zusammengebundenen Händen da, ein wahres Jammerbild.

„Er sieht mir nicht aus, als ob Er Vergnügens halber an den Rhein gereist sei“, entgegnete der Förster, als ich meine Vertheidigungsrede mit einer Apostrophe an die Menschlichkeit desselben geschlossen hatte. „Dem widerspricht sein

ganzer Aufzug. Er ist ein abgefeymter Schelm. Sollte es auch wahr sein, daß Er von den Wilddieben in den Keller geworfen worden sei, was bewog Ihn, uns wie ein Bandit mit dem Messer zu drohen? Aber Er hat heillos gelogen: Er ist selbst in den Keller gesprungen, als ich mit meinen Leuten kam. Er hat uns mit seinem bösen Maul in's Bockshorn jagen wollen, und als Er sah, daß alles das keinen Pfifferling half, hat Er die Flügel hängen lassen und uns ein Märchen aufgetischt. Aber den schönen Rehbock dort soll Er mir ausfressen“, setzte er grimmig hinzu, „denk' Er an mich!“

Umsonst suchte ich durch alle erdenklichen Gründe meine Unschuld zu erweisen, ich mußte schlechterdings für einen überrheinischen Wilddieb, sogar für ihren Hauptanführer gelten. Zulezt ermüdete meine Geduld, tauben Ohren zu predigen. Ich schwieg mit vieler Resignation, und in der Mitte eskortirender Jägerbursche ging es bergab nach dem Städtchen zu. Hier hoffte ich alsbald meine Freiheit wieder zu erlangen, aber wie bitter sah ich mich getäuscht.

Damit das Maaß meiner Prüfungen voll würde, stellte sich ein entseßlicher Plazregen ein, der uns eine gute Stunde lang, bis an das Städtchen geleitete, und dann, als habe er seine Schuldigkeit gethan, aufhörte. Bis auf die Haut durchnäßt ward ich von den ebenfalls tüchtig gebadeten Jägern, in ein unansehnliches Gebäude gebracht, welches ich an seinen kleinen, vergitterten Fenstern schon von außen als ein Gefängnis erkannte. Ich war ganz in mein Schicksal ergeben und ließ mich ohne Widerstand in ein finsternes Behälter stoßen, worauf die Thüre hinter mir verschlossen ward. Tappend fand ich endlich eine hölzerne Britsche, auf

welche ich mich streckte. So störend hatte die Außenwelt noch nie in mein friedliches Ideenleben eingegriffen. Ich wollte Betrachtungen über mein Schicksal anstellen; es wollte nicht gehen, die Mässe, der Schrecken und die Mißhandlungen, alles wirkte zusammen, so daß ein glühender Fieberschauer mich auf meinem harten Lager umherwarf und mir den schwarzen Ritter und das weiße Fräulein, den Schiffmann und den Buschmichel, das Kellergewölbe und den Jägertroß in wunderlichen Bildern vor die verwirrte Seele führte.

Die Sonnenstrahlen bahnten sich in der Frühe des andern Morgens einen kümmerlichen Weg durch den Schmutz des spinnwebbehangenen Gitterfensters, welches in trüben Regenbogenfarben schillerte. Sie fanden mich geistesabwesend; das Fieber hatte mit meinem Körper zugleich den Geist zerrüttet. Betäubt blieb ich auf meinem Schmerzlager liegen.

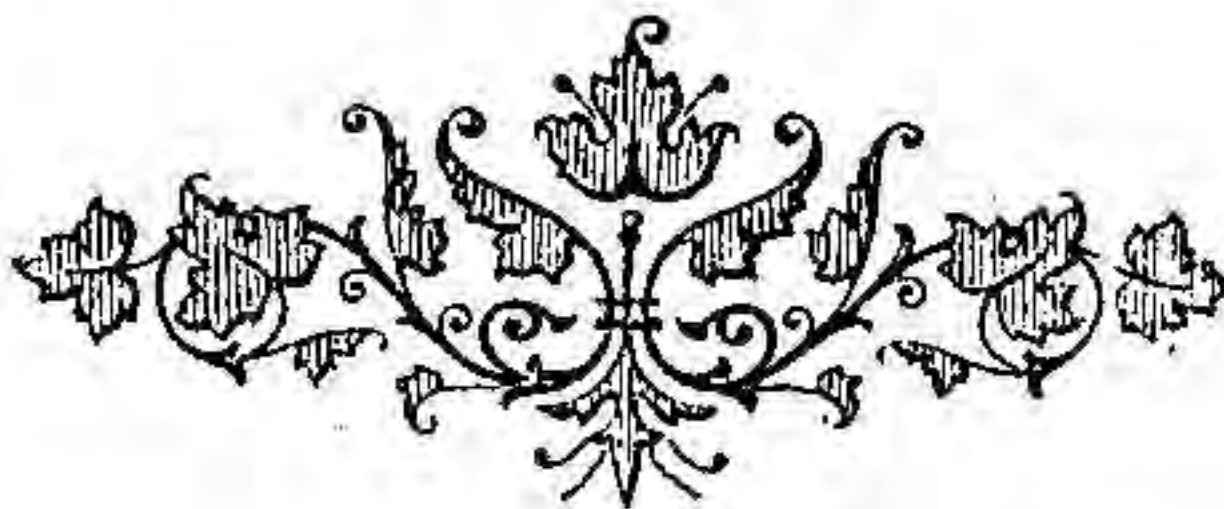
Ich will den Leser nicht weiter mit einer ausführlichen Erzählung dessen ermüden, was weiter geschah. Man fand meine Matrikel bei mir und schrieb deshalb an den Rector meiner Universität: die Antwort desselben erwies in Kurzem meine Unschuld.

Ein gefänglich eingebrachter Wilddieb, der vor mich geführt wurde, sagte aus, daß er nebst seinen Gesellen in mir sich an einem benachbarten Revierförster zu rächen geglaubt habe, welcher allerdings einige Aehnlichkeit mit mir hatte, so daß er füglich des Abends mit mir verwechselt werden konnte; und dieser wackere Mann war es, welcher mich während meiner Krankheit in sein Haus aufnahm und mit der äußersten Sorgfalt für meine Wiederherstellung sich

bemühte. Als ich nach etlichen Wochen, wieder völlig genesen, meinen Wanderstab ergriff, versah er mich mit dem nöthigen Reisebedarf, konnte aber beim Scheiden die Aeußerung nicht unterdrücken: daß er mir nochmals seinen Dank dafür auszusprechen sich gedrungen fühle, daß ich so großmüthig auf mich genommen, was eigentlich ihm gegolten habe.

Ich nahm ihm den Spott nicht übel.

Seit dieser Zeit war ich von Empfindelei geheilt und wollte ich je wieder in die Schwäche zurückfallen, so dachte ich nur an die Mondscheinnacht in den Ruinen! —



Die Novelle.



Etwas aus dem Leben von E. Streff.





„Denn das Weib ist falscher Art.
Und die Arge liebt das Neue.“

Schiller.

Der Poet Felix Steinbach bückte sich über das Wiegenbett und betrachtete seinen schlummernden Knaben mit herzlicher Vaterfreude.

„Laß Dir von den lieben Engeln träumen“, flüsterte er und küßte seine Stirne, „und spiele mit ihnen in den glänzenden Paradiesesauen und hasche Dir bunte Schmetterlinge mit ihnen von den Blütenkelchen; träume auch von dem fernen Mütterchen, und bitte die Engeln, daß sie ihm die Gesundheit wieder schenken.“

Er schlich behutsam an das Fenster und sumnte stillvergnügt eine fröhliche Melodie vor sich hin, die fast klang, wie das Schlummerlied, womit er soeben seinen schreienden Julius zur Ruhe gesungen hatte.

„So wäre denn das Tagewerk für heute gethan“, sprach er behaglich zu sich selbst. „Meine Novelle ist bedeutend vorwärts gerückt, trotz des Schreiens, womit der böse Bube dort so oft meine stille Muse erschreckte; ehe noch die Morgen-

sonne die Dächer drüben beschien, war schon ein Gedicht auf das Papier geflossen; es gefiel mir gleich, es sprach mich so wunderbar an, und jetzt da die Sonne scheidet gefällt mir's noch; gewiß bei einem aufrichtigen Dichter eine Seltenheit. Aber es ist ja auch an sie, an die Einzige, die mich an magischen Rosenketten durchs Leben leitet! Ja ihr seien die letzten Minuten des Tages geweiht! Meine Seele ist so voll, sie strömt über!"

Er eilte an den Schreibepult, ergriff eine abgenutzte Feder, aus der schon manche Poesien geflossen waren und schrieb:

„Meine Lina!

Dein und mein Kind schläft süß: — Dein Felix wacht, und sein Wachen ist süßer, als der Schlummer der Unschuld, denn er denkt Deiner! Sein Geist begleitet Dich auf allen Deinen Pfaden, er schwebt in dem bunten Gewühl der Badegäste um Deine goldenen Locken, doch nicht aus Besorgniß, — o vergieh, ich bitte Dich, diesen Ausdruck, er ist Deiner und meiner, gleich unwürdig — nein, aus tiefgefühltem Liebessehnen! Ach' Lina, wie schnell sind sie dahingeschwunden, die rosigen Tage, von Hymen's Fackel mailich beglänzt! um die Ewigkeit des Paradieses möchte ich sie nicht vertauschen. Ich war glücklich, Du warst glücklich an meiner Brust; — ich bin es noch, und Du? — Kehre bald zurück; ich verzehre mich in Sehnsucht. Doch nein! bleibe, bis die Rose Deiner Gesundheit wieder glühender aufsprangt, und sollte ich auch — ach, ich weiß nicht, was ich schreibe!"

Das Kind in dem Wiegenbette fing an zu schreien. Der Vater legte die Feder weg, eilte zu dem kleinen Störenfried,

und nahm ihn in die Arme; er sang ihm ein Liedchen vor von den bösen Nixen und den Elfenreigen, und dachte dabei an sie, welche sein Geist eben nur verlassen hatte, um sich mit ihrem kleinen Ebenbilde zu beschäftigen.

Der Junge schlief, sanft legte er ihn nieder, und setzte dann seinen Brief fort:

„Du lächelst über mein Emphase? Aber meine ungelehrige Feder bleibt hinter dem Fluge des Geistes zurück, was ich schreibe, kommt mir so schaal und nüchtern vor, und doch fühle ich es so glühend in meiner Brust. Ja, wenn man das Gefühl, die Seele so hinhauchen könnte, daß es da stünde, wie es lebendig im Innern stand, daß man der Feder und des Papiers nicht erst bedürfte, ja dann fühltest Du es wohl so mit und lächeltest nicht über Deinen Felix, der diese Zeilen zum schlechten Dolmetscher seiner liebenden Seele erfor.

Aber die Engel sehen ja auch den lallenden Menschen mit himmlischer Güte nach, sie erkennen wenigstens was sie wollen, wenn auch die Sprache das Gepräge des Irdischen an sich trägt. Lächle über mich und werde gesund! — Wie gerne will ich alles um Deinetwillen ertragen. Der Mensch bedarf ja so wenig zum Leben! Sei heiter! Seelenheiterkeit stimmt die Nerven zur Genesung. Ahme Deinem Felix nicht nach, der sich um die Entfernte grämt; glaube mir, die Entbehrungen, welche ich mir auferlege, sind mir die süßeste Last; es geschieht ja wegen Deiner, und wie gerne gäb ich mein Leben für Dich hin, wüßte ich nicht, daß mit meinem Dasein auch das Deine hinschwände.“

Hier hielt er inne „O wie unzart!“ grollte er gegen sich selbst, als er die letzten Zeilen mit unzufriedener Miene

durchlesen hatte. „Entbehren und Ertragen! Verdient der Engel, daß ich ihn damit betrübe?“ Und rasch durchstrich er die letzten Sätze, daß sie ganz unlesbar wurden und schrieb dafür:

„Lege Dir ja keine Entbehrungen meinetwegen auf, geliebte Lina! Es geht mir sehr gut; mache Dir Zerstreuungen, dies wird wohlthätig auf Deine Gesundheit einwirken, Dich desto früher in meine Arme zurückbringen. Ich lege zu diesem Behufe eine Kleinigkeit an Geld für Dich bei, ich habe noch mehr als genug, um sorgenfrei leben zu können, und herrliche Aussichten. Hörst Du, Sorge ja nicht um mich! So lebe denn wohl! Unser Julius hat eben im Schlaf Deinen Namen gestammelt — lieblicher Klang für mein Ohr! Lebe Wohl! Ich will ihn bei seinem Erwachen tausendmal küssen, in der süßen Täuschung, ich küsse sein holdes Ebenbild, meine Lina!

Dein sehrender Felix.“

Mit stiller Freude überlaß er seinen Brief, holte aus der Schublade eine Geldrolle, die einsame und kurze Bewohnerin derselben — heute hatte er sie für eine anstrengende Geistesarbeit von dem fargen Buchhändler erhalten — und packte Beides zusammen. Dann bestreute er eine Brodschmitte mit Salz und verzehrte sie, während er den wieder unruhig gewordenen Julius mit Milch und Semmeln zufrieden stellte.

Seit drei Jahren lebte Steinbach mit seiner Lina in der glücklichsten Ehe; die Schwärmerei, welche aus dem poetischen Brautstand meist nur in die Flitterwochen übergeht, und sich dann gewöhnlich nach und nach bis zur Prosa

abfühlt, glühte fortwährend in des Dichters immer junger Brust; sie war der Gegenstand unzähliger Gedichte und keine, wollte man behaupten, gelangen ihm besser. Lina vergalt ihm mit gleicher Zärtlichkeit: sie verbarg ihre Fehler — und, welches Weib wäre frei davon? — sie zügelte ihre Eitelkeit, weil sie einsah, daß ihr Gatte nicht im Stande sei den Anforderungen derselben Genüge zu leisten, sie brachte auch nicht mehr in Felix Gegenwart in Erinnerung, daß sie eine Hauptmannstochter sei, denn sein Vater war nur ein armer Handwerker gewesen und es konnte ihn vielleicht unangenehm berühren; sie ward ihm zu Liebe häuslich, was weder in ihrer Erziehung, noch in ihrem Naturell begründet war; ja sie vergaß sogar die zahlreichen Anbeter früherer Zeit und lebte nur ihm.

Der Frühling des dritten Jahres kam und lockte neue Minnelieder aus des Dichters Brust, aber sie die er so gerne durch sein Lied feierte, lächelte ihm nur mit trüben Augen zu, und ihre Wangen blühten nicht mit der Rose um die Wette, wie sonst. Ihr leidendes und blasses Aussehen erschreckte den zärtlichen Gatten. „Ich fühle es, ich bin krank — ein Wurm nagt an meinem Leben“, antwortete sie auf seine besorgten Fragen; da war er davon geeilt und kam mit dem geschicktesten Arzt der Stadt wieder.

„Helfen Sie! ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist: es gilt ein Leben“, flehte Felix.

Der Arzt durchschaute mit geübtem Blick den Grund der Krankheit. „Ein Nervenübel“, entschied er.

„Helfen Sie“, wiederholte Felix noch dringender und die Kranke lächelte still über seine liebende Furcht.

„Das sicherste Mittel“, war nach einigem Besinnen die

Antwort, „fände ich unstreitig in veränderter Luft und einer Badefur, etwa in W., aber“ — sein Blick musterte das enge, ärmliche Zimmer und des Poeten altersschwachen Rock — „in Ermanglung — könnte man auch andere Wege einschlagen.“

Er wollte sich setzen, um ein hieroglyphisches Recept zu schreiben, aber Felix, der einige Augenblicke nachgedacht hatte, packte ihn am Arm. „Ein Bad, sagten Sie, Herr Doctor? in W. etwa? Gut, vortrefflich — ganz meine Meinung — Du gehst noch diese Woche nach W. Lina!“ „Felix!“ bat diese mit einem Ton, der wie ein warnender Einwand klang. „Stille — kein Wort darüber! Du wirst mir doch folgen? Morgen bestelle ich die Chaise — Du fährst noch diese Woche weg.“

Der Jünger Aesculaps, selbst verwundert über diese so unerwartete Bereitwilligkeit zu der theuren Kur, verordnete das Nöthige, und nach drei Tagen rollte Lina in der besten Miethkutsche, welche Felix aufreiben konnte davon, um aus dem Heilquell die verlorene Gesundheit zu schöpfen. Er aber stand in der Thüre, rieb sich vergnügt die Hände, und wischte mit seltsamen Gesicht die Augen; und als der Wagen um die Ecke verschwunden war, und auch das Rasseln der Räder sich in der Ferne verlor, schlich er wehmüthig hinauf und küßte den noch schlafenden Julius und seufzte: „Der Himmel schenke Deinem lieben Mütterchen die Gesundheit wieder!“

Der Dichter brachte ein großes Opfer. Nur mit den größten Entbehrungen war es ihm möglich, die Kosten zu bestreiten, welche bei Lina's Aufenthalt in dem Bad unvermeidlich waren. Er besaß kein Vermögen, sie ebensowenig; ein Vorschuß, welchen ihm ein mitleidiger Buchhändler auf

seine noch unvollendete Novelle gab, deckte zwar Lina's Reise und ihren ersten Aufenthalt in der theuren Badestadt; aber es mußte doch für die Zukunft gesorgt werden. Er arbeitete für verschiedene Journale, er verdoppelte seine schriftstellerische Thätigkeit, und wenn er den Tag zwischen seinem Julius und seiner Muse getheilt hatte, traf ihn die Mitternacht bei dem düstern Lampenschimmer noch wach an dem Schreibepult. Zur Ersparniß hatte er die Magd verabschiedet; er besorgte sein Kind und die kleine Haushaltung selbst und er, der eben noch auf den Schwingen der Phantasie sich erhob, stand im nächsten Augenblick am Herd — und kochte. Aber nicht der leiseste Mißmuth stieg in ihm auf, er duldete ja alles für seine Lina und Leben ist ja so viel seliger, als Nehmen!

Acht Tage nach Absendung seines oben mitgetheilten Briefes erhielt Felix die so lange herbeigesehnte Antwort. Er las mit Entzücken:

„Mein Einziger, mein Felix!

Hundert und aberhundert Mal habe ich Deinen Brief gelesen! Er war so kurz! Ich sah Dich lebendig vor mir, wie Du ihn an dem Pulte stehend schriebst, wie Du dabei lächeltest und meinen Namen leise nanntest; aber ich trage ihn auch auf meiner Brust, obwohl ich ihn von dem vielmaligen Durchlesen auswendig hersagen kann.

Könntest Du nur bei mir sein, Du und mein süßer Julius! Ach ich weiß nur zu gut, während ich hier willenlos von dem Strome der Zerstreuung und glänzenden Lustbarkeiten fortgerissen werde, ohne mein Herz zur Freude stimmen zu können, sitzt Du darben, für mich darben, in

dem engen Stübchen und kümmerst Dir Falten in die Stirne, wie Du die übermäßigen Ausgaben bestreiten wirst, die ich Dir so gerne ersparen möchte. Das geht mir an's Herz und macht mir manche traurige Stunde, und je lauter das Vergnügen um mich rauscht, desto mehr schließt sich meine Brust vor ihm.

Hüte meinen Julius, wie Deinen Augapfel. Ich weine, daß ich ihn nicht an mein Herz drücken kann, es verlangt so sehr nach ihm.] Mein Zustand bessert sich überraschend schnell, wie der Arzt sagt. Ich selbst fühle noch wenig davon. Vielleicht ist es der Gram von Dir und meinem Kinde getrennt sein zu müssen, welcher mich die Besserung nicht empfinden läßt.

Doch von etwas Anderem! Ich möchte Dich um keinen Preis durch meine thörichten Klagen betrüben; also Wenigkeiten aus dem Bade, sie erheitern Dich vielleicht mehr, als mich.

Ich bin noch so wenig unter die hiesige Welt gekommen, daß ich mich auf meine nächste Umgebung beschränken muß, gleichviel, wenn es Dir nur einiges Interesse abgewinnt.

Gerade über mir, in der belle étage, hat ein reicher Engländer seinen Sitz aufgeschlagen; er bewohnt das ganze theuere Stockwerk, obgleich er Niemanden, als einen alten Bedienten, bei sich hat. Man spricht Seltsames von ihm, und selbst seine Landsleute, deren sich viele hier aufhalten, machen eine ganz sonderbare Miene, wenn auf Sir Arthur Palesworth die Sprache kommt. Seine Mienen und sein ganzes Wesen sind aber auch ganz geeignet, die Vermuthungen welche man sich über ihn geheimnißvoll in's Ohr flüstert,

zu bekräftigen. Ich will versuchen, ihn, so gut ich kann, zu beschreiben, vielleicht machst Du ihn zum Helden einer Novelle. — Seine Züge sind edel, sein Blick schwermüthig, aber geistvoll; blondes Haar umlockt ungekünstelt seine hohe Stirne, sein Wuchs — nie habe ich einen schöneren Wuchs gesehen. Er mag wohl fünfundzwanzig Jahre alt sein. Zu seiner Kleidung wählt er stets dunkle Farben; er geht einfach daher, nur an seinem Finger glänzt ein unschätzbare Brillantring.

Wirst Du eifersüchtig, Männchen? Hast Du auch Ursache dazu? Würde ich so lobpreisend von ihm schreiben, wenn er mir wirklich gefiele? — Es wird Dir genügen, wenn ich Dich versichere, daß ich ihn erst ein paarmal auf der Promenade gesehen und noch kein Wörtchen mit ihm gesprochen habe; das Geheimnißvolle in seiner Erscheinung stößt mich zurück und wird stets dieselbe Wirkung auf mich äußern. Im Hause seh ich ihn gar nicht, aber seinen schweren Fußtritt höre ich oft noch spät bis Mitternacht, daß es mir zuweilen ganz bang zu Muthe wird; — was mag ihm wohl keine Ruhe lassen? Du wirst begierig sein, die Vermuthungen zu hören, mit welchen man sich über ihn trägt, aber es scheinen mir auch nur Vermuthungen zu sein. Die Einen sagen, er habe seinen Bruder im Duell erschossen. Andere, er sei mit einer schönen jungen Dame aus einer der ersten Familien Englands vermählt gewesen; sie sei das Opfer seiner schrecklichen Eifersucht geworden — er habe sie aus falschem Verdacht der Untreue gemordet und deshalb sein Vaterland als Flüchtling verlassen.

Von all' diesen Gerüchten, kann ich aber, bis jetzt, noch keines glauben. Die Menschen sind ja so gleich bereit,

über Andere den Stab zu brechen, die oft besser sind, als ihre berufenen Richter. Er saß neulich im Theater nicht weit von mir, man gab den Othello. Bei der Stelle, wo der Mohr die arme Desdemona mordet, beobachtete ich ihn genau, aber das geübteste Auge hätte keine Veränderung in seinen Mienen wahrnehmen können. Wäre er der Mörder seiner Gattin; gewiß diese Scene hätte er vermieden.

Heute Abend ist wieder Ball. Ich bin noch auf keinen gegangen, und fühle auch jetzt keine sonderliche Lust dazu, es müßte denn sein, daß die verwittwete Hofrätthin B., meine Nachbarin, welche sich für mich zu interessiren scheint, mich durch ihre Bitten dazu bestimmt; sie hat mich schon so oft dazu eingeladen, daß ich es, ohne unhöflich zu sein, kaum mehr abschlagen kann.

Ich erschrecke über meinen endlosen Brief; — aber bedenke, ein Weib hat ihn geschrieben, und sollte es Dir auch Langeweile verursacht haben, so erinnere Dich, daß er aus gutem Herzen floß. Was wissen wir Weiber auch zu schreiben, das einen Mann geistvoll unterhalten könnte?

Schreibe bald! Ein Brief von Dir ist mir, was einer Blume der erquickende Tau. Ach, ich merke, ich habe gar meinem Männchen etwas von seiner Poesie abgelauscht!

Küsse unsern Julius an meiner Statt und gedenke

Deiner treuen Lina."

Nachschrift: „Böser Mann, mich in einer Zeitschrift öffentlich zu besingen! Was mögen die Leute davon denken!"

Der zärtliche Gatte las den Brief mehrmals durch und sein Gesicht verklärte sich immer mehr. Gehorsam hob er den spielenden Julius empor, und drückte ihm den befohlenen

Ruß auf den Mund. „Komm, laß uns die engen Wände verlassen, mein Herzens Julius“, rief er und holte den Rock vom Nagel. „Das Herz ist mir so voll! hinaus in die frische Himmelsluft.“

Auf einem blendenden Lichtmeer von glitzernden Kronleuchtern ausgeströmt, schwammen die rauschenden Klänge des Orchesters. Reichgeschmückte Tänzerinnen flogen an der Seite ihrer Tänzer in raschem Walzer den Saal entlang, während andere, minder Begünstigte, an den Wänden umherstehend, sehnsuchtsvolle Blicke auf die vorüberwandelnden Herrn warfen und mit stillem Neide die glücklicheren Schwestern verfolgten.

Auch Lina befand sich unter den bunten Reihen. Mit dem Vorsatze, nicht zu tanzen, saß sie neben der Hofrätthin, welche nicht müde ward, mit geläufiger Zunge ächt kunstreicherliche Kritiken über den Tanz- und Ballputz der zahlreichen Schönen zu fällen.

Die Musik schwieg, die athemlosen Tänzerinnen wurden auf ihre Sitze geleitet und klagten mit schlechtverhehltem Triumph bei ihren „sitzengebliebenen“ Nachbarinnen — wir hüten uns wohl vor einem andern zu grausamen Ausdruck — über die Herren, welche ihnen auch keinen einzigen Tanz Ruhe gönnten.

Plötzlich richteten sich aller Augen nach der Thür. Sir Arthur Palesworth der vielbesprochene Engländer, trat ein. Es entstand eine momentane Stille — dann steckte man die Köpfe zusammen und ein flüsterndes Geseum folgte.

Derjenige, welcher dieses alles verursachte, schien es nicht zu bemerken, und ging langsam, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen durch den Saal, an dessen einsamstem

Ende, er sich niederließ. Seine Nachbarn rückten scheu zur Seite. „Mein Gott, der unheimliche Mensch!“ flüsterte die Hofrätthin. „Haben Sie auf seine Mienen Acht gegeben? Das böse Gewissen steht leibhaftig darin geschrieben.“ „Er ist sehr blaß“, entgegnete Lina, welche nur stille Schwermuth, kein böses Gewissen, in seinen geistreichen Zügen erblicken konnte. „Blaß wie die dumpfe Verzweiflung, Sie haben Recht. An dem nagt der Wurm der nie schläft. Daß er gerade über uns wohnen muß! Des Nachts — o, haben Sie seine Fußtritte noch nicht gehört?“

Lina bejahte es.

„Aus einem Zimmer läuft er in's andere — die innere Angst macht ihm die großen Stuben zu eng; sein James darf dann nicht von seiner Seite, er muß immer mit dem Licht neben ihm hergehen. Dann spricht er laut mit sich selbst — manchmal schreit er wie ein Rasender — O, darunter stecken furchtbare Geheimnisse!“ Lina wollte eben bei wiederbeginnender Musik eine Frage an die Redselige richten: da stand Sir Palesworth selbst vor ihr und forderte sie mit einer leichten Verbeugung zum Tanze auf. Die Hofrätthin rückte weg und Lina gerieth in solche Verwirrung, daß sie keine der üblichen Entschuldigungen hervorzubringen vermochte. Ehe sie noch zur Besinnung kommen konnte, befand sie sich schon in der Kolonne der Tanzenden und schwebte lebend an seinem Arm über den elastischen Boden.

Die Hofrätthin war starr. „Mein Gott, das geht doch über alle Begriffe! Und ich habe die Person mit hierher genommen! Welcher Affront! Sie wiegt sich ordentlich in seinen Armen.“ Zum Glück für Lina, mußte sie in Folge

einer heimlich genommenen Prise, dreimal tüchtig niesen, und das „Gott helf“, ihrer Nachbarin bildete den Uebergang zu einem Gespräch über den unerträglichen Staub, welcher als Deckmantel des verleugneten Schnupftabaks dienen mußte, denn sonst möchten ihre Bohnreden gegen des „Frauenmörders“ Tänzerin so bald noch kein Ende gefunden haben.

Indessen stand Lina in unbeschreiblicher Verlegenheit am andern Ende des Saales, Sir Arthur neben ihr; aber statt wie die übrigen Herrn, sie mit gehaltlosen, aber schön klingenden Phrasen zu unterhalten, sah er stumm vor sich hin. Die Gewißheit, ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde zu sein und die gänzliche Stille des räthselhaften Britten, so wie das was sie über sein früheres Leben gehört hatte, alles versetzte sie in einen grenzenlos peinlichen Zustand. Sie suchte sich zu helfen und wollte, gegen alle Etikette, ein gleichgültiges Ballgespräch mit ihm anknüpfen, aber als sie aufblickte, begegnete sie seinen glühenden Augen, welche mit einem ganz besondern Ausdruck an ihr hingen, und das Wort starb auf ihrer Zunge. Noch hielt er ihre Hand in der seinigen, sie glaubte einen leisen Druck zu fühlen und bebte. Sir Palesworth öffnete jetzt zum Erstenmale die Lippen:

„Sie zittern?“ Fragte er mit einer weichen, überaus wohlklingenden Stimme.

Lina stammelte etwas von der Hitze des Saales.

Er fuhr mit der Hand über die Stirne. „Sie sind verheirathet?“

Lina bejahte die Frage, und wenn sie sich nicht täuschte,

so hörte sie einen unterdrückten Seufzer aus Sir Arthur's Munde.

„Sie sind glücklich?“

Eine sonderbare Frage, von einem Fremden!

„Mein Gatte, kennt kein größeres Glück als das meine!“ entgegnete sie etwas gefaßter, obwohl höchst überrascht.

„Es gibt Menschen, die nicht glücklich sind“, sagte er mit Wehmuth.

„Ihr Gatte ist glücklich!“ — Er verstummte, Lina's Herz klopfte hörbar über die seltsame Richtung des Gespräches.

„Was halten Sie von mir?“ fragte er plötzlich.

Lina suchte vergebens eine Antwort.

„Glauben Sie auch, ich beschwöre Sie, was man von mir sagt?“

„Ich weiß nicht, was man von Ihnen sagt“, war Lina's verlegene Erwiderung.

„Ich bin kein böser Mensch“, fuhr er träumerisch fort, „und in Ihren Augen möchte ich es am wenigsten sein. — Wollen Sie mir glauben, daß ich nicht der bin, für den mich die Leute halten?“

Er sah ihr bittend in's Auge; — um alle Schätze der Welt hätte sie nicht nein sagen können.

„Sie können nichts Böses gethan haben“, antwortete sie und erschrak zugleich über den herzlichen Ausdruck, welchen sie wider Willen auf ihre Entgegnung gelegt hatte. Ueber des blassen Fremdlings Züge aber flog ein Strahl schmerzlicher Freude. Er preßte krampfhaft ihre Hand.

„Sie sind die Erste, die mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt“, sagte er mit gerührter Stimme, und führte sie auf

ihren Platz. Er verbeugte sich mit edlem Anstand und verließ den Saal.

Lina's bestürzter Blick fiel auf ihre Hand: des Engländers Brillantring funkelte daran. Gott, wenn es Jemand bemerkt hätte! Sie nahm schnell das verhängnißvolle Geschenk, mit dem festen Vorsatz, es ihm bei der ersten Gelegenheit wieder zurückzugeben.

„Sie haben zuerst das Glück gehabt“, begann die Hofrätthin hämisch. „Ich möchte es bezweifeln.“

„Es war zum Erstenmal, daß er einen Ball mit seiner Gegenwart beehrte — derselbe Fall bei Ihnen.“

„Hm, so?“

„Er hat angelegentlich mit Ihnen gesprochen?“

„Ich habe wenig auf sein Gespräch gehört.“

„Gehen Sie mit nach Hause, oder — ich hätte gedacht, Ihr Tänzer wäre galant genug gewesen.“

Statt aller Antwort erhob sich Lina und begab sich mit der erbosten Dame nach Hause.

Der folgende Morgen fand sie in tiefen Gedanken. War es Zufall oder ein verborgenes Motiv, welches sie vor dem Spiegel führte? Sie lohnte dem treuen Rathgeber nicht mit Unwillen: noch war sie schön, die angeslogene Röthe ihrer Wangen, machte sie reizend.

Sie trat an's Fenster und fuhr erröthet bis über die Stirne, zurück.

Sir Arthur Palesworth war auf seinem wilden Renner vorübergetobt und hatte sie begrüßt, mit einem Blick, aus dem die Seele lebendig sprach.

Es klopfte an. „O Gott' er ist's, — welche Vermessenheit!“ Sie war nicht im Stande, herein zu sagen.

Die Thüre öffnete sich — es war nur der Postbote. Er brachte einen Brief von ihrem Gatten — und sie las mit erleichterter Brust:

„Meine unaussprechlich geliebte Lina!

Meine dringendsten Arbeiten sind für heute beseitigt; drüben vom Kirchthurm schlägt die Glocke Mitternacht: in ihrer heiligen Stille will ich mich mit Dir beschäftigen — es wird mir die liebste Erholung sein.

Was soll ich Dir schreiben? Dich meiner nie welkenden Liebe versichern? Dir bethen, daß Dein Bild mir beständig vor Augen schwebt? Daß ich den Himmel mit Bitten um Deine baldige Genesung bestürme? Ach, dies Alles habe ich Dir ja schon unzähligemal gesagt!

Innig haben mich die zarten Sorgen gerührt, die Du für mich empfindest. Vermeide, ich bitte Dich inständig, alle solche Gemüthsbewegungen: sie können die Rückkehr Deiner Gesundheit nur verzögern, und sind überdies ganz unnöthig, denn mir geht es gut; Verdienst genug; zum Beweis beifolgende Kleinigkeit.“

Lina faltete ein Papier auseinander, welches aus dem Brief gefallen war und erblickte eine zierliche Vorstecknadel. „Mich schmückt er und er entbehrt“, rief sie aus. Es fiel ihr schwer auf das Herz, die Nadel erinnerte sie an das kostbare Geschenk Sir Arthur's.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe sie sich entschließen konnte, weiter zu lesen: „Mein Pegasus ist eben gewaltig im Joche. Ich übersehe nämlich einen ganz erbärmlichen französischen Roman im Auftrag eines hiesigen Buchhändlers; nichts als Weiberverführungen, betrogene Ehemänner, Dolch und Gift.

Das gefällt und der Knalleffekt füllt die Taschen des Verlegers. Nimmermehr hätte ich mich dieser Arbeit unterzogen, aber — man bezahlt gut — und leider, muß die Kunst nach dem lieben Brode gehen. Mein Trost ist, daß ich bald damit zu Ende sein werde.

Habe Dank für das interessante Bild, welches Du mir von dem Engländer entwirfst. Ich habe schon eine neue Novelle angefangen, worin er die Hauptrolle übernimmt; erst häufe ich den gräuelvollen Verdacht über seinem Haupte zusammen, daß das Herz des Lesers unwillkürlich zurückbebt, und dann führe ich seine Unschuld glänzend hervor, wie die Morgensonne aus der Gewitternacht, daß ihm alle Herzen wieder entgegen schlagen müssen. Ist Deinem Wunsche so Genüge geleistet? Doch werde ich meinen Helden etwas ummodelln müssen; er ist gar zu sehr à la Claren; man ist der blassen, entnervten Schwermuthsfiguren müde, Claren hat das Publikum damit übersättigt. — Könntest Du nicht etwas Näheres über seine früheren Schicksale erfahren? Du siehst hieraus, daß das Wort Eifersucht, womit Du mich gutmüthig neckst, in dem Wörterbuch meiner Liebe nicht verzeichnet ist. Mit Neuigkeiten weiß ich Dich nicht zu unterhalten, außer daß ich unserm Julius, der täglich größer und artiger wird, ein charmantes Steckenpferdchen gekauft habe, worauf er sich den lieben, langen Tag herum tummelt, so daß ich bei meiner fatalen Uebersetzungsdrangsal bisweilen kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Das unförmliche Kreuz, welches Du neben meinem Namen erblickst ist von ihm, er wollte auch an Mütterlein schreiben und ich habe ihm die Hand dazu geführt. Ich schließe Dich in Gedanken in meine Arme: Sei heiter, zerstreue alle Sorgen, besonders

wegen meiner und werde bald gesund: Dies ist der feurigste Wunsch

Deines ewig treuen Felix."

Sie warf sich nachsinnend auf's Sopha, ihre Hände zerknitterten den Brief. Neben dem Bilde des treuen Gatten stand Sir Arthur Palesworth mit seinem verzehrenden Gluthblick.

"Es ist Frevel, nur an ihn zu denken", sagte sie bei sich selbst. — "Seine Mienen sprachen, was ich nicht hätte verstehen sollen — weg mit ihm!"

Sie wollte ihrem Felix antworten; leere Worte ohne Seele flossen auf das Papier. Unwillig warf sie die Feder weg. — O, unbegreifliche Widersprüche der schwachen Menschenseele!

Während sie mit einem heiligen Schwur gelobte, selbst in Gedanken dem Gatten unverbrüchliche Treue zu halten, gehörte ihr Herz schon dem, den sie auf ewig daraus verbannen wollte.

Der liebliche Juniabend hatte die Spaziergänge um den Badeort mit einem fröhlichen Gemisch von Lustwandelnden erfüllt. Entfernt von ihrem lebhaften Treiben, welches schlecht mit ihrem beklemmten Innern harmonirte, hatte Lina die einsamen Schattengebüsche aufgesucht. Die Klagen der Nachtigallen gossen eine süße Wehmuth in ihre Brust, mit gesenktem Haupte saß sie auf einer Rasenbank unter traulich übergeneigten Akazienzweigen und träumte. Gedankenvoll spielte sie mit dem Brillantringe, jenem aufgezwungenen Geschenke des Sir Palesworth — die Vorstecknadel ihres Gatten hätte man vergebens an ihrem Busen gesucht.

Sie sann auf eine Gelegenheit, wie sie dem Dritten sein Eigenthum wieder einhändigen könnte, ohne Aufsehen zu erregen. Es ihm durch die Dienerin zurücksenden! — Was würde man von einer solchen Correspondenz sagen? Es ihm heimlich selbst wieder geben? Setzte dies nicht schon ein halbes Einverständnis voraus? „Himmel, wenn es der treue Felix wüßte! Er liebt mich so innig!“ sagte sie halblaut. Ein Geräusch hinter ihr, in dem Gesträuche erschreckte sie, sie sah sich hastig um, und erblickte Niemanden; ein scheues Vögelein mochte wohl durch die Zweige geschlüpft sein, um zu dem verborgenen Neste zu gelangen, oder eine grüngeschuppte Eidechse raschelte geschmeidig durch das rauschende Bittergras.

Je mehr sie sann, desto mehr täuschte sie sich in dem festen Vorsatz, den verwegenen Unbekannten durch würdevollen Ernst von sich zurückzuscheuchen. War sie nicht Gattin und Mutter? Brach sie nicht ein Herz wenn sie untreu wurde?

„Nein!“ rief sie in Selbstvergessenheit: „Dein, Dein auf ewig.“

Da theilte sich hinter ihrem Rücken das Jasmingebüsch — Sir Arthur Palesworth lag zu ihren Füßen. Ein Schrei zitterte über ihre Lippen — ihre Hand brannte von seinen Küssen. Sie wollte aufstehen und entfliehen aber die bebenden Knie versagten — sie sank auf die Bank zurück und stammelte:

„Verwegener — entfernen Sie sich!

„Nicht eher, bis ich nochmals höre was ich eben be-
lauschte!“

„Haben Sie Mitleid! — Gott — wenn uns Jemand hier überraschte!“

„Hierher kommt Niemand. Sie schenken mir Ihre Liebe oder den Tod!“

„Ich gehöre einem Andern.“

„Wahre Liebe zerreißt kühn ein erzwungenes Verhältniß, welches nur der blinde Zufall knüpfte.“

„Mein Herr, ich beschwöre Sie verlassen Sie mich!“

„Umsonst suchen Sie mir Ihre Gefühle zu verbergen — was ich eben sah und hörte —.“

„Sie haben sich getäuscht!“

„Können Sie es leugnen?“ Er deutete auf den Ring, der an ihrer bebenden Hand schimmerte.

„Nehmen Sie ihn wieder!“

„Nimmermehr! Sie sind die Meine auf ewig!“

„Barmherzigkeit! ich bin verloren!“

„Sie riß ihre Hand aus der seinigen und entfloh. —

„Sie liebt mich“, flüsterte Palesworth, „sie unterlag dem Kampfe — sie ist mein.“

Er warf sich auf die Rasenbank, wo sie noch eben gesessen und ein unbeschreiblicher Ausdruck, wie eines triumphirenden Siegers, spiegelte sich in seinem Antlitz ab.

Vier Wochen nachher rollte ein elegantes Cabriolet durch die Straßen der Badestadt. Die Hofrätthin eilte gewohnter Maßen an's Fenster und schüttelte die falschen Locken.

„Zu toll! ich sage Ihnen es ist enorm“, wandte sie sich zu der versammelten Theegesellschaft in einem so heftigen Ton, daß die hysterische Zollinspektorin erschreckt die Tasse absetzte und den geliebten Chinesentrank verschüttete.

„Bitte, was ist's?“ hieß es wie aus einem Munde.

„Da fährt das leichtfertige Geschöpf mit der unbefangenen Miene von der Welt wieder mit dem unheimlichen Engländer! Sein James steht hinten auf: der schwatzt freilich nicht aus der Schule.“

„Gott, wer möchte mit dem Menschen fahren! Wer ist denn die Unbekannte?“

„Meine Nachbarin da neben, wer sonst? Ihr schönes Lärchen gefällt dem Bösewicht!“

„So sehr schön, ist sie doch gerade nicht“ meinte ein bejahrtes Fräulein.

„Ich habe sie gleich richtig taxirt“, erklärte die Postmeisterin, „die blauen Schmachtaugen, das sind die rechten.“

„Ich meine, sie wäre verheirathet!“ fragte die alte Jungfer und rümpfte das spitze Näschen.

„Ei, ja wohl“, bestätigte die Hofrätthin, „das ist ja gerade das Schönste! Ich gäbe meinen kleinen Finger darum, wenn ich mit der Person nie Umgang gehabt hätte: man kommt mit in's Gerede.“

„Es nimmt kein gutes Ende“, versicherte die Zollinspektorin mit einem christlichen Seufzer.

„Ein Ende mit Schrecken“, fügte eine Zweite hinzu und seufzte gleichfalls.

„Ihr armer Mann!“ bedauerte die Dritte; „was ist er denn eigentlich?“

„Ein Narr, ein armer Poet“, berichtete die Hofrätthin. „Mein Gott, Sie wissen ja, wie die Poeten sind! Er darbt sich das Seine von dem Mund weg, trinkt Wasser zu seinen Versen und hängt alles an seine lockere Gemahlin. Sie gab mir einmal einen Brief von ihm zu lesen, als der Roman mit dem Engländer noch nicht angefangen hatte: solch' ver-

rücktes Zeug von Sehnsucht und Liebespein habe ich meine Tage noch nicht zu Gesicht bekommen.“

„Sie wird ihn schon davon heilen“, spottete eine hagere weibliche Figur, bei der alle Draperie der Kunst die siegenden Fortschritte des Alters nicht überwinden konnten.

„Er macht Liebesgedichte auf sie und ein Anderer übernimmt die Ausführung“, lachte ihre Nachbarin.

„Der arme Narr!“ hieß es vielstimmig.

Wir wollen den Leser nicht durch einen ausführlichen Bericht von dem, was weiter gesprochen wurde, ermüden, genug die lebhafteste Unterhaltung drehte sich um Sir Arthur Palesworth und die Frau des Poeten, und wer nur einmal in eine Theegesellschaft lauschen konnte, wird wohl wissen, wie man darin zu Werke geht, und sich das Fehlende leicht ergänzen können: die schönen Leserinnen sind ja wohl auch keine Feindinnen der Theesfreuden.

„Mütterchen läßt gar nichts mehr von sich hören, das böse Mütterchen“, tändelte Felix mit seinem Knaben, der eben ermüdet das Steckenpferd bei Seite geworfen hatte. „Wollen wir ihm böse sein?“ Julius schlug die blauen Augen zu ihm empor und schüttelte den Kopf und der Vater herzte und küßte ihn.

„Du hast Mütterchens gutes Herz geerbt, Du Blauauge. Hast Recht, wollen Mütterchen nicht böse sein, es ist uns Beiden ja so gut. Da sieh jetzt die schönen Bilder in dem Buche an, ich muß arbeiten.“

Das Kind blätterte folgsam in dem Bilderbuche, der Poet arbeitete seufzend an seinem französischen Roman.

Es war ihm schlecht gegangen seither, das Honorar für die Uebersetzung war kümmerlich, und vergebens hatte

er dem Buchhändler anlegen, ihm das Ganze vorschußweise zu geben: er erhielt den kärglichen Lohn nur für jeden vollendeten Bogen.

So hatte er denn seinen Mantel aus dem Schrank geholt und eine Uhr von der Wand genommen: beide gingen den traurigen Weg in's Pfandhaus, aus dem die Wiederkehr so zweifelhaft ist; das dafür erhaltene Geld war für Lina bestimmt. Er kaufte davon noch die oben erwähnte Vorstecknadel und das Steckenpferd; nur einen Thaler hatte er für sich behalten, um die Hausordnung damit auf ungewisse Zeit zu bestreiten.

Aber kein Unmuth trübte seine Stirn, kein leises Wörtchen des Unwillens, kam über seine Lippen; er fühlte sich ja so selig der Theuren Opfer zu bringen, die sie nicht einmal zu ahnen brauchte.

Am Abend kam endlich der so lange ersehnte Brief. Der Erfreute nahm seinen Julius auf den Schooß, und las laut vor, als verstünde es der Knabe:

„Lieber Felix!

Du wirst ungehalten auf mich sein, daß ich so lange das Schreiben an Dich versäumte: aber, glaube mir, ich versage mir diese so angenehme Beschäftigung nur durch äußere Umstände gezwungen.

Mein Gesundheitszustand, mit welchem ich anfangs Ursache hatte, höchst zufrieden zu sein, scheint sich wieder verschlimmert zu haben, weshalb mir der Arzt jede geistige Beschäftigung untersagte; dies ist der Grund, warum mein Brief auch für jetzt so kurz ausfällt. So wird sich mein Aufenthalt hier wohl verlängern müssen; mein Arzt be-

hauptet sogar, ich müsse die ganze Saison die hiesigen Bäder gebrauchen, um völlig wiederhergestellt zu werden. Mache Dir aber, wenn es wirklich der Fall sein sollte, keine Sorgen darum, denn ich besitze durch Deine Güte noch eine so beträchtliche Summe, daß ich noch lange damit ausreichen werde. Ich sende Dir deshalb das Geld, welches Du mir zuletzt schicktest wieder zurück, mit der Bitte, meine gute Absicht nicht zu mißdeuten, und es für Dich und Julius zu verwenden, die Borstecknadel hat mir sehr wohl gefallen; nimm meinen Dank dafür! Mein nächster Brief soll länger sein. Es grüßt Dich herzlich

Deine Lina."

Nachschrift: „Was macht Julius?"

Felix, blind in seiner Liebe, bemerkte nicht den kalten Hauch, der durch diesen Brief wehte. „Die Engelsseele“ rief er mit feuchten Augen, „sie will lieber selbst Mangel leiden, als ich, der ich es so gerne thue. Sie will entbehren und ist krank! — Zuviel — wie hat ihre Hand gezittert.“ Die innere Bewegung trieb ihn mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Krank — ernstlich krank! — und unter fremden Menschen, ohne liebenden Beistand!“

Er sah starr zum Fenster hinaus.

Aus den Schornsteinen zogen friedliche Rauchwolken, und verflogen, von der Abendsonne geröthet in der blauen Luft. „Das sind meine Hoffnungen — sie sind zerronnen in leerer Luft! Aber der Himmel lächelt mich ja so heiter an, als wollte er mich trösten.“ — „Und ich kann mich noch lange bedenken? Fort! hin zu ihr! Julius“ — er hob

den Knaben an seine Brust — „freue Dich! Du siehst Dein Mütterlein wieder! — wir gehen zum lieben Mütterlein!“

Aber ach, die Uebersetzung mußte erst vollendet sein! Er berechnete, daß er in drei Tagen damit zu Ende sein könnte, wenn er die Nächte zu Hülfe nähme. „Es muß gehen!“ rief er mit erwachender Heiterkeit — „in drei Tagen sind wir auf dem Weg zu ihr!“

Der Abend dunkelte und erfrischende Kühle folgte dem heißen Sommertage. Ein sanfter Gewitterregen hatte die schwüle Luft gereinigt, und seine erquickenden Tropfen in den dürstenden Boden geträufelt, daß die Blumen ihre Kelche fröhlich emporrichteten und balsamische Gerüche austreuten.

Durch das Thor des Badeortes, von einem dünnen Klepper gezogen, fuhr langsam ein bescheidener Einspanner und wich anspruchlos den glänzenden Equipagen aus: darin saß der Poet Felix und hielt seinen Julius sorglich in den Armen.

Die ganze Reise hindurch hatte das Kind mit Fragen über die neuen Gegenstände, die ihm überall in das Auge fielen, den geduldigen Vater in stetem Athem gehalten und war dann durch das ungewohnte Fahren in Schlaf gesunken.

Der Dichter wußte sich vor Freude über das nahe Wiedersehen nicht zu fassen: daß er sich unnöthige übertriebene Besorgnisse über Lina's Zustand gemacht hatte, hatte er zu seiner größten Wonne am Tage vor seiner Abreise erfahren; ein Bekannter welcher eben von W. zurückgekehrt war, hatte sie kurz vorher auf der Promenade gesehen, ohne daß ihr Aussehen ein bedrohliches Uebel verrathen hätte.

Die Uebersetzung war noch vor der bestimmten Zeit abgeliefert worden, und der Glückliche trug das Honorar des letzten Bogens in der Tasche. Auch der wohlgelungene Anfang der Novelle, worin dem Engländer die Hauptrolle zugetheilt war, ward nicht vergessen, denn er glaubte, der Geliebten vielleicht dadurch ein beifälliges Lächeln abzugewinnen.

„Wach auf mein Julius!“ rief er, als der Kutscher hielt und rüttelte das Kind aus seinem Schlummer. „Gleich wirst Du bei Mütterchen sein, dann wird Dir schon der Schlaf aus den Augenlein vergehen.“

Er stieg aus, bezahlte den harrenden Wagenlenker und nahm den schlaftrunkenen Knaben auf den Arm.

„Neben dem goldenen Stern, — dort leuchtet er mir ja entgegen; ein vierstöckiges weißes Haus — richtig — das ist's.“

Mit klopfendem Herzen stand er vor dem Thore, freudebeugend trat er ein: Eine ältliche Dame begegnete ihm auf dem Gang, es war die Hofräthin.

„Wohnt hier Madame Steinbach?“ Fast hätte er nach seiner Lina gefragt.

„Madame Steinbach? Mein Gott — ja — nein — sie hat hier gewohnt!“

„Hätten Sie wohl die Güte mir ihr jetziges Logis anzugeben! Ich bin fremd hier.“

„Ach, mein Gott — um Vergebung — mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin ihr Gatte.“

Die Hofräthin unterdrückte mit Mühe einen Schrei.

„Ich kann Ihnen keine Auskunft geben“, antwortete sie schnell und verschwand.

Da stand nun Felix mit seinem Kinde auf dem Arm. Wo sollte er sich jetzt befragen? Die Nacht rückte heran und Julius klagte weinend über Müdigkeit und Hunger.

Mit betrübttem Herzen verließ er das Haus und trat in den Gasthof zum goldenen Stern, um dort Erkundigungen einzuziehen.

Die Gaststube war mit fröhlichen Bechern überfüllt. Felix fand mit Mühe für sich und seinen Knaben ein Plätzchen am Ende des Tisches und bestellte Wein und Speisen.

„Skandalöse Geschichten, sage ich Ihnen, verheufelte Dinge, die man heutigen Tages erlebt!“ rief ein dicker Herr, dem man ansah, daß er seinen Leib nicht stiefmütterlich behandelte, und bekräftigte seine Behauptung mit einem schlürfenden Zug aus dem Römer.

„Schon wieder was Anderes, Herr Doktor?“ fragte sein vis-à-vis neugierig.

„Sie haben doch die Geschichte mit dem Engländer da, dem Palesworth, oder wie er eigentlich heißen mag, dem vampyrartigen Menschen gehört?“

„Nicht eine Silbe.“

Felix lächelte heimlich und dachte: „Wüßtest Du, daß ich ihn schon als Novellenfigur in der Tasche trage!“ Es kam ihm äußerst gelegen, etwas von dem Sonderling zu hören: es gab vielleicht brauchbares Material für die Novelle.

„Da wissen Sie noch nicht, was sich die Kinder auf der Straße erzählen. Sie haben den überseeischen Spleen-

menschen gekannt — gut. Was er früher für tolle Streiche gemacht haben soll, haben sie wohl erfahren: hier hat er sich die Krone aufgesetzt.“

Felix horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, er hätte gerne die Schreibtafel herausgezogen, um sich die nöthigen Notizen zu machen, wenn er es ohne Aufsehen hätte thun können.

„Wer Teufel hätte geglaubt“, fuhr der Doktor fort, „daß er im Stande wäre bei dem Renomme, worin er bei Jung und Alt stand, ein weibliches Herz zu gewinnen. Ich meines Theils könnte es nicht begreifen, wüßte ich nicht, daß die Weiber oft einen gar seltsamen Geschmack haben, und stets mit lüsternen Augen nach dem Verbotenen schielen. Nun hören Sie! In demselben Hause, wohin der Satan seinen Jünger einlogirt hatte, wohnte eine Fremde. Ich hatte sie in Behandlung, sie litt an Nervenschwäche — eine verheirathete Frau, aber schön wie ein Mädchen von achtzehn Jahren: blaue Augen, ein leises Roth auf den Wangen, blondes üppiges Haar; unser englishman hatte keinen üblen Geschmack — sie hat mir altem Knaben selbst gefallen.“

Er lachte daß die Wände schallten.

Felix fühlte das Blut in seinen Adern gerinnen; er erkannte in der Beschreibung seine Lina.

„Der Himmel weiß, wie er es anfang“, erzählte der Doktor weiter — schöne Worte, Präsente — genug sie vergaß, daß sie schon einem Andern angehörte.“

„Der Pinsel hätte sie nicht allein in's Bad schicken sollen“, bemerkte der Andere trocken, und präsentirte dem Doktor die Dose. „Marino? Ja wohl, er wird's zu spät bereuen. Was geschah?“

„Sie vergaß Gatten und Kind und verwichenen Donnerstags tag ist sie verschwunden.“

„Und der Engländer?“

„Mit ihr, versteht sich von selbst.“

„Wie heißt denn diese moderne Helena?“

„Warten Sie — ich wußte den Namen doch — richtig eben fällt er mir bei — sie heißt Steinbach!“

Mit gebrochenem Herzen, seines Bewußtseins beraubt, sank Felix vom Stuhle. Julius warf sich laut jammernd über ihn. Die Kellner flogen herbei.

„Die Wirthschaft verschlechtert sich zusehends“, eiferte der Doktor mit einem Blick auf den Ohnmächtigen. „Wenn Betrunkene freies Entree haben, bleibe ich weg.“

„So schafft den Menschen doch hinaus“, rief sein Nachbar.

Die Kellner ergriffen den Unglücklichen, und schleppten ihn auf die Straße.

Da lag er und der arme Julius hing an seinem Halse und suchte ihn vergebens durch seine Thränen und Klagen zu erwecken.

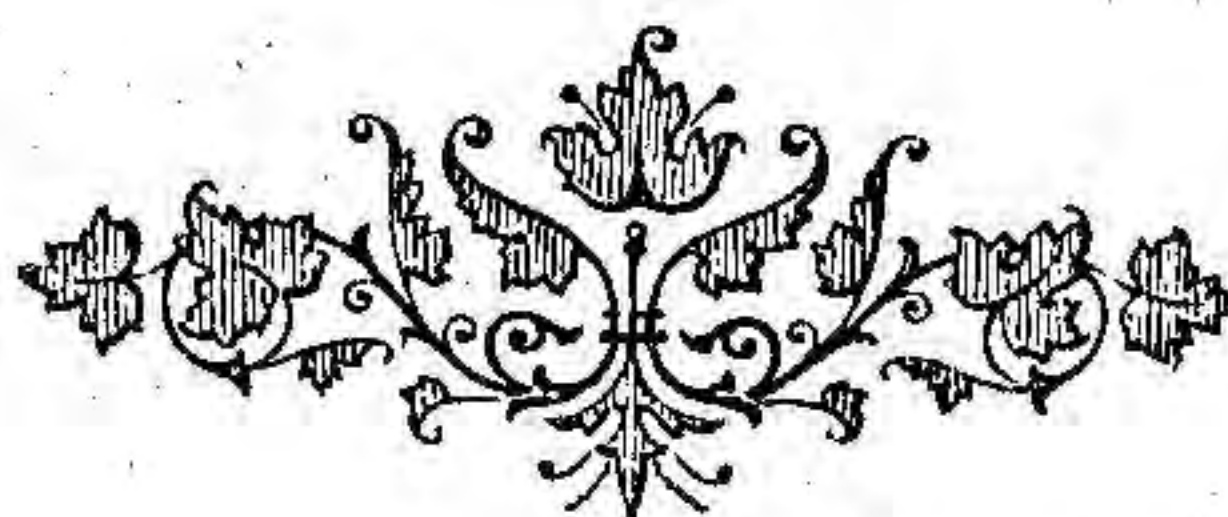
Von Sir Arthur Palesworth und der treulos Entflohenen mangelt jede Kunde; man muthmaßt, daß sie sich nach den nordamerikanischen Freistaaten gewendet haben.

Ob der betrogene Dichter seine Novelle fortsetzen wird, — Welch' prächtiger Stoff! möchten wir bezweifeln, da die Wirklichkeit sie so naturgetreu, doch wider den Plan des Verfassers zu Ende geführt hat. Doch ist es nicht un-

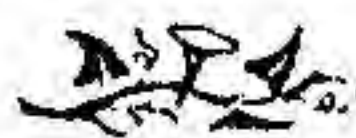
möglich, daß er sie dennoch vollendet — im Irrenhause! Wenigstens besingt er dort noch stets seine Lina, und ergreift vielleicht ihr zu Gefallen die Feder wieder.

Sein Julius hat eine Unterkunft im Waisenhause gefunden. —

7

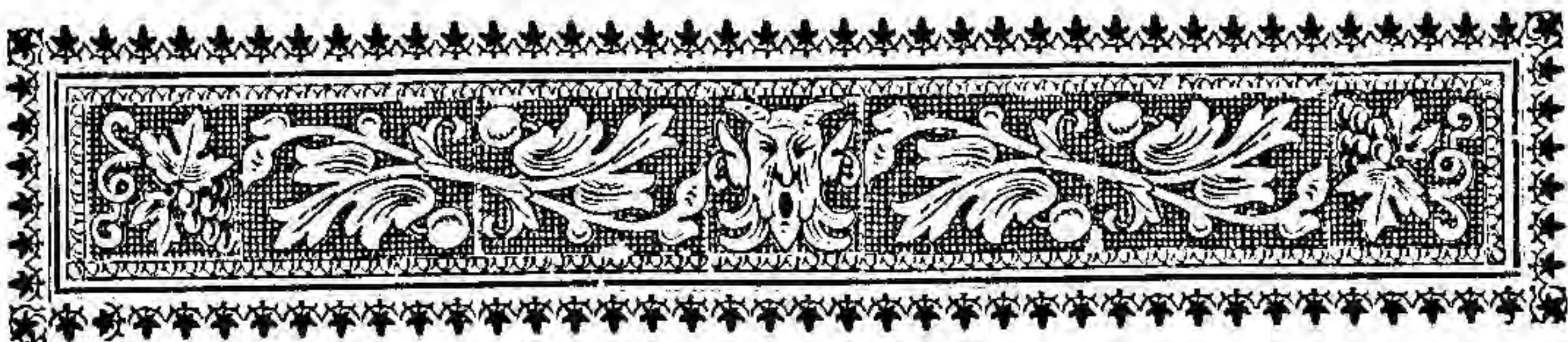


Der Wunderdoktor.



Erzählung von E. Streff.





I.

In einem alten Landstädtchen des linken Rheinufers lebte am Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein sonderbarer, wunderlicher Mensch, der Doktor Vespillarius. Gott weiß, wie er zu einem so ominösen Namen gekommen war: denn, wie alle Latein Verstehende behaupteten, war er von einem lateinischen Wort abgeleitet, welches zu Deutsch „Todtengräber“, heißt. Der Doktor aber war ganz anderer Ansicht; er stammte, wie er oftmals nicht ohne Stolz erzählte, in gerader Linie von einem gewissen Doktor Wispelein ab, welcher vor Zeiten einen französischen König von einer schweren Krankheit rettete, aus „Wispelein“ sei das lateinische „Vespillarius“ geworden, welches mit dem lateinischen Worte vespillo durchaus nichts zu schaffen habe.

Es sei dem, wie ihm wolle, böse Zungen, und deren gab es in unserem Städtchen nicht wenige, hörten nicht auf zu versichern, daß bei dem Doktor nomen et omen, auf's Haar zusammen treffe; als Beweis führten sie, die freilich begründete Thatsache an, daß seit seinem ärztlichen Wirken

der Todtengräber sich ein nettes Häuschen in der Vorstadt gebaut und sogar ein Kapital auf Zinsen gelegt hatte. Auch zog der ehrliche Todtengräber vor Niemand die Mühe tiefer herab als vor seinen Namensverwandten, und gleich hieß es, dies geschehe aus schuldiger Dankbarkeit. Wir enthalten uns alles Urtheils und führen den geneigten Leser die Person des Doktor's selbst, vor.

Er war ein Sechsfüßiger, lang, dürr und starckknochig, eine ansehnliche, knöcherne Höckernase ragte würdevoll zwischen zwei Augen hervor, von denen durch ein seltsames Naturspiel das eine einen faßengrauen, das andere einen olivengrünen Augapfel besaß. Seine Hände waren breit und schaufelartig und seine Füße einwärts gebogen. Man sah ihn nie anders über die Straße gehen, als mit einer ungeheuren Perrücke, welche wie ein Wasserfall malerisch auf Schulter und Rücken niederwallte; in einem schwarzen Fracke mit langen Schößen, einer ditto Weste, kurzen Beinkleidern von einer ungewissen Farbe, schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen mit hohen Absätzen. Den Hut trug er gewöhnlich in der Linken und in der Rechten einen Regenschirm, dessen er sich bei Sonnenschein als Parasol bediente.

Ueber seiner Herkunft und seinen früheren Schicksalen ruhte ein geheimnisvolles Dunkel dessen Aufklärung er, wie es schien, geflissentlich vermied. Nur das hatte er einst geäußert, daß er die tiefsten seiner medicinischen Kenntnisse dem fernen Süden verdanke. Er sei nämlich in seinen früheren Jahren, auf einer seiner Reisen auf dem mittelländischen Meere von Korsaren gekapert und nach Tunis in die Sklaverei geschleppt worden. Dort sei von ungefähr die Aufmerksamkeit eines alten jüdischen Arztes auf ihn gefallen;

von ihm sei er losgekauft und in den verborgensten Mysterien der Heilkunde unterrichtet worden.

Demnach war also das Gerede, als habe er früher in einer fernen Stadt des heiligen römischen Reichs lange Jahre das Barbiermesser nicht ungeschickt gehandhabt, nichts weiter, als eine böshafte Erdichtung, und er theilte das Schicksal anderer großer Männer, welche durch ihre Verdienste die Lasterzunge der Verläumder rege machen.

Er wohnte ganz allein in einem alten Hause, welches er nach dem Tode des letzten Besitzers um einen geringen Preis an sich gekauft hatte. Er besaß weder Weib, noch Kind, noch Verwandte; eine alte Frau ging in seinem Hause ab und zu und besorgte das Nothwendigste.

Nur in ein einziges Zimmer ließ der Doktor seine Besucher ein, und dies sah seltsam genug aus. Der Staub von Jahren lag friedlich auf allen Geräthschaften und erhob sich, gleichsam zürnend über die Störung, wenn die Thüre geöffnet wurde; so daß der Doktor in seiner Perrücke sich in einem nebelhaften, geheimnißvollen Dunste zeigte. Meist traf man ihn emsig in einem schweinsledernen Folianten voll räthselhafter Charactere lesend an, den er sogleich zuschlug wenn Jemand eintrat; oft mischte er auch allerlei Flüssigkeiten zu geheimkräftigen Elixiren.

Ein unerklärlicher Umstand gab den Leuten viel zu sprechen. Noch Niemand hatte den Doktor essen sehen. Die alte Frau welche seine Aufträge besorgte, schwur hoch und theuer, daß sie ihm noch nie irgend ein Nahrungsmittel geholt habe.

Man fragte einst den Doktor über diese wunderbare Sache. Er lächelte bedeutsam und erwiederte: „Die Ge-

heimniße der Natur sind wunderbar; wer sie durchdrungen hat, bedarf der irdischen Nahrung nicht, und mit wenigen Tropfen vermag er sein Leben zu erhalten und bis zur längsten Dauer zu fristen."

Mehr brachte man nicht aus ihm: aber es war hinreichend, sein Ansehen bei der Mehrzahl des wundergläubigen Volkes zu befestigen, wenn auch die Aufgeklärten ungläubig die Köpfe schüttelten; er galt für einen Eingeweihten, dessen Geboten die Kräfte der Natur gehorchten; es gingen die wundervollsten Erzählungen von ihm und man vergaß darüber, daß so mancher Patient bis zu seinem letzten Athemzuge umsonst gläubig auf des Doktors Heilkraft gehofft hatte.

Die Uneigennützigkeit, mit welcher der Wundermann seine Patienten behandelte, trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehen zu erhöhen. Den Armen reichte er unentgeltlich seine Arzeneien und die Reichen mußten ihm die Beweise ihrer Erkenntlichkeit aufdringen. Oft äußerte er, daß er gar nichts nehmen würde, denn seine Kunst sei unbezahlbar und für sich brauche er wenig oder nichts: das Geld welches er von den wohlhabenden Leuten verdiene, verwende er lediglich zur Anfertigung heilbarer, nie fehlender Arzeneien.

Der geneigte Leser mag uns verzeihen, daß wir so lange bei der Schilderung des Doktor Besspillarius verweilten, allein er ist der Held unserer Erzählung und wir waren verpflichtet, sein Konterfei und seine Eigenthümlichkeiten getreu darzustellen. Einem Autor ist der Held ein Lieblingssohn, auf dessen Ausstaffung alles verwendet wird: die übrigen Figuren sind mehr oder weniger den Stiefkindern

gleich, die oft nur dazu dienen, jenen in einem hellen Lichte erscheinen zu lassen.

Wir sprachen vorhin von Feinden des Doktor's. Allerdings besaß er deren eine nicht unbeträchtliche Zahl: darunter nahm sein College der Doktor Porziunkel den ersten und drohendsten Platz ein. Er war jünger und gab sich den Anschein, als verstünde er bei weitem mehr; weil er sich aber nicht mit jenem mysteriösen Dunkel zu umgeben wußte, und wie andere Menschen aß und trank, so war er bei dem Volke für nichts geachtet und fand nur eine spärliche Praxis unter dem freidenkenden Theil des Publikums, welches jedoch, zu Herrn Porziunkel's größtem Leidwesen, zu wenig zahlreich war, als daß eine tüchtige Krankheit darunter hätte grassiren können.

Das sekte natürlich böses Blut.

Porziunkel forschte bei allen Bäckern und Metzgern drei Stunden im Umkreis, ob Besspillarius sich nicht insgeheim von ihnen mit Nahrung versorgen ließe: umsonst. Nun versäumte er keine Gelegenheit, wo er ihm einen unsichtbaren Hieb versetzen konnte; aber Jener war hieb- und stichfest, und schien sich nicht im Mindesten daran zu kehren. Vergebens bewies Porziunkel, daß ihm im Laufe eines ganzen Jahres kein einziger Patient gestorben sei, dem gepriesenen Besspillarius dagegen, wohl zwei Duzend; man antwortete ihm mit Achselzucken, denn man wußte gar wohl, daß ihm das ganze Jahr nur zwei Patienten gebracht hatte, nämlich einen Jungen, welcher in Folge einer schulmeisterlichen Zurechtweisung an einem blauen Rücken laborirte und eine alte Jungfer, welche ihm zu Liebe — denn er war Hagestolz wie sein College — an unausstehlicher Migräne litt.

Je fruchtloser Porziunkel's Bemühungen waren, desto giftiger und galliger wurde er und sein Gesicht bekam dadurch einen so bleichgelben Anstrich, daß es fast zu vermuthen stand, er werde noch vor seiner perpetuellen Patientin absegnen und seinem Nebenbuhler das Feld räumen müssen.

II.

„Es ist ja nicht viel, was ich verlange — eine pure Kleinigkeit, mein liebes Kind. Du schläfst ja doch jede Nacht — warum nicht auch einmal einen Tag dazu? und wenn Du aufwachst, ist Dein Glück gemacht. Dann hast Du Deine vollen rothen Backen wieder, Engelsmädchen, und Deine Guckäugelein sollen noch heller strahlen, als zuvor.“

Wer hätte gedacht, daß diese Worte aus dem Munde unseres steifen, ehrenfesten Doktor's Respillarius kamen?

Und doch war es also.

Er stand an der Schwelle einer waldumgebenen Hütte am Ufer des Rheines vor einem hübschen, schwarzäugigen Mädchen, dessen ärmliche, wenngleich nette und saubere Kleidung einen dürftigen Stand verriet, und verläugnete seine Würde so weit, daß er dem schönen Kind in die frischen Wangen kniff, und den Mund so süßlüstern spitzte, als denke er ernstlich an einen zärtlichen Kuß.

Dem Mädchen schien vor seinen Liebkosungen nicht bange zu sein. Es lachte daß sich die schimmernden Perlenreihen ihrer Zähne hinter den frischen, rothen Lippen zeigten. und sagte:

„Holla Herr Doktor! wie Ihr nur sagen mögt, daß

ich jede Nacht schlafe? Wie oft, wenn ich den Tag über Fische in der Stadt zum Kauf herumgetragen habe, daß mir Rücken und Arme bis zum Brechen wehethun, muß ich noch bis zum lichten Morgen sitzen und Netze stricken und flicken, oder meinem Vater beim Fang im Nachen Gesellschaft leisten. Gehst mir mit Eurem Schlafen!"

„Nun Märchen, wie faselst Du wieder! Als ob Du dann nicht um so eher einen Tag verschlafen könntest, wenn Du die Nacht über Deine schweren Augenlieder nicht schließen durfst?"

„Nichts verrechnet, lieber Herr Doktor. Ihr macht es, wie wir beim Fischfang; der Köder dümpelt den armen Dingern gar lieblich und sie drängen sich in's Netz. Dann lachen wir sie aus und ziehen sie behende auf's Trockene."

„Kind Du hast eine schlimme Zunge, antwortete Bespillarius und schmunzelte sauer, wie Jemand, der einen Verdruß über eine getäuschte Erwartung nicht merken lassen will. Traust Du mir so wenig?"

„Ich gehe nie weiter in's Wasser, Herr Doktor, als ich den Grund sehe", antwortete das Mädchen und plätscherte spielend mit einer Weidenruthe in dem vorbeisfließenden Bache. „Weiß ich doch nicht einmal, was Ihr für eine Absicht dabei habt, daß ich den ganzen Tag schlafen soll; — und wer bürgt mir dafür, daß ich wieder erwache?"

Bespillarius nahm eine überaus wichtige Miene an und legte den elfenbeinernen Griff seines Regenschirmes bedeutsam an die Stirne, dann sprach er mit nicht geringem Selbstgefühl:

„Wer Dir für Dein Wiedererwachen bürgt? Wer anders als meine Kunst? Meinst Du, daß ich, der schon

Tausende dem Tod aus dem Arme riß, nicht im Stande wäre, einen Schlaf zu verscheuchen den ich zuvor selbst geschaffen habe? Besitze ich nicht das untrügliche Lebenselixir, welches mich erhält, so daß ich keiner groben Speise bedarf, wie Andere?“

Das Mädchen sah den Doktor mit einer abergläubigen Scheu an und versetzte:

„Mir wird ganz bange vor Euch, daß Ihr nicht seid, wie andere Menschen. Ich glaube Euch wohl, daß Ihr es nicht böse mit mir meint, — aber ich weiß doch nicht, welche Absicht Ihr mit mir habt.“

„Du würdest mich nicht verstehen, wenn ich es Dir auch sagen wollte: genug daß es Dein Glück begründet. Armes Ding, Du willst doch Deinen Geliebten heirathen; wie magst Du denn das Geld aufbringen, welches Dein Vater sehen will, bevor er seine Einwilligung giebt?“

Das Mädchen wiegte traurig den Kopf hin und her und seufzte: „Hätte mein Stephan nur fünfzig Gulden, dann wäre alles gut.“

Der Doktor zog seinen ledernen Beutel hervor und ließ das Geld darin hell klingen.

„Sei nicht thöricht. Ich habe das Sümichen schon abgezählt.“

Er schüttete die funkelnden Kronenthaler in seine Hand. „Sprich ja, und das Geld ist Dein.“

Käthe, so hieß des Fischers Kind, wandte sich ab. Man sah wie lockend ihr die Aussicht auf das so sehnlich gewünschte Glück war, sie schielte bald nach dem Gelde, bald nach dem Gesicht des Doktors. „Es ist mir als sollte ich meine Seele verkaufen“, sprach sie bang. „Mein, Herr Doktor — be-

haltet Euer Geld; Gott wird mein Gebet vielleicht doch noch erhören, und thut er's nicht, dann muß ich mich auch darein ergeben. Von Eurem Ansinnen will ich Niemanden etwas sagen, weil ich Euch die Hand darauf gegeben habe, verschwiegen zu sein, aber Euren Willen thu' ich nimmermehr.“ Sie ging langsam und betrübt in die Hütte.

Bespillarius stand eine Weile da, ohne ihr nachzusehen, das Geld in der ausgestreckten Hand. Sein Gesicht verzog sich seltsam und die Wolkenperrücke wackelte auf seinem Kopfe, als hätte sie Mitleid für ihren Herrn.

Endlich schüttete er das Geld wieder in den Beutel, senkte ihn in die Westentasche, aus der schon ein Arzneiglas geheimnißvoll Kopf und Hals hervorstreckte und stieg dann hastiger als gewöhnlich auf seinen langen Beinen davon, indem er bisweilen mit seinem Regenschirm auf sonderbare Weise in der Luft herumsocht und dann murmelte: „will Deinen Eigensinn schon brechen, Teufelsmädchen! Du sollst den Doktor Bespillarius nicht am Narrenseil herum führen!“

Er bückte sich nach einem Arzneikraut am Wege, und als er wieder aufblickte, bemerkte er Rätche's Geliebten, der zwischen den Bäumen hervor auf ihn zukam.

„Guten Tag, Herr Doktor!“ schrie er schon von weitem, und rückte nur wenig die Mütze, als er näher trat. „Ihr sucht Kräuter, wie es scheint, und da Ihr das aus dem Grund versteht, so hätt' ich wohl eine Bitte an Euch.“

Bespillarius sah den hochgewachsenen Burschen, der in seiner sauberen Bauerntracht frisch und kräftig vor ihm stand, wohlgefällig an, und sprach: „Sag an, mein guter Stephan, was Dein Begehren ist?“

„Ihr versteht tausendmal mehr als unser Einer, das

weiß ich und hab' für jedes Gebreche einen Spruch: So helf' mir denn nun auch, denn es sieht übel mit mir aus."

Der Doktor muthmaßte wohl, worauf der Sinn der Rede ging, gab sich aber den Anschein als verstünde er ihn nicht und entgegnete mit großer Theilnahme:

"Nur heraus mit der Sprache, mein Freund. Wo fehlt's? Im Kopf oder im Magen?"

Stephan lachte treuherzig. „Vom Denken krieg' ich immer Kopfschmerz, und daß mein Magen sich nicht überfüllt, dafür ist gesorgt, darum fehlt mir an Beiden nichts, wohl aber an etwas Anderem. Schaffet mir eine Wünschelruthe, Euch ist's ein Leichtes."

"Daß Du den Schatz dort in der Hütte heben kannst?" scherzte der Doktor.

"Darüber wäre viel zu reden; für jetzt aber sage ich Dir nur dies: wende Dich an Deine Rätthe, die kann die Wünschelruthe herbeischaffen, sobald sie nur Lust dazu hat."

Stephan starrte ihn dumm und verdukt an.

"Wie ich sage, mein Freund. Geh nur zu ihr, sie ist allein. Jetzt Gott befohlen!"

Er ging und pflückte noch manches Herbstkraut. Der Bursche sah ihm nach, ballte voll Aerger die Faust und murrte:

"Daß Dich der Henker mit Deinem Geschwätz! Hätte die Rätthe eine Wünschelruthe, so wollte ich Dich wohl laufen lassen!"

III.

Der Doktor traf, als er heimgekehrt war, an seiner Hausthür einen Boten aus einer elenden Kneipe der Stadt, welcher ihn eiligst zu einem erkrankten Reisenden beschied. Er versagte, wie schon erzählt, Niemanden seinen Beistand und begab sich stets mit derselben Eile und Pünktlichkeit an das Strohlager der Armen, wie zu dem weichen Pfühle der Reichen; daher zögerte er keinen Augenblick und befand sich alsbald in dem dämmerigen Hinterkammerlein, welches die Barmherzigkeit des Wirthes dem armen Kranken hatte zukommen lassen. In dem ärmlichen Bette lag ein Mensch in den mittleren Jahren.

Die tiefen Furchen in seiner Stirne und die hohlen, glanzlosen Augen konnten eben so gut eine Folge der Krankheit, als früherer Ausschweifungen sein; doch darum kümmerte sich der Doktor nicht, sondern begann mit mildem Tone sein ärztliches Examen. Daraus ersah er, daß die Erschöpfung des Patienten nur durch ein regelloses Leben und Entbehrung kräftiger Nahrungsmittel herbeigeführt war, und er wollte ihn eben verlassen, um zu Hause einen stärkenden Trunk zu bereiten, als jener sich plötzlich aufrichtete und mit freudiger Verwunderung ausrief:

„Ach, welch' Gottesglück, daß ich gerade in Eure Hände gefallen bin, lieber Herr Vespillarius.“

Der Doktor war überrascht, von einem Fremden seinen Namen zu hören und kitzelte sich nicht wenig mit dem Gedanken, daß der Ruf seiner Kunst bis in die Ferne gedrungen sei.

„Eure Lage ist allerdings bedenklich,“ erwiderte er

daher mit gütigem Lächeln, ergriff nochmals die Hand des Kranken und prüfte aufmerksam den Pulsschlag. „Wäret Ihr vielleicht zu einem Andern gerathen: wer weiß?“ — Er zuckte die Achseln: „Aber so, da ich zur rechten Zeit gerufen ward, kann ich Euch wohl sagen, daß ich über das Uebel siegen werde.“

„Aber kennt Ihr mich denn auch gar nicht mehr, lieber, alter Besspillarius? Es ist zwar schon lange her, daß Ihr mich nicht gesehen habt, aber ich hätte doch geglaubt, daß Ihr den kleinen Barthel noch ein wenig im Gedächtniß hättet.“

Ein unangenehmes Erstaunen befiel den Doktor, und der Leidende redete hocherfreut weiter:

„Euch hat das Glück mehr aufgesucht, als mich, daß Ihr es bis zum Doktor gebracht habt. Damals hätt' ich's nimmer geglaubt, da Ihr noch als Badergeselle in meines Vaters Hause waret, und mir manche Hutsche mit Eurer knochigen Hand gabet, wenn ich als böser Bube heimlich die Messer stumpf gemacht hatte, daß alsdann die Kunden Thränen vergießen mußten, wenn Ihr zum Rasiren ansetztet.“

Besspillarius lachte gezwungen und warf einen scheuen Blick durch die Kammer; es war Niemand zugegen und er ward wieder ruhig. Recht freundlich schüttelte er darum dem Sohne seines ehemaligen Herrn die Hand, und sagte: „Jetzt kenn' ich Dich erst wieder, mein lieber Barthel. Wie doch die Zeiten vergehen! Je nun, Du warst damals klein und es sind seitdem wohl an die vierzig Jahre verflossen. Wie bin ich so froh, Dir jetzt vergelten zu können, was ich Gutes in Deines Vater's Hause genossen. Du sollst bald wieder auf den Beinen sein, gesünder als je, verlaß

Dich darauf. Jetzt gedulde Dich nur wenige Augenblicke und verhalte Dich hübsch ruhig, bis ich wiederkomme mit einem selbstbereiteten Tränklein, das soll Dir schnell zur Gesundheit verhelfen; und damit Dich Niemand stört in meiner Abwesenheit — denn das Reden ist Dir gefährlich — so will ich die Thüre hinter mir schließen. Adieu, mein lieber Freund.“

Er entfernte sich, verschloß die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche. Als er in sein Zimmer trat, öffnete er einen Schrank, worin seltsam geformte Phiolen durcheinander standen; er kramte darunter mit grimmigen Blicken.

„Der Taugenichts wird mich zu Schanden machen,“ und kehrte sich rasch und erschrocken nach einem Geräusch um, welches er hinter seinem Rücken hörte. Eine Ratte hatte einen Knochen von einem auf dem Schrank liegenden Skelett herabgeworfen.

„Es handelt sich um meinen Ruf — um mein Leben!“ flüsterte Bospillarius schauerlich dumpf. „Himmel, wenn man erführe — wie sollte Porziunkel frohlocken; — Geduld, Barthel, Du sollst mich nicht verrathen.“ Das Letzte sagte er mit einer schrecklichen Bestimmtheit und langte eine bestaubte Phiole hervor, in welcher eine dunkle Flüssigkeit schwamm. Daraus goß er einige Tropfen in ein mit Wasser gefülltes Arzneiglas, steckte es nebst noch einer andern Phiole zu sich, verschloß den Wandschrank wieder und kehrte mit langen Schritten zu seinem Patienten zurück. „Ach“, rief ihm dieser entgegen: „wie habe ich auf Euch geharrt! Bringt Ihr die Arznei?“

„Da ist sie schon“, erwiderte Bospillarius mit wohl-

wollendem Ton und reichte ihm das Glas. „Trinke davon ein paar tüchtige Züge.“

Mit Begierde trank der Kranke von der Medizin.

„Hu, wie bitter!“ er schüttelte sich.

Der Doktor sah ihm ruhig zu und setzte sich dem Bette gegenüber.

„Weißt Du, Barthel, was Du getrunken hast? — Du hast Gift getrunken und bist verloren.“

Dem Unglücklichen sträubte sich das Haar und Todesangst schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

„Mörder!“ keuchte er und wollte sich aus dem Bette aufraffen. Er war zu schwach und konnte nicht und brach in das Heulen der Verzweiflung aus.

Das Geschrei rief den Wirth herauf, aber Vespillarius kam ihm entgegen und wehrte ihm, einzutreten indem er sprach:

„Der Kranke liegt in heftiger Fieberhize, und tobt in rasendem Paroxysmus, gehet, seine Krankheit möchte Euch anstecken.“

Umsomehr schrie der drinnen: Herbei! Hülfe! Er tödtet mich, er hat mich vergiftet!“ Der Wirth eilte schleunigst die Treppe hinab, als wäre eine Legion von Krankheiten hinter ihm her und der Doktor kehrte mit sicherem Lächeln auf seinen Sitz, dem Bette gegenüber zurück. Ruhig sah er wie Barthel in hilfloser Raserei sich die Haare zerraupte, wie seine Augen groß und gläsern ihn anstierten, wie er sich zerarbeitete mit Stöhnen und Jammergeheul.

„Was hab ich Euch gethan?“ wimmerte er: „Warum

wollt Ihr mich umbringen? Ist es Euer Ernst? Bin ich denn verloren? — rettungslos verloren?"

Der Doktor sah auf die Uhr.

„In dreiviertel Stunden läutet es zu Nacht: — Du wirst's nicht mehr hören.“

„Herr im Himmel“, kreischte der Glende und wälzte sich im Bett auf die Knie. — „Erbarmet Euch! Mörder! — weh, es brennt und bohrt und wühlt schon in meiner Brust — in meinem Gehirn: kein Rettungsmittel, kein einziges?"

„Keines“, versetzte Despillarius mit unmenschlicher Kälte. „Doch ja, eines und das steht in Deinem Willen, mein lieber Barthel.“

Der hob die krampfhaft gefalteten Hände hoch empor und schrie: „Gebet her! Ich will alles! — Nur laßt mich nicht sterben!“ Der Doktor zog mit berechneter Langsamkeit das andere Fläschchen hervor und sagte, indem er es gleichmüthig rüttelte.

„Der Saft in diesem Glas, kann, muß Dich retten, doch ist's hohe Zeit.“

Barthel streckte die zitternden Arme darnach aus, wie ein Ertränkender nach der rettenden Planke, aber Jener zog es zurück und sagte:

„Erst Dein Versprechen! Schwörst Du mir, nie meinen früheren Stand zu verrathen, nie einer lebenden Seele zu sagen, wer ich ehemals war? Schwörst Du mir, gleich nach Deiner Wiederherstellung die Stadt zu verlassen und niemals wieder zu kehren?"

„Noch mehr! — was Ihr wollt“, lamentirte Barthel, der das Gift schon in allen Adern zu spüren glaubte.

Der Doktor holte eine Bibel von einem alten Büchergerüst; darauf ließ er ihn die Hand legen und sagte ihm einen schweren Eid vor, und Barthel lallte ihn nach, die starren Blicke auf das Arzneiglas geheftet.

„So jetzt ist's gut“, sprach Besspillarius und stellte die Bibel wieder an ihren Ort. Hierauf ließ er ihn das wirksame Gegengift trinken und sagte:

„Das Gift wird Dir fürder nichts anhaben: gedenke aber wohl Deines Eides, und verscherze Dein Seelenheil nicht durch thörichte Schwachhaftigkeit!

Barthel versprach es unter den größten Bethuerungen und der Doktor verließ ihn, froh, durch das satanische Mittel seinen Ruf gesichert zu haben.

IV.

Es war um die Mitternachtsstunde, und heller Mondenschein lag auf der beschneiten Waldung. Der Rheinstrom wälzte sich leise und langsam dahin, als seien seine grünen Fluthen vor Frost träger geworden und wollten bald zur Eisdecke erstarren; weit und breit herrschte die Stille der Nacht, wenn nicht bisweilen ein ferner Hofhund seine heisere Stimme erhob, oder ein Ast seufzte, von der Masse des Schnee's gedrückt und mit polterndem Getöse die schimmernde Last zur Erde sandte. Eine lange Gestalt, in einen weißen Kittel gekleidet stand geisterhaft im Schatten einer dicken Buche, ohne durch eine Bewegung Leben zu verrathen. Ein Strahl des Mondes stahl sich auf den Lauf eines Stuhens, den der nächtliche Lauerer unter'm Arme hielt; er zog so-

gleich das Feuerrohr aus dem unwillkommenen Lichte und trat tiefer hinter den Baum zurück.

Das dürre Reisig auf dem Boden fing an zu knistern, der Schnee knarrte unter den Füßen eines Rudels von Rehen. Sorglos näherten sich die schlanken Thiere und ästen sich gierig mit dem wenigen Heu, welches noch unter der Schneedecke hervorsah; da blitzte und knallte es hinter der Buche hervor — das Rudel stob windschnell davon — aber eines der scheuen Thiere versuchte vergebens, mit den andern davon zu eilen, es hinkte kläglich hinterdrein und sank nieder in den Schnee, den es mit seinem Schweiß färbte.

Flink war der Schütze aus seinem dunklen Versteck, und in ein paar weiten Sprüngen bei dem angeschossenen Wilde.

Er gab ihm den Genickfang, daß es rasch verendete, und schob es dann wie es war, in einen großen Sack, der über seiner Schulter hing. Dann lud er schnell sein Gewehr auf's Neue, und wadete so behend davon, als es der tiefe Schnee und seine Last erlaubten.

„Wieder Proviant auf lange Zeit“, murmelte er bei sich, und achtete nicht der Beschwerlichkeit, welche ihm das Gewicht des feisten Thieres verursachte.

Bisweilen blieb er stehen, und sah sich forschend nach allen Seiten um. Alles blieb still und friedlich, wie zuvor im milden Mondenscheine, und er wanderte wieder rüstig fürbaß.

Mit dumpfem Gepolter stürzte von einem gebogenen Aste eine Schneelast vor seinen Füßen nieder; er schrak heftig zusammen und erhob unwillkürlich den Stutzen, als wolle er ihn anlegen. Er ließ ihn langsam wieder sinken

und sah sich um: Es mußte ihm unheimlich zu Muth sein, denn er duckte und schmiegte sich hinter einen Felsen, das Gesicht stets nach einer Richtung gewendet.

Dort stand Jemand zwischen dem schneebehangenen Gesträuch. Es war gewiß; Einer hatte den Andern erblickt.

Der drüben kam unvermerkt näher — der Andere schlich leise um den Felsen.

„Steh' oder ich schieße!“

Der unberufene Waidmann aber stand nicht, so drohend auch die Büchse des Andern sich auf ihn richtete, vielmehr suchte er schnellen, gebückten Ganges ein nahe Unterholz zu erreichen.

„Teufel!“ murmelte er, stets den scharfen Blick zurückgewandt, — „der Jäger wird mich erreichen, dann ist's aus mit mir.“

„Steh!“ schrie Jener abermals, aber der Weißrock war schon nahe an dem niedrigen Gehölz und verdoppelte seine langen Schritte.

Da legte der Jägersmann an und schoß. Jener entschlüpfte unversehrt hinter die Bäume. Er lief jetzt, ungeachtet der lästigen Bürde, und, wie es schien, ohne zu wissen, wo hinaus, denn er ging bald kreuz, bald quer und der Jäger immer unverdrossen hinter im drein.

Auf einmal blieb er stehen und konnte nicht weiter, denn unter ihm zog der Strom seine Fluthen am jähem Felsenufer hin; auf der einen Seite brauste ein schneller Waldbach über scharfes Gestein, auf der andern dehnte sich eine mondbeglänzte Ebene.

Der Flüchtling sah den Verfolger rüstig herankommen

und legte den Stutzen an die Wange, doch schnell setzte er ihn wieder ab und flüsterte: „Ich will das Aeußerste versuchen, ehe ich ihn tödte.“

Abermals strengte er keuchend seine Kräfte an, um über die Ebene zu entkommen.

Es dauerte nicht lange, so hörte er den Schnee hinter sich knarren und fühlte sich an seinem wehenden Kittel ergreifen, da stieß er, ohne umzusehen, mit dem Kolben seines Stutzens kräftig hinter sich, und der Jäger fiel der Länge nach in den Schnee.

Während der Fliehende wieder in athemloser Eile davonrannte, raffte sich Jener wieder auf, stürzte wüthend hinter ihm her und schrie: „Ich krieg Dich, Wildschütz, bin Dir nicht umsonst so lange nachgezogen.“ Und wieder war er ihm bis auf einige Schritte nahe gekommen, da drehte sich der Verfolgte plötzlich um, der Jäger eilte muthig auf ihn zu, ein Schuß streckte ihn darnieder.

Der Wilddieb setzte seine Flucht fort, das Schreien des Verwundeten am Boden stachelte ihn zu vermehrter Eile, so schnell und heftig er auch den weißen Nebel seines Athems hervorstieß. Er kam an einen Bach und ging, trotz der eisigen Kälte, eine lange Strecke in dem Wasser fort, bis er auf die Heerstraße gelangte, wo der von den Fußgängern getretene Schnee seine Fußtapfen unmerklich machte. Bald war er am Thore des schlummernden Städtchens und hielt vor des Doktor Vespillarius Wohnung.

Er schloß die Thüre auf und stolperte beim Eintreten in die dunkle Stube über den Knochen, den vor fast einem Monat die Ratte herabgeworfen hatte. D'rauf zündete er

eine Lampe an; das Licht fiel auf das hagere Gesicht des wundersamen Doktors.

Im Vorgemach hielt er sich nicht lange auf, sondern schob die Kiegel vor und trat in das anstoßende, für jeden Fremden unzugängliche Zimmer.

In dem großen, niedrigen Raume sah es leer und wüst aus, denn außer einem Faß und einem Stuhl, war wenig von Geräthschaften zu sehen; die Wände waren schwarz angelassen; Spinnen hatten ungestört Vorhänge um die runden Fensterscheiben gewoben, und dem Fußboden mangelte an manchen Stellen die Diele. In einem Winkel befand sich ein Heerd von Backsteinen; ein alter Bratspieß und wenige Scheite Holz lagen darauf.

Der Doktor nahm sich nicht die Zeit, seine durchnäßten Kleider auszuziehen, sondern machte sich alsbald an seine Arbeit. Er zog das Reh aus dem Sack, zermirkte und zerstückte es, warf den größten Theil davon in das schimmelige Faß und goß Essig darüber. Eine Keule behielt er zurück und steckte sie an den Bratspieß, der sich bald über einem lustigen Feuer drehte. Der Doktor sah fast grauenhaft aus, wie er am Herde saß und so emsig den Braten zurichtete. Die Flamme vermochte die Winkel des weiten, unheimlichen Gemaches nicht zu erhellen; der Rauch wälzte sich in abentheuerlichen Figuren schwerfällig zur Decke und entwich oben durch ein kleines Schiebfenster. Wie in Nebel gehüllt, saß Vespillarius in seinem weißen Kittel und streckte spinnenhaft die langen Beine auf den schmutzdunkeln Fußboden. Sein Gesicht war von dem glühenden Schein des Feuers übergossen und schien in dem wogenden Dampfe auf und nieder zu tanzen. — Aber still! er fängt jetzt an

zu reden: „Braten — Du bist mir theuer zu stehen gekommen — aber dafür sollst Du mir auch munden.

Wie mich hungert! — gestern nichts — vorgestern das letzte magere Zahnbein; es war die höchste Zeit. Jetzt bin ich wieder auf Wochen hinaus versorgt und Portiunkel mag spionieren so viel er will.“

Er beträufelte seinen Braten mit Fett, daß er zischte und spie; das schien den Doktor fast zu erschrecken, denn er sagte leise, als fürchte er, gehört zu werden:

„St! — Ist mir's doch, als schrie der Jäger gerade unter meinem Fenster! — Nein er war's nicht. Wie kommt' ich mir's auch einbilden: der schreit nimmer! Sein Letztes hat er den Bäumen und den Waldvögeln zugeschrieen, und die verstehen ihn nicht.“

Sein Ton sank nach und nach bis zur Unverständlichkeit herab. Nur an den sich regenden Lippen konnte man sehen, daß er noch immer mit sich rede und sich zu beruhigen suchte.

Plötzlich sagte er wieder so laut, daß er beinahe selbst darüber erschrock.

„Kommt' ich denn anders? — Hab' ich nicht alles versucht? — Bin ich nicht vor ihm gelaufen? — Warum mußte er mich verfolgen? —“

Der Braten war fertig und Vespillarius machte sich mit Heißhunger darüber her. Aber kaum hatte er einige Bissen davon verschlungen, als er ihn mit den Zeichen des höchsten Abscheu's wegstieß und stöhnte:

„Puh! — das schmeckt nicht wie gewöhnliches Fleisch! Ich würg's nicht hinunter, und wenn ich heute noch ver-

hungern müßte. Mich friert — und doch ist mir so heiß."

Er preßte die Hand an seine fieberglühende Stirne.

„Hu! hat's nicht eben geklopft?"

Er bückte horchend den Kopf. Richtig, er hatte sich nicht verhört, es pochte an Thür und Fensterläden, und eine weibliche Stimme rief dringend:

„Machet auf, Herr Doktor! Kommt so schnell als möglich — es ist die höchste Noth!"

Bespillarius saß eine Weile unbeweglich, als ginge ihn das Klopfen nichts an, als schliefe er mit offenen Augen.

„Erwacht, Herr Doktor!" rief's wieder in hohen Angsttönen. „Eilt, oder Ihr kommt zu spät!"

Jetzt sprang er auf, lief ein paarmal durch die Stube, öffnete dann das Fenster, und rief durch den Laden:

„Sogleich! — Lasset mir nur Zeit, daß ich mich anfleiden kann!" So schnell als er mit seinen zitternden Händen fertig werden konnte, vertauschte er seine nassen Kleider mit seinem gewöhnlichen schwarzen Anzug, hüllte sein Haupt in die Wolkenperrücke, und trat, nachdem er alle Thüren auf's Sorgfältigste verschlossen hatte, auf die Straße hinaus.

Ein Weib wartete seiner.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, kommt eilig, daß Ihr ihn noch am Leben findet."

Sie lief mehr, als sie ging und leuchtete mit der Laterne dem stummen nachfolgenden Doktor voran. —

V.

Die Frau führte den Doktor in ein kleines Häuschen. Ein Mann lag halb bewußtlos in seinem Lehnstuhl und Besspillarius trat unwillkürlich einen Schritt zurück; es war der Jäger, den er vor wenigen Stunden niedergeschossen hatte! —

„Helfet meinem Mann, Herr Doktor!“ flehte das junge Weib händeringend.

Der Verwundete schüttelte matt das Haupt, als wolle er sagen: „Mit mir ist's aus.“

Obwohl Besspillarius vor seinem Opfer zurückschauderte, überwand er sich doch, nahm seine gewöhnliche theilnehmende Amtsmiene an, und sprach:

„Wo fehlt's mein Freund?“

Statt seiner nahm das Weib das Wort und antwortete:

„Er ist im Walde gewesen; vor einer halben Stunde kam er auf Händen und Füßen gekrochen. Ihr wisset vielleicht, daß im Walde nichts sicher ist vor den Wilddieben; einer von ihnen — den Gott strafen wolle, hat meinem armen Mann das Bein zerschossen. Machtet nur, daß er mit dem Leben davon kommt, wenn er auch ein lahmes Bein behält — Gott wird Euch vergelten!“

Sie kniete mit ungestümem Weinen vor dem Doktor nieder, umklammerte seine Füße und schrie:

„Helfet nur, Gott wird's Euch lohnen!“

Dem Doktor ward es bänglich. Er wußte sich des Weibes nicht zu erwehren, und sagte: „Lasset mich doch gewähren, liebe Frau. Zu was nützt alles Lamentieren? Geschehen ist geschehen — hin ist hin — tröstet Euch.“

„So treffe den Mörder die ewige Pein!“ schrie sie verzweiflungsvoll.

„Nur sachte“, begütigte Besspillarius, vor ihren Verwünschungen schauernd. „Noch ist ja nicht alles verloren, will sehen was sich thun läßt.“

Er löste den Verband, den der Förster sich selbst, vermittelst seines Schnupstuches, angelegt hatte, und besah die Wunde. Der Schuß hatte die Kniescheibe zerschmettert; der Verwundete mußte, wenn er mit dem Leben davon kam, ein lahmes Bein behalten.

Dem Doktor graute vor der blutigen Wunde, die er verursacht, und er legte darum den nöthigen Verband so schnell an, als möglich. Bei dieser Beschäftigung ermannte sich der Jäger wieder und fragte mit verbissenen Schmerz: „Wie steht's um mich, bin ich zum Krüppel geworden?“

Besspillarius, zuckte die Achseln.

„Hörst Du, Liese, Dein Mann wird zum Krüppel. Jetzt kann er Dir und den Kindern, die drinnen in der Kammer ruhig schlafen, kein Brod mehr verdienen, Ihr müßt ihn füttern, bis an seines Lebens Ende, das nahe sein möge.“

Die ergreifenden Worte des Jägers, prallten von dem Doktor ab; — sein Ruf war ihm gesichert!

„Hast Du den Mörder nicht erkannt?“

„Ja wohl, ich hab' ihn erkannt.“ —

Dem Doktor schoß das Blut zu Herzen.

„Ich bin ihm so nahe gewesen, daß ich ihn beim Rittel ergreifen konnte.“

Besspillarius zog langsam das Giftfläschchen aus der Tasche.

„Ihr müßet Euch des Redens enthalten, guter Freund,

denn es bringet Euch Schaden. Und damit Ihr ruhiger schlafen mögt, will ich Euch ein paar Tropfen geben.

„Gott lohn es Euch! Ja, ja, ich habe den Schelm erkannt, wenn ich auch sein Gesicht nicht sehen konnte. Noch ein junger Bursche — und schießt mich ehrlichen Jägersmann zum Krüppel.“

Der Doktor steckte das Fläschchen wieder ein.

„Nun gebt mir jetzt den Trank, daß ich Ruhe bekomme.“

„Ich will's lassen, bis morgen Früh. Während Ihr spricht, nahm das Fieber eine andere Wendung, zu Euren Gunsten, und Ihr werdet nun auch ohne Tropfen ruhen können.“

„Wär's die ewige Ruhe!“ äußerte der Förster und blickte wehmüthig sein Weib an. „Dort hängt jetzt die Büchse, mit der ich so manchen Rehbock auf's Blatt schoß; trag' mir sie aus den Augen, Liese, denn sie kann mir nichts mehr nützen, und mir wird das Herz schwer, wenn ich sie ansehe, den Hirschfänger und die Waidtasche nimm' auch mit weg; ich brauche ja jetzt nichts mehr, als eine Krücke. O weh, wie hat mich der böse Bube zu Schanden gerichtet — und ich that doch nicht mehr, als meine Schuldigkeit!“ Dem Doktor war es doch sonderbar zu Muthe, als er diese Rede hörte. Er verordnete das Nöthige, und machte daß er fortkam.

„Er hat einen Andern in Verdacht“, murmelte er froh, als er sich zu Hause die starren Hände wärmte, hätte er mich gefannt, so wär's ihm zum zweitenmal an's Leben gegangen, und diesmal — ohne Rettung.“ Er saß an der rauchgeschwärzten Mauer, bis die Kohlen auf dem Herde

zu sinkender Asche verglimmt waren. Die Rede des Försters und die Klagen seiner Gattin klangen ihm fortwährend in den Ohren. Von Angst und Fieberschauern geschüttelt, suchte er sein ruheloses Lager.

VI.

Wer an Schlafsucht leidet, schaffe sich ein böses Gewissen an; es läßt gewiß nicht leicht die Augen schließen; und fallen sie endlich zu vor Müdigkeit und Erschöpfung, so ist der Schlaf dann nur kurz und leise, so daß der Schlafende schnell auffährt, wenn eine Maus nach Bröselein durch's Zimmer läuft.

So ging's unserm würdigen Doktor auch. Er war froh als der Morgen graute, denn die Nacht ist keines Menschen Freund, sonderlich, wenn das Gewissen nicht schlafen will; sie taucht die Pinsel zu ihren Träumen und Bildern in lauter schwarze Farben und malt auf einen grauen Hintergrund Allerlei durcheinander, wovon schon Manchem vor Angst das Herzblut fast zum Gerinnen kam.

Der entsetzliche Mann, der seinen eitlen Ruhm höher schätzte, als Menschenleben, war bemüht, sein Thun vor sich selbst zu rechtfertigen. Wie lange hatte er sich gequält, bis er sah, daß das Volk mit abergläubiger Ehrfurcht die Mütze tiefer zog, als selbst vor dem regierenden Bürgermeister; wie war ihm so wohl und behaglich zu Muthe, wenn ihn die Mütter ihren Kindern zeigte und laut seine Geschicklichkeit lobten; und das durch jahrelanges Streben so mühsam errungene Ansehen sollte sich mit einemmale in schmähliche

Entlarvung verwandeln, zum Triumph seiner Neider, und zum Frohlocken Portiunkel's?

Diese Betrachtungen übertäubten, besonders als die Schatten der Nacht allmählig dem werdenden Tage wichen, des Doktor's Gewissenhaftigkeit in einem nicht geringen Grade. Die Eitelkeit im Munde der Leute als außerordentlicher Kenner der Natur und ihrer verborgensten Tiefen gepriesen zu werden, waffnete ihn zum Verbrechen.

So kam es denn, daß er mehr in der Absicht durch eine gelungene Kur zu glänzen, als aus Mitleid, in heftigem Schneegestöber sich schon am frühen Morgen auf dem Weg zu dem wunden Förster befand. Lange saß er an dessen Lager, hörte aufmerksam auf die Phantasien, welche er im Wundfieber schwakte, that den lauten Schmerzensäußerungen des Weibes durch strengen Befehl Einhalt, und strengte seine ganze Kunst an, das Bein zu retten. Als aber die Kinder aus der Kammer kamen, und das Gewinsel und Gejammer um das Bett auf's Neue anfing, ergriff der Doktor Hut und Regenschirm und machte sich davon; die Kinder hatten sein Gewissen machgeschrieen und er lief in den Wald: doch hütete er sich wohl, der Stelle nahe zu kommen, wo er seine nächtliche Blutthat verübt hatte.

Ein zerlumpter Mensch hieb Kienspäne aus einer Tanne. Der Doktor wollte flüchtig an ihm vorbeigehen, aber Jener trat ihm in den Weg — es war Barthel.

Bespillarius fuhr schon zurück, er hatte ihn weit in der Ferne gewähnt.

„Was thust Du noch hier?“ fragte er ihn mit unverhehlten Unwillen.

„Ihr seht's ja“, höhnte Barthel „ich haue Kien.“

„Warum hintergehst Du mich, mit Deinem Eid? Schwurest Du mir nicht auf die Bibel, Dich für immer aus dieser Gegend entfernen zu wollen? und wiederholtest Du mir nicht dieses Versprechen, als ich Dich nach Deiner Herstellung aus Barmherzigkeit mit Reisegeld versah?“

„Ach die große Barmherzigkeit!“ rief Barthel mit giftigem Lachen; „sieht nur, sie steht noch in meinem Gesichte geschrieben.“

Der Doktor sah, daß sich seine Mienen beständig von unwillkürlichem Zucken verzerrten.

„Das sind die barmherzigen Wirkungen Eures Tränk-
leins, Freund Besspillarius. Ihr habt mich schön bezahlt! — Meint Ihr der Bettel, den Ihr mir hinwarfet, habe mich für meine vergiftete Gesundheit sattfam abgespeist?“

„Mensch bedenke Deinen Eid!“

„Habt Ihr den Euren bedacht, den Ihr als Arzt geschworen? Verpflichtet er Euch nicht, die Kranken zu heilen, und Ihr gabt mir den Teufelstrank? Indem möget Ihr Euch eines Sprichwortes erinnern; „gezwungener Eid ist Gott leid.“

„Ich befehle Dir, die Umgegend zu verlassen — sonst, bei Gott?“ —

„Nun! Sonst — Redet doch aus“, spottete Barthel und stützte sich frech auf seine Art: was wollt Ihr denn sonst? Mir etwa wieder eine Arznei geben? Ich werde wohl ein Narr sein und sie schlucken!“

„Wirst Du gehen?“

„Wann mir's beliebt, vorerst noch nicht.“

Besspillarius, erschrocken vor dem Gedanken, daß Barthel den ganzen Vorgang verrathen könnte und trat voll In-

grimm auf ihn zu. Dem kam es verdächtig vor; er sprang schnell zurück, schwang drohend die Axt und rief:

„Bleibt mir vom Leibe, Doktor, oder ich verseze Euch eins auf die Perrücke, daß Ihr keinem Kranken mehr Gift geben sollt.“

Bespillarius blieb stehen. Es fiel ihm ein, daß sich Barthel's Zunge vielleicht durch Mittel anderer Art binden lasse. Er nahm einige Kronen von dem Geld, welches er Rätchen angeboten hatte, und sagte:

„Willst Du schweigen, Barthel?“

„O ja, gebet nur her, ich bin ein armer Kerl und thue den Mund nur auf, wenn ich nichts zu schlucken habe.“

„Willst Du auch die Stadt und ihren Umkreis verlassen?“

„Bin's zufrieden.“

Barthel nahm das Geld in Empfang und schmunzelte heimtückisch.

„Kann's ja auch wo anders verzehren, und wenn ich wieder brauche, so weiß ich, an wen ich mich wenden muß: denn glaubet mir, Herr Doktor, ich weiß noch mehr.“

Er warf die Axt auf die Schulter und verlor sich hinter den Bäumen.

Der Ton womit er die letzten Worte gesprochen hatte, fiel dem Doktor zentnerschwer auf's Herz.

„Was kann er wissen? Es war ja Niemand zugegen!“ Er eilte ihm nach — aber er war nicht mehr zu finden.

Der schlaue Wicht hatte einen Nebenpfad nach der Stadt eingeschlagen und ging schnurstracks zum Doktor Porziunkel.

„Was bringst Du?“ rief ihm dieser entgegen und erhob sich voll Erwartung von seinem Sitz.

„Es geht gut — ich bin ihm auf der Spur“, versetzte Barthel mit einer Vertraulichkeit, welche ein näheres Einverständnis voraussetzte.

„Hast Du ausgeforscht, woher er seine Nahrungsmittel sich verschafft?“

„Es läßt sich noch nichts Genaues darüber sagen: aber ich bring's heraus, und noch mehr dazu, verlaßt Euch fest darauf.“

„So sprichst Du immer, und wenn ich betrachte, was Du mir bis jetzt hinterbrachtst, so ist es im Grund nicht viel mehr als —“ er blies ärgerlich über die Hand.

„Zeit, Herr Doktor! Hier läßt sich nicht mit Knütteln drein schlagen. Das Netz muß schlau und fein gesponnen werden, und dafür sorg' ich. Ich schlag' ihn Euch aus dem Felde, Gott befohlen.“

„Nun wohin?“

„Muß vor der Hand sehen, wo ich sonst unterkomme, habe kein Geld mehr.“

Porziunkel stieß einen Fluch aus.

„Kerl Du ruinirst mich! Bedenke, daß die Patienten alle dem vermaledeiten Bespillarius nachziehen. Da, nimm! Es ist mehr als ich behalte, aber, wenn Du nichts herausbringst, mußt Du es wieder erstatten!“ „Davor habt Ihr gute Ruh“ antwortete Barthel doppelsinnig, und begab sich in die nächste Schenke, um das erpreßte Geld zu verjubeln.

VII.

Mit Entwürfen beschäftigt, wie er den gefürchteten Barthel unschädlich machen könnte, bemerkte der Doktor Besspillarius nicht, daß er sich der Hütte näherte, worin Rätchen's Vater wohnte. Besonders ängstigte er sich, den Sinn der Worte: „ich weiß noch mehr“, zu enträthseln; aber so oft er sich auch vorsagte; „es ist unmöglich, er kann's nicht wissen“, so vermochte er doch die peinliche Vermuthung nicht zu unterdrücken, daß Jener damit auf die Verwundung des Försters hingedeutet habe.

Hinter dem papierverklebten Hütten-Fenster saß Rätche mit gefalteten Händen und ihr Busen hob sich stürmisch von Weinen und Schluchzen. Als sie den Doktor erblickte, der langsam mit gesenktem Haupte vorüber wandeln wollte, flog sie hinaus und hemmte seine Schritte.

„Der Himmel schickt Euch her!“ stammelte sie in heftiger Erregung und ergriff seine Hand, um ihn zum stehen zu zwingen. Als ich in meiner Drangsal weinte und betete, erscheint Ihr mir wie ein Engel vom Himmel!“

Die Hestigkeit mit der sie diese Worte hervorstieß raubte ihr auf einige Augenblicke den Athem, weiter zu reden, und Besspillarius fragte: „Was fehlt Dir Kind?“

„Ihr habt schon so vielen geholfen — jetzt helfet auch hier! Und könnt Ihr nicht, so gebt mir Gift, denn dann mag ich nicht mehr leben!“ „Sprich wo soll ich helfen?“

„Ach stellt Euch den Jammer vor! Heute, früh haben sie meinen Stephan geholt und in's Gefängniß gesetzt; er soll den Förster geschossen haben.“

Der Doktor spannte den Regenschirm aus, obwohl es weder regnete noch schneite, so verwirrt wurde er.

„Unmöglich“, sagte er und trocknete sich die Schweißtropfen ab, welche plötzlich auf seine Stirn traten.

„Gewiß unmöglich!“ betheuerte das Mädchen. „Wenn er auch dann und wann auf den Anstand schlich, wo er nicht das Recht hatte — o ich habe ihn tausendmal beschworen, seine Verwegenheit zu unterlassen, — so zielte er doch nie auf einen Menschen; dazu ist er zu brav!“

„Wer hat ihn angeklagt?“

„Der Förster selber, der will seine Beschuldigung beschwören, und damit ist der Stephan verloren.“

Und mit erneutem Jammer beschwor sie den Doktor, ihn zu retten.

Wie kann ich, mein Kind?“ erwiderte er und blickte anderswo hin, um ihr nicht in die überströmenden Augen sehen zu müssen.

„Ihr müßt ein Mittel zu seiner Rettung wissen — Ihr seid ja so viel klüger, als andere Menschen —. Gott! — wenn er auf seiner Unschuld beharrt, so spannen sie ihn auf die Folter und martern ihn so lange, bis er vor Schmerzen aussagt, was er nicht gethan!“

Dem Doktor wurde das Bitten des Fischermädchens, je länger, je unangenehmer, es kam ihm jetzt zum erstenmale recht deutlich vor, wie tief ihn seine Ruhmsucht mit Verderben umstrickt hatte. Er strebte, sich von ihrer Hand zu befreien, und sagte mit weggewendeten Blicken:

„Was kann da helfen? Meine Kunst erstreckt sich nur auf Heilung körperlicher Leiden. Stephan's Schicksal überlasse —“

„Gott“ wollte er sagen, aber das Wort wollte nicht über seine Lippen: Gott kannte ja den heuchlerischen Thäter, er konnte ihn an's Licht ziehen.

Räthe ließ langsam den Arm des Doktor's los, hielt die linke Hand wie geblendet vor die verweinten Augen, und sagte dumpf:

„Auch Ihr verlasset mich, auf den ich meine einzige Hoffnung baute.“

Sie verstummte und Vespillarius benutzte den Moment sich mit weitausgeholten Schritten davon zu machen.

Er war schon eine ziemliche Strecke gegangen, als er leichte Tritte hinter sich hörte. Er blickte um, und Räthe stand mit vor Eile hochgerötheten Wangen abermals vor ihm. Diesmal waren ihre Blicke entschlossener und ihre Mienen verriethen eine freudige Zuversicht.

„Herr Doktor“, sprach sie: „Ihr botet mir vor noch nicht langer Zeit viel Geld, hinreichend, um Stephan und mich glücklich zu machen. Die Bedingung war, daß ich einen Trank einnehmen sollte, der mich einen Tag lang in tiefen Schlaf versenken würde. Ich schlug damals Euer Anerbieten aus; doch wenn Ihr beim Gericht ein Fürwort für Stephan einlegen und Euch bemühen wollt, seine Unschuld an's Licht zu bringen, so will ich, in Gottes Namen den Trank trinken und wann ich auch nimmermehr aus dem Schlaf erwache.“

„So, wolltest Du das?“ fragte der Doktor, dessen Gesicht auf einmal einen ganz anderen, viel milderen Ausdruck annahm.

„Nun wollen sehen. Verlaß Dich darauf, es geschieht was ich thun kann; heute geh' ich noch zum Richter.“

„Vor allem, daß Stephan nicht gemartert wird.“

„Er soll nicht auf die Folter, und wenn er auch noch eine Weile in Gewahrsam sitzt, bis seine Unschuld erwiesen ist. Aber Du mußt auch Dein Versprechen halten; Kind, es soll Dich nicht gereuen.“

„Ich thu alles, was Ihr wollt.“

Vespillarius reichte ihr eine Phiole.

„Höre, Kind, was Du jetzt zu befolgen hast. Heute Abend, wenn Dein Vater vom Fischfang heimkommt, bist Du verdrossen und unwohl, trinkst dann heimlich das Fläschchen aus und wirfst es in den Rhein, alsdann legst Du Dich zu Bette.“

Käthe barg die Phiole schauernd im Brusttuch und sagte: „Ich werde sicher nie mehr erwachen.“

„Längstens bis morgen Abend. Du wirst so süße Träume haben, daß es Dir leid thun wird, wenn ich Dich wieder erwecke. Doch vor allem, verräthst Du eine Silbe, so ist es um Deinen Stephan geschehen; auch ihm entdeckst Du nichts davon, so lange Du lebst.“

Das Mädchen versprach es hoch und theuer. Mit Abscheu wies es das Geld von sich, welches ihm der Doktor noch überdem bot, und begab sich, über das Schicksal ihres Geliebten getröstet in die ärmliche Hütte zurück.

Auch der Doktor setzte seinen Heimweg fort. Als er sich entfernt hatte, trat Barthel hinter einem mächtigen Eichenstamm hervor, grinste ihm nach und sagte:

„Giftmischer, Du sollst mir noch manchen schönen Gulden schwitzen, bis ich Deinem Hofuspofus ein lustiges Ende mache.“

VIII.

„Heraus, Herr Doktor!“ schrie am andern Morgen der alte Fischer Andreas in heller Verzweiflung und schlug an die verschlossene Thüre; „meine Tochter, mein einziges Kind, ist über Nacht gestorben!“

„Alter“, sagte ein Nachbar, den das Rufen, nebst noch Andern herbeigelockt hatte, „Herr Bespillarius ist ein großer Arzt, aber wie mögt Ihr ihm zumuthen, Todte zu erwecken? Das geht über menschliche Kraft und Einsicht; Christus allein, vermochte Todte wieder zu beleben.“

„Wenn's Einer kann, so kann's der Doktor. Gott! gestern noch frisch und gesund und heute todt! Der Gram um Stephan hat ihr das Herz gebrochen, ach, sie sollte ihn haben, wenn sie nur noch lebte! — Herr Doktor, um's gütigen Himmels willen! warum lasset Ihr mich umsonst rufen?“

Er schlug und rüttelte unaufhörlich an Thüre und Fensterläden.

Eine Menge Volkes versammelte sich neugierig auf der Straße.

Der Doktor Portiunkel kam eben von einem Besuch bei seiner alten Jungfer zurück, der er durch seine bloße Anwesenheit die Migräne auf eine Zeitlang vertrieben hatte und sagte, da ihm die Ursache des Auslaufes zu Ohren gekommen war, laut spottend, so daß es die Umstehenden hören konnten:

„Er macht keine todte Maus wieder lebendig, geschweige einen Menschen; er thut sehr wohl daran, daß er das Fenster nicht öffnet.“ Aber das Fenster öffnete sich

doch, Bespillarius zeigte sich daran und winkte Rätchen's Vater herein.

Voll Aerger sah Porziunkel, daß der Volkshaufen mit jeder Minute wuchs, daß alle Blicke an dem Hause seines gefeierten Kollegen hingen, er selbst aber von Niemanden beachtet wurde. Sein Gesicht ward noch gelber und er rannte mit geballten Fäusten davon, seinem Gegner im Herzen den Untergang schwörend.

Nach einer Viertelstunde kam der Fischer wieder heraus und ward augenblicklich vom Volke umringt, welches den vom Doktor ertheilten Bescheid zu wissen verlangte. Seine zuversichtliche frohe Miene bewies, daß ihm gute Hoffnung geworden und er erzählte wie es ihm drinnen ergangen war. Der Doktor hatte ihn genau nach allem befragt und sich durch seine Antworten scheinbar überzeugt, daß Rätche wirklich todt sei. Doch gab er zugleich die Versicherung, daß er sie noch heute zum Leben erwecken würde, hieß ihn getrosteten Muthes in seine Hütte zurückkehren und sorgen, daß Niemand in die Nähe der Todten käme. Er solle harren bis um die dritte Stunde des Nachmittags, eher werde er nicht kommen können, weil die Bereitung der Lebensessenz die Zwischenzeit in Anspruch nähme.

Der Pöbel der so gerne an Wunder glaubt, rühmte laut des Doktor's unerhörte Kunst und Andreas machte sich, von einer Anzahl Neugieriger begleitet, auf den Rückweg.

Bespillarius hörte sein Lob aus dem Munde der draußen Stehenden und fraute sich seelenvergnügt auf dem spärlich beharrten Kopfe.

„Endlich!“ sprach er. „Gute Nacht, Porziunkel! Das versetzt meinen Gegnern den Todesstoß und stopft ihren

Mund. Man wird mich auf den Händen tragen, wenn die Todtgeglaubte die Augen aufschlägt, man wird mich noch über den wunderbaren Paracelsus setzen!"

Er warf sich in den Sessel, schloß wie träumend die Augen und weidete sich an den eitlen Bildern seines erstohlenen Ruhmes. Jetzt reuten ihn nicht länger seine bisherigen Verbrechen. Der fürchterliche Egoist hätte seinen Zwecken alles opfern können. Er konnte jetzt ohne Grausen ein tüchtiges Mahl von dem Wilde zu sich nehmen, welches den Förster sein gesundes Bein gekostet hatte; selbst Barthel, der bisher immer drohend im Hintergrunde seiner Seele gestanden hatte, war vergessen.

Für den um seinetwillen leidenden Stephan hatte er noch nicht das Geringste gethan; auch wußte er in der That nicht, wie er sein Räthen gelobtes Versprechen erfüllen sollte, ohne sich selbst dem Verdacht auszusetzen.

Der Selbstsüchtige war verblendet genug, nicht zu erwägen, daß, wenn er sich wortbrüchig zeige, auch Räthen's Verbindlichkeit, zu schweigen, aufhöre.

Die Zeit bis zum Mittag, ward ihm lang. Seine Hände zitterten vor Freude, als er einige stark duftende Essenzen, in eine kleine, wunderbar geformte Phiole goß. „Die Lebensessenz“, lachte er und lauschte wieder durch die Ladenrißen auf das vorüberströmende Volk, welches wie bei einer Wallfahrt zum Thore hinaus, nach der Fischerhütte zog, um das Wunder zu schauen.

Endlich nahte die ersehnte Stunde.

„Es ist Zeit!“ sprach er; „ich muß hin, sonst erwacht sie mir zu früh und Porziunkel lacht mich aus.“

Er bebte vor dem Gedanken, daß die kräftige, jugend-

liche Natur des Mädchens vielleicht vor der voraussichtlichen Stunde die Wirkungen des narkotischen Trankes, besiegen möchte und sputete sich daher, so viel er konnte, warf sich in den ehrwürdigen Ornat, und ging nun die Straße entlang, langsam und den Kopf unverwandt, wie im tiefsten Nachdenken, auf die Brust herabgesenkt.

Schon von Weitem sah er die Hütte von einer geräuschvollen Versammlung Neugieriger umringt. Sein Herz klopfte ihm hörbar gegen die Rippen, als bei seiner Annäherung eine tiefe Stille entstand und man ihm ehrerbietig mit tief abgezogenen Mützen rechts und links Platz machte, daß er ungehindert in das Innere der Hütte gelangen konnte.

„Gottlob, sie ist noch nicht erwacht“, dachte er, als er eintrat.

Käthe lag in dem reinlichen Lager, das schöne Haupt sanft auf die Seite geneigt, mit geschlossenen Augen, bleichen Wangen und Lippen. So friedlich, fast lächelnd war der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, daß es schien, als träume sie einen tiefen seligen Traum. Aber ihr Busen hob sich nicht vom Schlage des Herzens, kein Athemzug säufelte über ihre Lippen.

„Sie ist todt — Gott hat mein einziges Kind zu sich genommen“, sprach der Vater, dessen Zuversicht bereits zu wanken anfang.

Der Doktor sah ihn mit einem langen Blicke an.

„So ist's“, sprach er, nachdem er Puls und Schläfe der Schlummernden nochmals geprüft hatte; „doch mir ist beschieden, sie dem Leben und Euch wieder zu schenken.“

Der Alte wäre fast vor ihm auf die Kniee gesunken.

Die Menge drängte und stieß sich, um durch die niedrigen Fenster sehen zu können.

„Wird sie leben?“ fragte Andreas bang und froh.

Bespillarius antwortete nicht. Seine Augen waren fest auf Käthe geheftet. Ein leichtes Zucken um ihren Mund zeigte ihm, daß es hohe Zeit sei, sein Belebungsgeschäft zu beginnen, wenn sie nicht von selbst wieder zum Bewußtsein kommen sollte.

„Deffnet die Fenster“, gebot er und winkte das Volk draußen zur Ruhe. Den alten Andreas ließ er bei Seite treten und für das Gelingen beten, denn es lag ihm alles daran, daß Jener die sich mehrenden Symptome der wiederkehrenden Lebenskraft nicht bemerke.

Schon begann eine blasse Röthe durch Käthen's Wangen zu schimmern, ein tiefer Athemzug drängte sich aus ihrer Brust.

Bespillarius stellte sich so, daß Niemand ihr Gesicht sehen konnte; er flößte ihr einige Tropfen seines starken Balsam's ein, dessen Duft sich bis zu dem gaffenden Volke verbreitete und zog über ihr in der Luft mit dem hageren Zeigefinger wunderliche Figuren.

Jetzt nahte der Augenblick, wo sie erwachen mußte.

„Betet“, rief der Doktor dem Fischer zu und dieser stammelte gläubig mit lauter Stimme alle Gebete her, die er in seiner Jugend gelernt hatte.

Käthe schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf.

„Nehmet Eure Tochter wieder!“ sprach Bespillarius feierlich und schritt zur Thüre hinaus.

Der Jubel des Volkes empfing ihn. Man fiel vor ihm

nieder, küßte seine Füße und Hände, haschte nach seinem Rockzipfel, trug ihn auf den Armen.

Das tobende Getümmel war allzugroß, als daß er hinter seinem Rücken Barthel's Stimme hätte vernehmen können, welcher sagte:

„Herr Doktor die Leute verstehen sich schlecht auf Schlaf und Tod.“ —

Doktor Porziunkel saß gerade im Wirthshaus bei seinem Lieblingstrank und freute sich darauf, wenn er seinen Kollegen, beschämt ob seines mißlungenen Versuches zurückkehren sähe. Der Lärm auf der Straße trieb ihn an's Fenster, und als er den Verhafteten wie in einem Triumphzug einhergehen sah, warf er sein Glas wüthend auf die Erde und hob die geballte Faust in die Höhe. Die Leute draußen sahen seinen komischen Zorn, ein endloses Gelächter brach aus, Aller Blicke richteten sich auf ihn und er stürzte beschämt und halb verrückt vom Fenster weg.

Als die Nacht eingebrochen war, erklang Musik unter dem Fenster des Doktor's Vespillarius; — zu gleicher Zeit aber klopfte Jemand an seine Thür und als er öffnete, schaute er in Barthel's tückisches Gesicht.

„Ich will auf der Schwelle stehen bleiben“, redete er den Doktor an, „denn ich traue Euch immer nur halb. Sagt, warum habt Ihr Euch nicht lieber an mich gewandt, als an das Mädchen? Ich hätte Euch den Gefallen auch gethan.“

„Unverschämter, willst Du denn nimmer von mir lassen?“

„Nicht geschimpft, Herr Gistmischer und Todtenerwecker und — nun ich weiß noch einen Titel für Euch, den hebe

ich mir für gelegeneren Zeiten auf. Ich wollte Euch nur zeigen, daß, wenn Ihr auch die ganze Stadt verrückt gemacht habt, doch noch ein Gescheiter da ist: und der bin ich. Vor mir hättet Ihr die Karte versteckter halten müssen, wenn ich Euch nicht in's Spiel sehen und Eure Trümpfe verrathen sollte."

Der Doktor war stumm vor Erbitterung. Auf der Straße erscholl ein donnerndes Vivat von hundert bethörten Zungen.

"Hört wie sie schreien, Herr Bespillarius. Se nun, die Welt will einmal betrogen sein. Was gebt Ihr mir, wenn ich meinen Mund halte?"

"Bin ich Dein Slave", fuhr ihn der Doktor grimmig an, "daß Du mich zwingen willst, Deine unersättliche Geldgier immer zu befriedigen?"

"Kauft Euch von der Sklaverei los, wenn Ihr klug seid. Gebt mir das Geld, welches Ihr dem Fischermädchen anbotet!"

"Keinen Pfennig!" schrie der Doktor und schlug die Thüre zu.

Barthel öffnete sie wieder halb, streckte den Kopf herein und sagte gleichmüthig:

"Nun gut, geruhlsame Nacht. Ich will gehen und den Leuten da draußen allerlei — Geschichten zum Besten geben."

Bespillarius riß ihn heftig zurück, und warf den Beutel zu seinen Füßen. „Nimm Nichtswürdiger! — Das ist das Letzte!"

Barthel hob das Geld gelassen auf, dankte mit lachendem Munde und sprach im Weggehen:

„Ihr gäbt wohl viel darum, wenn Ihr mich noch einmal zu kuriren hättet? Meine Gesundheit ist aber noch nicht ganz bezahlt. Auf Wiedersehen!“

„Kann ich mich den nimmer von dem Teufel befreien?“ schrie der Doktor und schlug sich verzweifelt vor die Stirn.

IX.

Des Doktor's Berühmtheit hatte ihren Gipfel erreicht; er hieß jetzt „der Wunderdoktor“, und von nah und fern strömten die Kranken herzu und glaubten bei seinem bloßen Anblick sich von wiederkehrender Genesung belebt. In der That waren durch die Gunst des Zufalls die meisten seiner Kuren glücklich; die ältesten Leute des Städtchens wußten sich keine so geringe Sterblichkeit zu erinnern, als jetzt, und der Todtengräber ließ die Mütze sitzen, wenn er an Vespillarius vorbei ging.

Porziunkel sah seine geringe Praxis zerrinnen und schätzte sich glücklich wenn er hie und da einen Zahn ausziehen bekam. Nur die öfters berührte alte Jungfer bediente sich mit treuer Ausdauer noch fortwährend seines ärztlichen Rathes.

Eine Veränderung in dem Betragen des Wunderdoktors fiel aber männiglich auf. Früher hatte er seine Hilfe mit der strengsten Uneigennützigkeit jedem Leidenden angedeihen lassen; jetzt nahm er das dargebotene Honorar mit sichtlichem Wohlgefallen und verhehlte kaum seinen Unwillen, wenn ein Dürstiger ihn mit einem dankbaren „Gott lohn's“ abspießte. Und doch bemerkte man nicht, daß er seine vorige

Lebensweise änderte; keine Nahrung kam, wie seit langer Zeit, in sein Haus, er trug noch immer den alten abgeschabten Rock, und seine Wolkenperrücke war ihm immer noch gut genug, obwohl sie einem kolossalen Spinnrocken täglich ähnlicher wurde.

Eine Zeit lang zerbrach man sich die Köpfe über dieß Räthsel und sprach endlich nicht mehr davon.

Es konnte nicht fehlen, daß der wohlgelungene Betrug Viele zu dem Doktor trieb, denen ein theurer Angehöriger gestorben war, obwohl man die Wahrnehmung machen wollte, daß geplagte Ehemänner bei dem Tode ihrer lieben Hälfte seine Mühe höchst selten in Anspruch nahmen. Der Doktor hätte weniger schlau sein müssen, wenn er auf kein Mittel hätte verfallen sollen, diese gefährliche Prüfung seiner Kunst zu vermeiden, eine Kunst welche, wäre sie nur einigermaßen begründet gewesen, den Meister Todtengräber gewiß zu einem noch treueren Allirten des gestürzten Porziunkel gemacht haben würde.

Es ereignete sich einige Tage nach Räthen's Wiederbelebung, daß eine junge Frau den Wunderdoktor bat, ihren alten Eheherrn in's Leben zurückzurufen.

Er nahm eine überaus ernsthafte Miene an und sprach mit scheinbarer Betrübniß:

„Liebe Frau, meine Kunst erlaubt, mein Gewissen verbietet mir's.

Wenn ein Mann sich unterjängt den vorgeschriebenen Gang der Natur aufzuhalten — und dies ist nicht unmöglich, wie ich bewiesen habe, — so frevelt er gegen den Himmel, der es weißlich so anordnet. Der Mensch ist von Staub bereitet und kehrt zum Staube zurück. Belebe ich den Staub

vermöge meiner Kunst wieder, so übertrete ich Gottes Anordnung und Niemand büßet es dann mehr, als ich. Ich habe sehr schwer gebüßt; es ist ein gefährlicher Kampf mit den unsichtbaren Mächten — mehr darf ich nicht sagen.“

Die Frau sah diese Gründe mit überraschender Schnelligkeit ein und gab sich zufrieden.

Auf ähnliche Weise fertigte Besspillarius alle Andern ab, welche ihm mit demselben Gesuche nahen, und bald sah man in ihm den Mann, welcher der Ausübung seiner unerforschlichen Kunst nur aus Gewissenhaftigkeit und Scheu vor der Geisterwelt Grenzen setzte. Der Respekt vor ihm nahm dadurch keineswegs ab und wenn ihm ein Patient starb, so hieß es: Der Wunderdoktor hätte wohl helfen können, wenn ihm geheime Gründe nicht die Hände bänden.

Besspillarius sah sich geehrt, gescheut und gepriesen, aber für glücklich hielt er sich doch eigentlich selbst nicht. Der glänzende Nimbus, der ihn außen umgab, beleuchtete seine innerliche Erbärmlichkeit, und doch, wollte er nicht zu Schanden werden, so mußte er den schönen Trug fortsetzen bis zu seinem Ende und gar manchmal hungrig zu Bett gehen, wenn er die halbe Nacht hindurch vergebens auf ein Wild gelauert hatte.

Um den bedauernswürdigen Stephan, um dessentwillen Rätthe den Schauder vor dem todtähnlichen Schlafe überwunden hatte, bekümmerte sich der gewissenlose Doktor nicht im Geringsten. Er spiegelte dem armen Mädchen vor, sein Fürwort habe jenem ein besseres Gefängniß verschafft, und die Untersuchung, wenn auch langwierig, müsse sich doch nach der Versicherung des Richters zu des Angeschuldigten Gunsten, endigen. Das verschwieg er ihr freilich, daß des armen

Burschen Prozeß sich immer verwickelter und gefährlicher gestaltete und daß man ihn schon mit dem ersten Grade der Tortur gepeinigt hatte, weil er fest auf seiner Unschuld beharrte, obwohl er nicht leugnete, daß er manchmal auf Wild ausgegangen sei.

Alle Indicien sprachen gegen ihn, man hatte ihn am Abend jener Nacht, wo die blutige That geschah, mit einer Flinte im Wald gesehen und der Förster schwur, daß er ihn seiner Gestalt und Kleidung nach, für denjenigen halte, der ihn verwundet habe. Von allem dem erfuhr Käthe nichts und erwachte jeden Morgen mit der Hoffnung, daß heute die Befreiungstunde ihres Geliebten schlagen würde.

Der Förster hinkte mit seinem lahmen Bein an der Krücke umher; die hartherzige Herrschaft hatte ihn seines Dienstes entlassen und seine Kinder bettelten oft vor des Doktor's Thüre; das rührte den aber wenig, denn längst hatte er seinem Gewissen das Sophisma hingeworfen: „der Förster raubte mir, wenn er mich erkannte, meine Ehre, ohne die ich nicht leben mag, mithin mein Leben; gegen dieses kommt ein lahmes Bein nicht in Betracht — es war Nothwehr.“

Trotz dieses egoistischen Raisonnements gab er den bettelnden Kindern jedesmal reichlich Almosen und vermied an des Försters Wohnung vorüber zu gehen, weil ihn dessen Frau selten vorbei ließ, ohne ihr Herz bei ihm in Thränen und Jammer über ihr jetziges Elend ausgeschüttet zu haben.

Ueber alle diese Dinge hätte er sich doch wohl nach und nach beruhigen können, aber es war einer da, der ihn häufig an sein Verbrechen mahnte: das war Barthel. Der trieb sich müßig in den Schenken und im Wald umher, denn

Porziunkel und Vespillarius gaben ihm hinreichende Mittel, seinem lüderlichen Gang zu fröhnen. Ersterer darbtete sich die Bissen vom Munde ab, um nur einen Spion besolden zu können, der ihn schlau hinzuhalten mußte; Letzterer gab knirschend dem stets mit frecher Zudringlichkeit Wiederkehrenden die größere Hälfte seines ansehnlichen Verdienstes, um ihn durch das Interesse zu binden, wo es der Eid nicht vermochte.

Einst als Barthel sich wieder mit einer neuen Forderung einstellte, traf er den Doktor in einer ungewöhnlich fröhlichen Laune. Er saß nämlich ganz behaglich in dem zerrissenen Lehnstuhl und vor ihm stand eine schon zur Hälfte geleerte Weinflasche.

„Was Henker!“ rief Barthel voll Verwunderung aus: „seit wann ergeht Ihr Euch wieder dem groben Erden-trank?“

Des Doktor's Angesicht fing schon an zu glühen und er antwortete in der besten Laune: „Mein Freund der Rebensaft ist edler, als Du zu glauben scheinst. Das Blühen des Weinstocks und das Zeitigen seiner schwellenden Beeren gehorcht siderischen Einflüssen und manch' großes Geheimniß liegt in seinem stillen Wachsthum verborgen. Darum trink' ich zuweilen ein Glas; dann eröffnet sich mir das wunderbare Walten der Natur in ungeahnten Tiefen.“

„Warum haltet Ihr es nicht lieber mit Eurer Lebens-essenz, die Todte erweckt?“ spottete Barthel, der wohl wußte, daß der Doktor es nicht mit ihm verderben durfte.

„Du bist ein loser Schelm“, antwortete Vespillarius, ohne daß ihn der Spott zu verdrießen schien. „Doch weil Du klüger bist, als Andere und verschwiegen dazu, so sollst

Du auch ein Glas des köstlichen Trankes bekommen. Setz' Dich her."

Barthel, aus dessen Augen schon die Wirkung geistiger Getränke glänzte, folgte der Aufforderung und betrug sich ganz so, als sei er bei seines Gleichen in der Schenke. Aber hinter seiner scheinbaren Unbefangenheit lauerte arge Vorsicht, welche genau auf alles merkte, was geschah. Bespillarius stellte ihm ein Glas hin, frisch gespült, so daß noch helle Wassertropfen darin hingen, goß es voll, schenkte sich selbst ein und sprach: „Laß uns Freundschaft schließen, lieber Barthel. Mir ist wohlbekannt, daß Du mehr weißt, als mir lieb ist und ein Anderer möchte mich wohl in's Verderben bringen. Aber Du thust mir das Leid nicht an, das dank' ich Dir von Herzen. Ich bin ein alter Mann, und Du gönnst mir in Frieden die paar Tage, die ich noch zu leben habe. Trink es gilt!"

Barthel hatte während der freundlichen Rede des Doktors heftiger, als sonst die Mienen verzogen. Er faßte sein Glas, klingte mit dem Doktor an und sagte:

„Stuken will ich, — aber Wein mag ich nicht mehr trinken.“

„Das wäre mir ein schönes Stück Freundschaft, wenn Du es verschmähen wolltest mir Bescheid zu thun.“

„Lasset mir eine Weile Ruhe, nachher trink ich. Hört, ich will Euch einen Vorschlag machen, woraus Ihr sehen könnt, daß ich für Eure Güte dankbar bin: gebet mir Euren Stuken, Eurem Alter zu Liebe will ich künftighin das Wildpret für Eure Küche schießen.“

Bespillarius that einen heftigen Zug aus dem Glase, um sich zu sammeln. Als er es von den Lippen setzte, war

er schon wieder gefaßt, lachte, als mache er sich über die Leichtgläubigkeit der Menschen lustig und sprach: „Auch dahinter bist Du gekommen, Du Schalk? Nur gut, daß es Niemand weiß, als Du. Aber trinke, sonst verfliegt das unschätzbare Aroma, aus Deinem Glase.“

Barthel schüttelte den Kopf.

„Wißt Ihr auch schon lieber Besspillarius, daß Stephan, der den Förster um sein gesundes Wein gebracht haben soll, in diesem Augenblick sein Urtheil erhält?“

Der Doktor sah etwas verwirrt in sein Glas und erwiderte: „er hätte die That nicht begehen sollen.“

„Ach Besspillarius, Ihr seid mir ein schöner Freund, daß Ihr vor mir hinter'm Berge haltet. Als ob ich Euch, in jener Nacht nicht gesehen hätte, da Ihr den Sack auf dem Rücken, so schlau durch den Bach wadetet, ohne daran zu denken, daß Ihr von dem kalten Wasser den Schnupfen bekommen müßtet!“

„Wie Du nur so sprechen magst“, sprach Besspillarius betroffen und wollte lächeln, aber Angst und Grimm stritten sich auf seinem Gesicht. „Trink' und laß' die losen Reden aus dem Munde.“

„Doktor, wie habt Ihr mein Glas so sauber gespült! Es scheint, als wenn Ihr mich zum Gaste erwartet hättet. Was habet Ihr dazu genommen?“ Er deutete auf die Tropfen, welche hie und da am Rande des Glases hingen.

Besspillarius lachte und trank, ohne zu antworten.

„Euer Geld nehm ich“, fuhr Barthel fort und stand auf; „Euer Wein mag ich nicht. Ich weiß, Ihr seid nicht sparsam mit ein paar Tropfen, wo es gilt, einen gefährlichen Mund verstummen zu machen. Tränk' ich jetzt,

so möcht' ich wohl vergebens ein Gegentränklein von Euch erslehen."

„Narr trink' ich nicht von demselben Weine? Thue mir Bescheid!"

„Saufet Euer Gift selbst! Mir sollt Ihr nicht mehr nach dem Leben streben, ich gehe zu Eurem Freund Porziunkel und will ihm die Mittel anrathen wie er so berühmt werden kann, als Ihr."

Der Doktor sprang so heftig auf, daß er den Tisch über den Haufen warf, aber Barthel rannte schon mit gelendem Hohnlachen über die Straße.

„Ich bin verloren;" sagte Bespillarius dumpf und blieb in der Mitte der Stube stehen. — „Ich hätt's denken können, daß er mich endlich mit seinen Schlingen niederziehen würde. Warum war ich ein Narr und ließ ihn leben?" Er blickte durch's Fenster und sah, wie Barthel eben in Porziunkel's Haus trat.

„Ich darf keine Zeit verlieren, gleich werden sie kommen und mich fortführen zum Hohn des Volkes, das mich vergötterte! — Wehe — ich bin verlassen von Gott und den Menschen; mit mir geht's zu Ende!" Er stürzte an die Schränke, warf alle Gläser und Phiolen auf die Erde und zertrat die, welche nicht zerbrachen, daß die dunklen Flüssigkeiten auf der Diele schwammen.

„So recht! Ihr sollt wenigstens nicht erfahren, wie ich Euch betrog! Und jetzt nur noch eins: eine Schuld — es ist das Letzte."

Er verriegelte die Thüre, richtete den umgestürzten Tisch wieder auf, setzte sich daran und begann zu schreiben.

X.

Räthe's Geliebter stand gefesselt vor den strengen Richtern; sein Angesicht war heiter und zuversichtlich, denn er zählte auf Lossprechung.

Man verlas ihm sein Urtheil: — es verdamnte ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Der sonst so fecke Bursche sank wie vernichtet auf den Armensünderstuhl.

Die Strafe war ihm härter als der Tod.

Vor der Thüre des Gerichtssaales lauschte Räthe, um zuerst den Freigesprochenen zu begrüßen. Sie hielt das Ohr an das Schlüsselloch, sie hörte: „Lebenslängliche Zwangsarbeit“ — und sank ohnmächtig auf die harten Steinplatten.

In demselben Augenblick, wo Stephan abgeführt werden sollte, ward dem Vorsitzenden des Gerichtes ein Schreiben überbracht. Er las kaum einige Zeilen, als er befahl, mit der Entfernung des Verurtheilten noch zu zögern. Als er mit wachsendem Staunen zu Ende gelesen hatte, stand er auf und sprach feierlich:

„Lasset uns Gott danken, daß er die Vollziehung eines ungerechten Urtheils verhindert: — jener Mensch ist unschuldig.“

„Ich hab' es ja stets behauptet“, schluchzte Stephan, der bei dem plötzlichen Wechsel seines Schicksals seinen Gefühlen unterlag.

Das Schreiben war von dem Doktor Vespillarius, und Staunen und Unwillen ergriff die ganze Versammlung, als es der Vorsitzende laut las. Es lautete:

„Auf dem Punkte entlarvt zu werden, hält mich nichts mehr ab, durch eigenes Geständniß zuvorzukommen:

Mein Leben war eine lange Reihe von Betrug: die

Aufklärung darüber kann ein Mensch geben, welcher sich wie der Fluch an meine Fersen heftete, und mich zu dem verzweifelten Schritte zwingt, den ich zu thun im Begriff bin. Nur soviel, — und ich glaube daß es hinreicht; Stephan ist unschuldig: ich habe den Förster verwundet. Dies betheure ich bei der göttlichen Barmherzigkeit, welcher ich mich anbefehle!

Vespillarius."

Unverzüglich ward Stephan seiner Fesseln entledigt — er erweckte, der Freiheit wieder geschenkt, Rätke mit seinen Küssen aus ihrer Ohnmacht.

Der Vorsitzende des Gerichtes begab sich mit einigen Dienern sogleich in die Wohnung des Doktor's. Die Thüre war nicht verschlossen — die Eintretenden schauderten zurück;

Da saß Vespillarius in dem Lehnstuhl; vor ihm auf dem Tische stand die Weinflasche, die Perrücke deckte sein Haupt. Er war starr und todt; das Glas welches er Barthel gegeben, war bis auf den Grund geleert. In der rechten zusammengeballten Hand hielt er ein Papier; es war sein letzter Wille. Er vermachte die Hälfte seines Vermögens dem lahmen Förster, in die andere sollten sich Stephan und Barthel theilen.

Also darum war er plötzlich so geldwüthig geworden. Das gesparte Geld lag auf dem Tische; der Boden des Zimmers war mit zerschlagenen Phiolen, zerstreuten Skeletten und Töpfen bedeckt.

So war der Doktor das Opfer seines eitlen Strebens geworden und suchte das Unheil, welches er angerichtet, durch seinen Tod wieder gut zu machen.

Sein letzter Wille ward treulich erfüllt. Stephan und

Räthe, gegen deren Verbindung der Fischer Andreas nichts mehr einzuwenden hatte, schlugen standhaft die ihnen vom Doktor Vespillarius vermachte Summe aus; sie fiel den Armen der Stadt anheim.

Der Förster sah sich in den Stand gesetzt, ohne Mangel mit den Seinigen leben zu können.

Am Willkommensten war das Legat dem lüderlichen Barthel; doch gereichte es ihm nicht zum Heil; denn nach einigen Jahren, welche er mit Schwelgen und Müßiggang zubrachte, war er so arm als zuvor, und ward an einem kalten Wintertage erfroren in einem Graben gefunden.

Doktor Porziunkel heirathete voll Freude sogleich seine treue Dulcinea; aber die Praxis wollte sich nicht mehren. Ein junger, gebildeter Arzt ließ sich in dem Städtchen nieder und erwarb sich in Kurzem das allgemeine Zutrauen. Porziunkel verläumdete und schimpfte fortwährend auf ihn, und man ließ ihn gewähren, denn er hatte ja weiter nichts zu thun. Der häusliche Krieg mit seiner Gattin, welche sich bald aus einer Taube in einen Drachen verwandelte, verbitterte ihm noch vollends das Leben und zog ihm ein Gallenfieber zu, von welchem ihn die eigene Kunst nicht zu retten vermochte.

Am glücklichsten lebte Stephan mit seinem schönen Weibe; bei der Hochzeit hatte er ihr geloben müssen, nie wieder eine Flinte anzurühren, und er hielt Wort! —

